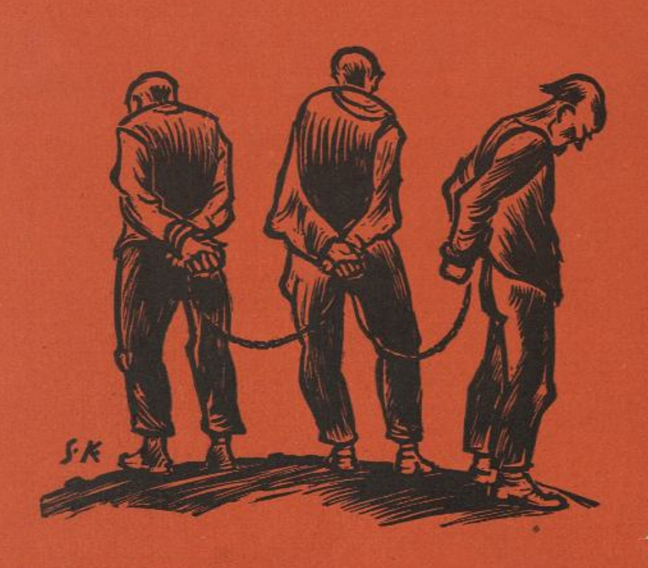
P. C. ETTIGHOFFER

Nacht über Sibirien



C. BERTELSMANN VERLAG

Nacht über Sibirien

Kriegsweihnachten 1939

P. C. ETTIGHOFFER

Nacht über Sibirien

Ein Deutscher entrinnt dem Geheimdienst des Zaren

Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

Feldausgabe

141.-160. Tausend der Gesamtauflage

Das Buch erschien unter dem Titel: Professor John abenteuert sich durch. Umschlag von Siegfried Kortemeier Gütersloh. Druck von C. Bertelsmann, Gütersloh.

Ein Deutscher entkommt den Geheimagenten des Zaren, jener berüchtigten Ochrana, die noch im Weltkriege Tausende von deutschen Flüchtlingen in die tiefsten Verliese ihrer Gefängnisse brachte. Da ist ein deutscher Wehrpflichtiger im weiten Rußland vom Ausbruch des Weltkrieges überrascht, ein Deutscher, der nicht verzagt, ein zweiter Odysseus, der durch List und Täuschung sich vor dem sichren und grausamen Tode rettet, und der alles dransetzt, um in heißem Kampf Leben, Freiheit und die deutsche Ehre zu retten.

Ein Deutscher dann auf der Flucht um den halben Erdball! Das ganze Grauen der Nacht über Sibirien hat er in seiner Seele erlebt, aber er ist nicht daran zerbrochen. Und doch fand dieser Mensch noch in der Unendlichkeit der Taiga jenen inneren Frieden, der ihm allein das harte Durchhalten möglich machte.

Vor mir sitzt nun dieser Mann, blaß, die Haut noch durchsichtig von Krankheit und Entbehrungen. In seinen stahlblauen, energischen und doch freundlichen Augen glüht Wille. Seine Stimme ist ruhig, beherrscht. Nur seine Hände, die Urkunden, Lichtbilder, Plakate und Zeitungsartikel, zum Teil in japanischer Schrift, vor mir ausbreiten, nur diese Hände zittern ein wenig und verraten innere Erregung. Denn dieser Mensch erzählt, und dieses schlichte Erzählen erschüttert mein Innerstes.

Er berichtet von Abenteuern und Erlebnissen, wie sie nur eine glühende Phantasie erfinden kann. Nein, hier ist keine Phantasie, denn jedesmal legt mir der Sprecher als Beweis ein ganz sachlich nüchternes Lichtbild, Schriftstücke oder Zeitungsausschnitte vor.

Und während er so erzählt, weiten sich die Wände meines Arbeitszimmers, und ich bin irgendwo in Sibirien oder in Japan. Und dann bin ich am Kältepol der Erde, und dann bin ich wieder in der Taiga, an der Einschlagstelle des Riesenmeteors, das 1908 im sibirischen Urwald niederging und weite Flächen, größer als deutsche Provinzen, wie durch Trommelfeuer verwüstete.

Ach, was sind die Irrfahrten des Dulders Odysseus gegen die Erlebnisse und Abenteuer dieses deutschen Mannes, den ein brennendes Heimweh trieb, der sich tapfer durch Asiens Unendlichkeit schlug!

Stundenlang sitzt er vor mir und erzählt. Ringsum schweigt die Nacht. Und dann rasseln wieder Straßenbahnen durch die frühe Dämmerung.

Beim ersten Sonnenstrahl sitzen wir uns immer noch gegenüber, beide grau, übernächtig, aber im Bann des Erlebens.

Der Mann schweigt. Er hat mir alles erzählt, seine Irrfahrten, sein Heimweh, seine Triumphe, seine Abenteuer, alles. Ich bin erstaunt über seinen Mut, erschüttert von der Tiefe seiner Leiden, aber auch belustigt über die Art, mit welch seltsamen Waffen dieser Deutsche um seine Rettung kämpfte.

Ich werde diese seltsamen Erlebnisse niederschreiben. Ich werde es tun, weil wir Deutschen heldisches Abenteuer lieben und brauchen.

Seit jener Nacht sind Monate vergangen, heute ist meine Arbeit vollendet. Noch immer steht die Nacht über Sibirien, dunkel, drohend, unergründlich, und will nicht weichen. Ein tapferes Herz aber zittert nicht. Auch jener deutsche Odysseus ging nicht unter, denn seine Seele blieb stärker als das Unglück. Sein Glaube hieß — Deutschland. Darum mußte ich dieses Buch schreiben.

P. C. Ettighoffer

Gewitterstimmung

„Nitschewo!“ sagt der zaristische Grenzbeamte und schlürft seinen Tee in großen, geräuschvollen Schlücken. „Nitschewo, das macht nichts, das hat nichts zu sagen, der Zug wird eben mal warten. Warum so eilig und so aufgeregt der deutsche Herr? Wird noch früh genug hereinkommen, wahrhaftig, das wird er.“

Der Beamte kippt das klebrige Teeglas ganz hoch, daß der letzte Tropfen in seine Kehle rinnt, beißt noch ein Stückchen von einem großen Zuckerwürfel ab, kämmt sich mit dem rechten Handrücken langsam den blonden struppigen Schnurrbart, schiebt seine steife Tellermütze ins Genick, öffnet den dargereichten Paß, einen deutschen Reisepaß mit braunem Umschlag, liest und buchstabiert.

Johann Dieterich
geboren am 13. 11. 1885 zu Elsen, Kr. Grevenbroich (Rheinland)
Beruf: Kaufmann
Gestalt (Größe): 1,75 Meter
Gesicht: oval
Farbe der Augen: blau
Farbe des Haares: blond
Besondere Kennzeichen: keine.

Er schielt zwischendurch zu dem Reisenden hin, der ungeduldig hinter dem Schalter steht, als Vorderster einer langen Reihe Wartender. Dann klappt er den Paß zu: „Karascho!“ Es ist gut!

Eine halbe Stunde später verläßt der Luxuszug nach St. Petersburg die bescheidene Grenzstation. Im Abteil 1. Klasse fährt Johann Dieterich in die Welt, in die große, schöne, freie Welt.

In diesem Augenblick fallen weit weg, auf dem Balkan, mehrere Schüsse. Sarajevo kocht vor Unruhe, und bald fiebert die ganze Welt. Das österreichische Thronfolgerpaar ist ermordet worden. Man schreibt den 28. Juni des Jahres 1914.

Gewiß, bedauerlich, höchst bedauerlich und furchtbar solch ein Mord, aber ein Kaufmann darf darob seine Geschäfte und den Zweck seiner teueren Rußlandreise keineswegs vergessen. Der Deutsche Dieterich vergißt keinesfalls, weshalb er herkam. Er ist mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet. Mehr als 30000 Mark trägt er bei sich, denn er soll im Auftrag einer großen deutschen Firma in der russischen Hauptstadt eine Niederlassung gründen.

Ein solcher Geschäftsmann kümmert sich wenig um Politik. Na ja, man liest die Zeitungen, aber dieses dumme Kriegsgeschwätz ist doch zu albern. Wer wird denn jetzt gleich an Krieg denken wegen Sarajevo? Das wird die Donaumonarchie schon mit Serbien allein ausmachen.

Und da prangt Petersburg eines Morgens im Schmuck der zaristischen und französischen Fahnen.

Präsident Poincaré fährt neben dem Zaren aller Gläubigen durch die Straßen.

Präsident Poincaré wohnt rauschenden Festen und Truppenparaden bei.

Präsident Poincaré tauscht öffentlich den Bruderkuß mit dem Herrscher aller Reußen, und drüben, auf dem linken Newa-Ufer, brüllen die Kanonen hundertstimmig dazu, und ganz Rußland ruft Viktoria!

Nicht genug. Ehe noch der französische Staatschef weiterreist, rauschen die trägen Fluten der Newa, und Admiral Beatty läuft mit einem Torpedogeschwader ein. Zu den russischen und französischen Farben werden die britischen Flaggen gehißt.

In diesem Augenblick verdeckt sich der Himmel, dieser strahlende nordische Sommerhimmel, und ganz plötzlich rollt

der Donner, mischt sich in das festliche Aufbrüllen der Geschütze. Ganz weit, im Südwesten, flammt der Horizont schwefelgelb. Die freudig gestimmte Zuschauermasse verstummt. Einige bekreuzigen sich.

Heilige Mutter von Kasan, das hat etwas zu bedeuten, das sieht nach etwas aus — — das sieht ja — — nach Krieg aus!

Schwül liegen die weißen Sommernächte über Petersburg. Musik überall, Musik und Tanz. Leben, Leben, Leben! Rußland lebt und freut sich. Die russische Hauptstadt freut sich. Der Sommer ist ja so kurz, und die weißen Nächte so melancholisch. Überwindet die Melancholie, meine Brüder, trinkt und tanzt! Was schert uns die Politik! Die ist gut für Generale und Zeitungen.

In einer dieser schwülen Nächte hat der Kaufmann Dieterich einen schrecklichen, quälenden Traum. Er sieht Krieg, Schlachtfelder, Not und Tod und Wunden. Er sieht Gefangenenlager voll Kranker und Sterbender, er sieht ganze Völker auf der Flucht. Aber dann, am folgenden Morgen, ist aller Alpdruck vorbei. Silbern wölbt sich der Himmel über Rußland. Die Sonne strahlt. Man wird mit einigen deutschen Geschäftsfreunden in ein Theater gehen, nur um den bösen Eindruck der Nacht zu verscheuchen.

Gut, er geht in ein Theater, er unterhält sich angenehm. Die Welt ist wirklich schön. Das Leben ist schön, Rußland ist schön, alles ist schön. Und wie er mit seinen Freunden zu vorgerückter Stunde wieder ins Freie tritt, sieht er kleinere und größere Menschengruppen beisammenstehen. Laute Reden schwirren hin und her. Die Deutschen nähern sich, horchen eine Weile, treten dann stumm zurück in den halbdämmerigen Raum zwischen zwei Laternen.

„Krieg! Es ist so weit, Krieg zwischen Deutschland und Rußland," flüstert einer.

„Das bedeutet Weltkrieg, meine Herren," meint ein anderer.

„Ich muß mich stellen, ich bin Einjähriger, ich werde morgen mit dem ersten Zug zur Grenze reisen," erklärt Dieterich.

„Ich werde ruhig hier bleiben, zwanzig Jahre lebe ich nun hier, bin längst nicht mehr militärpflichtig; mir wird kein Mensch ein Haar krümmen," sagt ein älterer Mann. „Krieg, das wird unter Soldaten irgendwo an einer Front ausgemacht, aber uns geht das nichts an, uns nicht."

Die Deutschen trennen sich. Morgen wollen sie sich in einer guten Gaststätte wiedertreffen.

Sie haben nicht mehr miteinander gesprochen.

Die Flucht beginnt

Der Kaufmann Dieterich begibt sich in seine Pension. Er reißt Kleider, Anzüge und Wäsche aus den Schränken und packt seine Koffer. Bereit sein ist alles. Dann streckt er sich für kurze Stunden hin, schläft aber nicht. Draußen scheint die Stadt zu kochen. Schon wieder hängt irgendwo ein Gewitter am Horizont. Mücken durchschwirren hochtönend die schwüle Luft.

Halt, ist da nicht in der Nähe der Kasanskaja-Kirche ein Verkehrsbüro, dem ein freundlicher Deutsch-Schweizer vorsteht? Jetzt gilt es, jede Verbindung und jede Möglichkeit auszunutzen. Dieser Deutsch-Schweizer wird verschwiegen sein. Hin zu ihm!

Um sieben Uhr in der Frühe verläßt Dieterich seine Pension und schlendert unauffällig durch die Straßen. Das Verkehrsbüro ist erst um neun Uhr geöffnet. Auf dem Newski-Prospekt stehen schon erregte Gruppen. Und dann gibt es eine Bewegung. Aus der Ferne klingt Militärmusik, kommt näher. Die Straße füllt sich mit Neugierigen. Achtung, da kommen sie! Wer ist's? Ein feines Garde-Regiment natürlich, das nach dem Westen abgeht.

Natürlich wird man den Krieg in Deutschland führen. Dieses Regiment, dessen Offiziere, vom Oberst abwärts bis zum kleinsten Kornett, feudale Adelsnamen tragen, soll die Ehre haben, als erstes in Berlin einzumarschieren. Herrgott, ja, Berlin! Dann werden die Deutschen wohl einsehen, daß es keinen Zweck hat, mit Rußland und Frankreich und England und vielleicht mit sonst jemand noch anzubändeln. Die Deutschen sind schlau, gewiß. Die Deutschen haben sogar den Teufel erfunden, so schlau sind sie, aber diesmal waren sie dumm, indem sie mit Rußland anbändelten.

Das Garde-Regiment marschiert, und rechts und links ist's plötzlich eine schwarze Mauer winkender und hurra-schreiender Menschen.

Der Reichsdeutsche Johann Dieterich fühlt sich einsam, sehr einsam.

„Hören Sie auf meinen wohlgemeinten Rat, versuchen Sie nicht mehr westwärts aus Rußland zu kommen. Die Grenzen sind vollkommen gesperrt. Man würde Sie als Spion erschießen. Zudem sind alle Eisenbahnlinien zur deutschen Grenze durch Truppentransporte verstopft."

Der Deutsch-Schweizer meint es gut, aber das ist alles kein Trost für Dieterich. Was tun? Er kann doch nicht hier in Petersburg bleiben. Es muß doch etwas geschehen! Es muß!

„Wissen Sie was, Herr Dieterich, nehmen Sie eine Karte nach Wladiwostok, dort sind Sie weit genug. Im Abteil 1. Klasse des transsibirischen Zuges werden Sie unbehelligt bleiben. Am Ziel gehen Sie zum amerikanischen Konsulat und lassen sich das Visum für die USA. geben, reisen dann mit dem ersten besten Dampfer ab nach San Franzisco und sind dann sehr schnell wieder in Deutschland, nach einer Reise um die Welt."

Wahrhaftig, für einen jungen Mann mit viel Geld und einem Schuß Abenteuerblut in den Adern ein verlockender Vorschlag. Dieterich wechselt sein Geld um. Er bekommt 15000 Rubel für 30000 Mark und schlendert dann unauffällig zu seiner Pension

zurück. Die Fahrkarte nach Wladiwostok soll er gegen Mittag abholen.

Er kommt an einem Polizeirevier vorbei und blickt in den Hof, wo Menschen dichtgedrängt beisammenstehen, weinend, jammernd, Schrecken in den Zügen. Verbrecher? Spione? Nein, Deutsche. Jawohl, Deutsche!

Aber das sind doch keine Militärpflichtigen!

Einerlei, es sind Deutsche, und deshalb werden sie festgenommen. Was hat man mit ihnen vor?

Der Mann draußen am Tor des Polizeigebäudes weiß nun, daß er Petersburg so rasch wie möglich verlassen muß. Nur weg aus dieser feindseligen Stadt.

Er fährt zu seiner Pension zurück, stürzt die Treppe hinauf. Und da kommt ihm die Pensionsmutter mit aufgeregt emporgehobenen Händen entgegen: „Herr, was haben Sie getan? Die Polizei ist schon zweimal hier gewesen und hat nach Ihnen gefragt. Sie werden doch wohl nichts getan haben! Bedenken Sie doch nur, meine Pension steht in ausgezeichnetem Ruf sowohl bei der Polizei wie bei den Steuerbehörden. Nein, Sie werden mir das nicht antun, mein Herr, ich habe nie etwas Unliebsames mit der Polizei — —“

Der Deutsche drückt die Jammernde sanft beiseite, schließt seinen Koffer ab, legt einen größeren Geldschein auf den Tisch, als Trostpflaster sozusagen, rast die Treppe hinunter, ruft noch zurück: „Man wird mein Gepäck gleich abholen, hören Sie, Mamascha!“

„Gott segne Sie auf allen Wegen! Sie sind ein guter Mensch,“ schreit ihm die zungenfertige Vermieterin nach und nestelt den Geldschein in ihren Busenausschnitt.

Jetzt aufgepaßt! Auf der Straße ist die Sicherheit viel größer als im Hause selbst, wo jeden Augenblick die Polizei erscheinen kann. Eine Droschke rollt vorbei. Dieterich winkt sie heran, gibt dem bärtigen Kutscher den Auftrag, da oben seinen

Kabinenkoffer zu holen. Der Kutscher geht, erscheint bald wieder, und dann geht es rasch zum Hauptbahnhof, wo das Gepäck vorerst mal zur Aufbewahrung gebracht wird. Nun hin zum Verkehrsbüro! Und die Fahrkarte besorgt!

Der Deutsch-Schweizer kommt Dieterich aufgeregt entgegen: „Um des Himmels willen, sprechen Sie französisch oder englisch mit mir. Man wird Sie sonst verhaften. Jeder lauscht und spitzelt. Und noch eine böse Geschichte: Sie können keine Fahrkarte mehr bekommen. Alles beschlagnahmt, alles!“

Ein Keulenschlag ist das. Furchtbar! Was nun?

„Ruhe, es gibt noch einen Ausweg, eine Möglichkeit, Herr Dieterich. Ihr Französisch ist gut, was sage ich, ist ausgezeichnet. Reisen Sie als Franzose oder Belgier auf der noch freien Eisenbahnlinie nach Rybinsk, wo die Wolga schiffbar ist. Besteigen Sie dort einen Dampfer und fahren Sie 14 Tage oder drei Wochen lang stromab bis Samara. Bis dahin wird die Strecke nach Wladiwostok zweifellos für den Publikumverkehr frei sein. Auf solch einem Dampfer bleiben Sie unbelästigt. Wer würde es wagen, einen Reisenden der 1. Klasse nach Pässen usw. zu fragen? Sie übernachten auf dem Schiff und brauchen sich für diese Zeit nirgendwo polizeilich zu melden. Kurzum, Sie verschwinden mal für drei Wochen aus dem Gesichtskreis, und bis dahin ist der Krieg beendet. Bedenken Sie nur, mit den Maschinengewehren, mit den großen Geschützen und was man jetzt alles hat. Sie werden sehen, daß alles in ein paar Wochen beendet ist.“

„Gewiß, gewiß, Sie haben recht. Ich danke Ihnen für den vorzüglichen Rat. In einigen Wochen muß der Krieg ja sowieso beendet sein. Haben Sie Dank —!“

Der Deutsche geht. Die russische Hauptstadt kocht vor Eifer, Kriegspsychose und Unruhe. Überall Spionagefurcht. Aufgepaßt! Immer nur aufgepaßt! Erst recht am Bahnhof. Die Fahrkarte 1. Klasse nach Rybinsk wird aber ohne Schwierig-

keiten ausgehändigt. — Just im allerletzten Augenblick erreicht der Deutsche sein Abteil. Der Träger schiebt ihm den Koffer nach, und schon fährt der Zug. Draußen steht der Dienstmann und verbeugt sich stumm dreimal gegen den davoneilenden Zug. So hoch ist das Trinkgeld ausgefallen.

Der Bahnsteig schiebt sich weg, dann gleiten Vorstädte vorbei. Und jetzt erst schaut Dieterich zu seinem Mitreisenden hinüber, und da kriecht es eiskalt in ihm empor. Dort sitzt ein russischer Offizier, der ihn unverwandt anstarrt, hin und wieder auch den Koffer mustert. Nicht genug, der Russe, ein älterer Major, sagt plötzlich:

„Nicht wahr, Sie sind Belgier?"

Wieso, woher weiß er, daß Dieterich sich als Belgier ausgeben will? Hat er das Gespräch im Reisebüro mit angehört? Natürlich hat er das! Er ist hier, um den sicher gefährlichen deutschen Spion festzunehmen. Vorerst will er ihn noch zappeln lassen, ihm Angst einjagen, um ihn recht mürbe zu machen. Natürlich, so ist es. Verloren, alles aus und verloren!

Wirklich verloren?

„Herr Major, ich bewundere Ihren Scharfsinn, aber sagen Sie mir doch nur eins: Wieso merken Sie, daß ich Belgier bin?"

Der alte Herr tut geschmeichelt und lächelt: „Wissen Sie, ein alter Soldat wie ich, hat eine gute Beobachtungsgabe. Ich las da vorne auf Ihrem Koffer den Eisenbahnvermerk ‚Bruxelles—Cologne'. Daraus entnehme ich, daß Sie aus Brüssel stammen und dort Ihren Koffer nach Köln aufgegeben haben, um von Köln aus hierher zu fahren. Stimmt's?"

Der Deutsche lachte: „Mein Herr, es stimmt, es stimmt haargenau. Da sieh mal einer an, was so ein Soldatenauge alles sieht, potztausend noch einmal!"

Sie sprechen französisch. Der Major ist froh, seine mühsam erworbenen französischen Kenntnisse anbringen zu können.

„Nach Ihrer belgischen Heimat werden Sie wohl jetzt nicht zurückkönnen, denn der Weg durch Deutschland ist schon gesperrt. Übrigens kennen Sie Köln? Das muß doch eine recht schöne Stadt sein. Aber sie ist bereits von französischen Truppen belagert. So heißt es im neuesten Extrablatt. Wenn wir nicht voranmachen, werden uns die Franzosen nichts mehr von diesem Deutschland übriglassen, haha! Wissen Sie, offen gestanden, für Deutschland habe ich immer gewisse Sympathien empfunden. Lebensart haben sie zwar nicht, die Deutschen, denn sie nehmen alles so schwer wie nur möglich, aber ihre Erfindungen, ihr Können, ihre Wissenschaften, ja das fehlt eben allen anderen Völkern, wir wollen uns darüber klar sein, mein Herr."

Dieterich nickt kräftig. Ja, so ist es. Und dann erzählt er dem Russen von Köln und muß aufpassen, daß seine Augen nicht feucht dabei werden.

Und wo will er denn jetzt hin, der Herr aus Belgien? Soso, eine Fahrt die Wolga abwärts bis Samara. Ja, das ist mal ein schlauer Gedanke. Das ist eine herrliche Erholungsreise bei diesem wundervollen Augustwetter. Ja ja, das ist noch schöner, als in den Krieg ziehen. In Deutschland, wo die Armeen des Zaren demnächst kampieren werden, gibt es doch sicher keine solchen Ströme wie die Wolga. Ach ja, es geht nichts über Mütterchen Wolga.

Scharfe Kontrolle in Rybinsk. Der Deutsche geht, angelegentlich und eifrig französisch plaudernd, neben dem Major an den Posten vorbei. Die Uniform des Offiziers ist auch für ihn Ausweis genug. Wer so mit einem russischen Stabsoffizier auf freundschaftlichem Fuß steht, der mag passieren. Karascho!

Es dunkelt schon. Die Droschke schleicht schier durch die staubigen, pflasterlosen Straßen. Dieterich begleitet zuerst den alten Major zu einem Hotel, dann läßt er sich sofort zur Landungsbrücke befördern. Er kauft sich einen Fahrschein 1. Klasse

in einer Teestube, die als Warteraum dient, und begibt sich auf den Raddampfer, der leise auf den dunklen Wellen schaukelt. Alle Trossen kreischen. Sonst kein Geräusch. Nur ein Hund bellt heiser, als der Deutsche mit einem Matrosen, der den Koffer trägt, über die schmale Landungsbrücke schreitet.

Ein freundlicher Steward in schlohweißem Kittel führt den Reisenden in eine verschwenderisch ausgestattete Kabine. Fließendes kaltes und warmes Wasser, ein famoses Bett, echte Teppiche, elektrisches Licht, alles groß, behaglich, reich. Der reiche Russe liebt jede Bequemlichkeit beim Reisen. Diese Kabine aber ist mehr als bequem. Sie ist ein Stückchen Schlaraffenland.

Du klingelst, und der Schlohweiße hüstelt diskret an der Tür und klopft dann, Einlaß begehrend. Du bestellst Kaviar und Sekt und alles, was russische Schlemmer lieben. Und siehe, alles ist da. Dieser Wolgadampfer ist ein schwimmendes kleines Luxushotel.

Nur zehn Fahrgäste, alles Ausländer, Amerikaner und Engländer, birgt die Luxusklasse. Drunten aber, im Zwischendeck, das mit seinen Geräuschen und Gerüchen streng von der weißen Vornehmheit getrennt ist, lebt und haust die eng zusammengedrängte Masse der armen Passagiere, der Bauern, der Schiffer und der Muschiks. Manchmal wimmert eine Ziehharmonika, und eine helle, fast reine Stimme singt: „Wolga, Wolga matsch' rodaja — —“ Und vielstimmig fallen sie ein und singen langsam die zwanzig und mehr Strophen des gefühlvollen Liedes.

Die Luxuspassagiere lauschen. Hagere Amerikanerinnen sind gerührt und finden den Song very nice.

Die Schiffsmaschine stampft. Am Heck verschwinden die letzten Lichter von Rybinsk. Die Wolga gleitet dahin.

Professor John kommt zu seinem Namen

Man beobachtet sich. Jedermann ist jetzt doppelt vorsichtig, jetzt, in rauhen Kriegszeiten. Man kann nie wissen, wer da bei Tisch neben einem sitzt, ob es nicht ein Erzspion ist, der einem die Sauce anreicht oder freundlich zuprostet. Oder ob nicht ein Bombenwerfer gefährlichster Art nebenan in der benachbarten Kabine atmet. Wer weiß?

Was natürlich diesen neuen, in Rybinsk zugekommenen Fahrgast anbetrifft, so scheint recht bald jedes Mißtrauen überflüssig. Wie hat sich doch dieser Herr vorgestellt? Mister John Dieterich aus Brüssel? Klingt wohl etwas deutsch, dieses Dieterich, natürlich, weil der Herr aus flämischer Familie stammt, was denn sonst? Aber sein Beruf? Man ist neugierig auf solch einem Schiff.

Mister John Dieterich spielt entzückend Klavier. Mister John spricht entzückend französisch und englisch. Mister John Dieterich kennt sich aus in allen Wissenschaften und in jenen Dingen, für die ein echter Angelsachse meist nicht viel übrig hat.

Warum Geschichte und Sprachen? Mit seiner Muttersprache kommt der Brite und Amerikaner ja überall durch, und was auf diesem runden Erdball nicht britisch ist, das ist amerikanisch und umgekehrt. Mit kleinen Ausnahmen natürlich.

Aber wenn einer so gelehrt ist wie dieser Belgier, so muß er mindestens ein Professor sein. Zwar noch ein junger Professor, aber gerade seine Jugend beweist seine Tüchtigkeit. So kommt es, daß eines Tages der deutsche Flüchtling Johann Dieterich auf dem Wolgadampfer als „Professor John“ begrüßt wird. Den Nachnamen Dieterich lassen die Fahrgäste einfach weg, aus Bequemlichkeit. Das klingt so viel vertraulicher und ist ein Zeichen, daß das Eis des Mißtrauens endgültig gebrochen ist.

Professor John! Ein Fingerzeig vom Himmel. Gut, der Flüchtling wird nunmehr Professor John sein, weiter nichts.

Die Schiffsmaschine stampft. Stundenlang, besonders um die heißen Mittagsstunden, ist dieses Maschinenstampfen das einzige Geräusch. Ohne Erschütterung, scheinbar ohne Bewegung gleitet der Dampfer dahin, zerpflügt mit spitzem Bug die fast spiegelglatte Fläche der Wolga, deren einsame, eintönige Ufer fast unmerklich weichen und vorbeigleiten. Nur zweimal, höchstens dreimal am Tage hält das Boot. Irgendwo in diesem weiten, unendlichen Rußland. Morsche Landungsbrücken ragen da in den Strom. Im Hintergrund erblickt man dann eine Zwiebelturmkirche mit leuchtender Vergoldung.

Zuerst haben die Angelsachsen jedesmal ihre Reiseführer hervorgeholt, darin geblättert und Karten verglichen, um die Namen jener Ortschaften zu erfahren. Ob es dort wohl etwas Wissenswertes oder gar Sehenswertes geben mag? Nein, hier schläft die weite Welt. Was soll in solch einem russischen Dorf schon lossein? Ein Dorf gleicht dem anderen. Man wird den Reiseführer nicht mehr befragen. Es lohnt sich nicht, es lohnt sich gewiß nicht.

Doch halt, jetzt gibt es Bewegung. Jetzt tritt große Unruhe auf dem Schiff ein, Aufregung durch zwei Polizisten, die nach den Pässen der Fahrgäste zu forschen haben.

„Meine Dame,“ sagt der stets höfliche Professor John zu einer sehr alten, sehr schmucküberladenen Amerikanerin, „Sie wollten doch immer gern Beethovens Mondschein-Sonate hören. Ich glaube heute in der inneren Verfassung zu sein, Ihnen dieses herrliche Werk vortragen zu können. Dürfte ich bitten!“

Mit eleganter Geste bietet Professor John der Amerikanerin seinen Arm, führt sie hinüber zum Klavier, setzt sich hin, läßt das Instrument rauschen und tönen. Nun betreten die Polizisten säbelrasselnd den Salon des Dampfers. Die Gäste ziehen ihre Pässe. Jeder hat den seinigen gleich zur Hand. Ein Fremder, der in einem kriegführenden Land reist, muß seinen Paß selbstverständlich immer rasch bei der Hand haben. Auch die alte Amerikanerin neben dem Klavier reicht ihren Ausweis hin, reicht ihn den Beamten, ohne einen Blick von Professor Johns Händen zu wenden.

Und Professor John? Was tut er, was denkt er?

Er spielt hingegeben und merkt, wie seine Kinnladen zucken und zittern, wie seine Fingerspitzen weiß werden.

Die beiden Russen stehen und lauschen. Warum bleiben sie stehen? Wollen sie das Ende des Musikstückes abwarten, um dann wuchtig ihre Hand dem Spieler auf die Schulter zu legen? Oder wollen sie sich an der Angst des Opfers weiden? Nein, sie warten tatsächlich das Ende der Sonate ab. Wie schnell doch so eine Sonate beendet sein kann! Durch Phantasieren verlängern? Ja, richtig, phantasieren! — phanta . . .

Ganz leise krachen die Dielen. Dieterich blickt in die polierte Fläche des aufgeschlagenen Klavierdeckels und sieht die beiden Beamten sich auf den Zehenspitzen entfernen, aus dem Salon verschwinden.

„Bravo, Professor John, Sie haben himmlisch gespielt!“ schmeichelt die alte Amerikanerin und klatscht in die Hände, daß die Perlketten an ihrem Hals und die Platinreifen an ihren Gelenken klirren.

„Sie haben gespielt wie um Ihr Leben, Professor John,“ sagt ein Engländer. „Sie hörten und sahen nichts mehr. Sie haben sogar die Paßkontrolle darüber verpaßt, hahaha. Die beiden Polizisten wagten nicht, Sie anzutippen, weil Sie so ganz hingerissen, ja wie verzaubert spielten. Sie sind ein begnadeter Künstler, Professor John!“

Ein leises Zittern läuft durch den Dampfer. Langsam beginnt das Ufer zu weichen. Die vergoldeten Zwiebeltürme drüben gleiten rückwärts. Der Professor verspürt plötzlich eine große Übelkeit. Er entschuldigt sich rasch, entzieht sich seinen Bewunderern und geht in die Kabine. Der Steward ist soeben mit

dem Herrichten des Bettes beschäftigt. Es will schon Abend werden.

„Herr Professor," sagt er ganz empört, „sollte man das für möglich halten?! Drei Deutsche waren auf unserem Schiff. In der zweiten Klasse. Eine Dame und zwei Herren. Drüben gehen sie, sehen Sie, am Ufer, zwischen den beiden Polizisten. Toll, was?!"

Der Gong läutet zum Abendessen. Auf dem schmalen, schlechten Saumpfad am Ufer der Wolga marschieren die drei Festgenommenen. Die Dame kann kaum gehen, vor Schrecken oder Mattigkeit. Dieterich ballt ohnmächtig die Fäuste. Langsam bleibt die trostlose Gefangenengruppe zurück.

Der Gong läutet zum zweitenmal, sanft, höflich, bittend: „Na, kommt doch her! Nun kommt doch! Wir haben doch so schön gekocht, für Euch, ihr Majestäten, unsere Gäste. Kommt, sonst wird die Poularde kalt und der Wein warm — —"

Rechts, im fernen Westen, dort, wo Deutschland liegt, ist der Himmel blutigrot vom letzten Glanz der untergehenden Augustsonne.

Die Muschiks im Zwischendeck singen:

„Wolga, Wolga, quer durch Mütterchen Rußland — —"

Ein großer Bluff

Nishnij-Nowgorod ist da, mit grünen Kuppeln und Zwiebeltürmen, mit Blockhäusern und Holzbauten. Nishnij-Nowgorod ist Umsteigestation, aber der Anschlußdampfer fährt erst am folgenden Tag. Also muß ein Hotel aufgesucht werden. Der Steward empfiehlt Hotel National. Ein prächtiger Mensch, dieser Steward. Er will sogar das Gepäck auf das andere Schiff besorgen und jetzt schon die Luxuskabine für den Belgier Professor John mieten. Ein reichliches Trinkgeld hat ihn zu diesem Diensteifer angeregt.

Kaum hat der Deutsche den Dampfer verlassen, nach bewegtem Abschied von den Mitreisenden, die von hier aus wieder zurückkehren wollen, da sieht er zwei Polizisten herbeieilen. Die beiden Beamten schwitzen vor Eifer. Sie haben sich verspätet. Längst hätten sie da sein müssen, um auf der Landebrücke den Aussteigenden die Pässe abzuverlangen. Jetzt sind die meisten Reisenden leider schon ausgestiegen. Aber nun sollen die Einsteigenden für die Rückfahrt desto gewissenhafter kontrolliert werden. Ordnung muß sein im Staate. Wo käme man sonst hin!

Dieterich begibt sich zum Hotel National, mietet ein Zimmer und plaudert mit dem Portier. Und wie er so steht und über das Wetter und die neuesten russischen Siegesnachrichten spricht, kommen zwei Polizisten die teppichbelegte Treppe herunter. In ihrer Mitte schreitet ein Herr, ein Gefangener.

„Wieder ein Deutscher," flüstert der Portier, als die drei Männer vorbei sind. „Sie werden mir meine Offenheit sicher nicht verübeln, Herr. Wissen Sie, ich bin ein internationaler Fachmann. Habe in großen Häusern Westeuropas gedient. Ich muß sagen, seien Sie mir nicht böse, mein Herr, die Deutschen sind angenehm. Jawohl, und mit Trinkgeldern knausern sie nicht, das muß ich sagen. Was soll das noch geben, wenn der Krieg noch ein Jahr dauert? Was soll das geben, Herr?"

Dieterich zuckt zusammen: „Um alles in der Welt, wie können Sie mich denn so erschrecken! Wie könnte denn der Krieg noch ein volles Jahr dauern? Ist doch unmöglich!"

Der Flüchtling schläft nur leicht. Sein Unterbewußtsein belauert jedes Geräusch da draußen in Fluren und auf Hotelgängen. Und da schreckt Dieterich jäh zusammen. Man hat an seine Tür geklopft. Eine Sinnestäuschung? Nein, es klopft jetzt wieder, und die Stimme des Stewards meldet, daß der Koffer besorgt, die Kabine bestellt ist, und daß der Dampfer im Laufe

des Vormittags abfahren wird. Dem Herrn Professor möge die Reise angenehm sein.

Rasch die Uhr! Es ist noch nicht sechs Uhr in der Frühe. Aufgestanden! Gehandelt! Eine halbe Stunde später verläßt der Professor John Dieterich das Hotel National, höflich gegrüßt vom Portier, der noch an der Tür raunt: „Passen Sie mal auf, Herr, der Krieg wird ein volles Jahr und vielleicht noch ein paar Wochen darüber dauern. Ich bin ein internationaler Fachmann und kenne was von der Welt. Reisen Sie glücklich, Herr!"

Der Dampfer nach Samara liegt hell und still an der Landebrücke, ein schönes, großes Schiff, ein bequemes Schiff, wie es scheinen will. Und weit und breit noch keine Polizei, nichts. Dieterich schreitet ungehindert über die Landebrücke, meldet sich beim Obersteward und wird in die gemietete Kabine geführt. Er läßt sich sein Frühstück dorthin bringen und schließt sich dann ein, um auszuruhen.

Bald wird es lebendig auf der Landebrücke. Passagiere kommen in großer Zahl, meist Leute für das Zwischendeck, Männer und Frauen mit großen Bündeln. Der reisende Russe nimmt meist sein ganzes Bettzeug mit. Und an der Landebrücke stehen jetzt zwei Polizisten, die streng jeden einzelnen Menschen an sich vorbeilassen, aber erst, nachdem der Paß geprüft und für gut befunden worden ist. Der Flüchtling spürt ein dankbares Gefühl in sich aufsteigen. Der Himmel ist mit ihm. Der Himmel wird weiter mit ihm sein. Er wird die Heimat wiedersehen. Bestimmt wird er sie wiedersehen. Jetzt sitzt er geborgen auf dem Dampfer, hat die gefährliche Paßkontrolle umgangen. Der Tag ist warm. Der Himmel ist blau. Die Wolga fließt unendlich. Ach, das Leben ist schön!

In Kasan kommt plötzlich wieder eine Kontrolle an Bord. Dieterich hat sie zu spät bemerkt. Er steht am Bug des Schiffes

und hält Ausschau, und da schreiten sie schon auf ihn zu. Nein, sie haben ihn noch nicht erblickt, weil er durch die Ankerwinde verdeckt ist; aber in einer halben Minute werden sie bei ihm sein und seinen Paß fordern. Ausweichen? Weglaufen? Wohin? Unmöglich, glatt unmöglich! Bleibt nur noch ein Ausweg, ein ganz schwacher, schier hoffnungsloser Versuch: der Deutsche bückt sich, zwängt seinen schlanken Körper zwischen den Streben der Brüstung hindurch, klettert hinab und hält sich an einem Vorsprung fest. Sein Körper baumelt im Leeren. Vier oder sechs oder noch mehr Meter unter seinen Sohlen beginnt erst die gelbe Fläche des Stromes. Er kann die Entfernung nicht abschätzen, er weiß nur, daß er fast hoffnungslos hängt.

Wie lange hängt er da? Eine Viertelstunde? Nein, höchstens zehn Sekunden! Die Beamten sind gerade am Bug und schnüffeln sogar an den Taurollen herum. Es könnte sich ein Spion in ihren Ringen verborgen haben. Für sie unsichtbar hängt der Flüchtling und spürt, wie ihn seine Kräfte verlassen.

Keine halbe Minute mehr wird er diese Anstrengung aushalten, zumal seine beiden Hände keinen richtigen Griff finden. Wird man ihn vom nahen Ufer aus nicht sehen? Sein weißer Bordanzug tarnt ihn ja gut, hebt ihn kaum ab vom gleichfalls blendenden Weiß der Schiffswand. Aber wenn sich einer der Polizisten jetzt überbeugt? Er braucht ja nichts zu suchen, er kann nur mal die Tiefe des Wassers abschätzen wollen oder zuschauen, wie sich die Wellen an der Bugspitze teilen, eine immerhin schöne Unterhaltung für Landratten.

Aber nein, die Beamten schauen nicht über Bord. Sie entfernen sich langsam, gräßlich langsam. Der Deutsche nimmt seine ganze Kraft zusammen und will sich hochziehen, aber die Muskeln versagen. Mit den Beinen läßt sich die zurückfliehende Wand der Bugspitze nicht erreichen.

Soll er sich verlorengeben? Soll er sich fallen lassen, in die Wolga und schwimmend das Schiff von der Stromseite erreichen?

Wird er dort überhaupt hochklettern können? Wird dieses unfreiwillige Bad in voller Kleidung nicht erst recht großes Aufsehen erregen?

Mit letzter Kraft versucht Dieterich noch einmal den Klimmzug, und siehe, in der Verzweiflung gelingt es ihm, an Bord zu kommen. Schwer atmend liegt er eine Weile hinter den Tauen, schleicht dann in seine Kabine. In diesem Augenblick werden die Verbindungen mit der Landebrücke gelöst. Das Schiff stößt ab und schwimmt südwärts, gen Samara.

Drüben am Ufer nimmt ein Frachtschiff gewaltige Berge Wassermelonen auf. Dann sind es wieder die Schleppzüge mit singenden Wolgaschiffern am Seil. Tagelang, wochenlang. Die Wolga will kein Ende nehmen.

Als Oberleutnant des Zaren nach Orenburg

Ganz früh, an einem strahlenden Morgen, legt der Dampfer in Samara an. Der Deutsche stürzt vom Schiff, noch ehe eine Paßkontrolle die Landebrücke besetzt hat. Er nimmt den Schlüssel zu seiner Kabine mit. Alle Rechnungen hat er am Vorabend beglichen, die unvermeidlichen Trinkgelder reichlich ausgeteilt. Er geht zum Bahnhof, um von hier aus Möglichkeiten zum Weiterkommen zu suchen. Unterwegs sieht er die ersten Kosaken, wilde, verwegene Kerle, die wie Teufel durch die Straßen reiten, daß der Staub des pflasterlosen Fahrdammes hinter ihnen wirbelt. Geschlossen der Bahnhof. Also hin zur Teestube. Eine Zuflucht für alle Welt, solch eine Teestube.

Der Teestubenbesitzer, ein alter Tatar, begrüßt den Fremden mit vielen Bücklingen. In diesem Augenblick marschiert draußen auf der staubigen Straße ein Zug Gefangener vorbei. „Es sind Deutsche, lauter Zivilisten,“ sagt der Tatar. „Arme Deutsche! Gute Deutsche!“ fügt er hinzu.

Er schaut seinen Gast an, sieht ihn freundlich lächeln und erkennt sofort, daß er es nicht mit einem Russen zu tun hat.

„Russen sind böse Leute. Deutsche und Türken sind gut,“ sagt der Tatar.

„Ich bin ein Deutscher, helfen Sie mir, einem Deutschen, auf der Flucht vor den Russen,“ erklärt Dieterich.

„Allah segne dich und deine Wege! Aber komm, verbirg dein Antlitz in der Sicherheit meiner bescheidenen Wohnung!“ ermahnt der überraschte Moslem und zieht seinen Gast in ein rückwärtiges, ganz mit Teppichen ausgestattetes Zimmer.

„Hier in Samara kannst du nicht bleiben, Deutscher. Die Eisenbahn nach Wladiwostok darfst du nicht benützen, denn du kämst nicht weit. Alles steht unter Aufsicht. Aber die Wüstengrenze nach Persien zu ist so gut wie unbewacht. Alle Soldaten des Zaren würden nicht ausreichen, diese Grenze durch die öde Sandsteppe zu bewachen. Geh, Freund, in der Steppe wird man dich nicht erreichen. Reise von hier nach Orenburg, überschreite den Uralfluß und reite auf dem Rücken eines schnellen Kamels nach Süden. Kirgisen und Tataren brauchst du nicht zu scheuen. Sie fürchten den Sultan in Istambul mehr als den Zaren in Petersburg. Hier, nimm diese Adresse. Es ist die eines Geschäftsfreundes in Orenburg. Er wird dir alle Fluchtmöglichkeiten besorgen. Du wirst bald in deiner Heimat sein, Deutscher! Inch-Allah!“

Dieterich dankt gerührt. Der Tatar wehrt ab. Er hat nur seine Pflicht getan, seine Pflicht dem Gast gegenüber, der jedem Moslem unantastbar sein muß.

Aber wie ist es mit dem Gepäck? Das Gepäck des Deutschen ist ja noch auf dem Wolgadampfer! Es muß zum Bahnhof gebracht werden. Unter keinen Umständen darf der Deutsche jetzt selbst hingehen. Er würde der Polizei in die Arme laufen. Aber Hamed, der Diener im Teehaus, wird den Gang tun und

richtig besorgen, natürlich gegen ein kleines Trinkgeld, wenn der Herr so freigebig sein will.

Hamed zieht los. Kommt er wieder mit dem Koffer, den er nicht etwa in die Teestube, sondern geradeaus zum Bahnhof zu bringen hat, dann ist das ein Zeichen, daß alles in Ordnung ist. Aber er könnte ja auch in Begleitung eines Polizisten daherkommen. Na, dann allerdings müßte er vergessen, wo sich der Fremde aufhält, der ihm den Auftrag gab, diesen Koffer abzuholen. Wird wohl schon auf dem Bahnsteig am Zug stehen, dieser Fremde.

Dieterich und der Tatar lauern hinter den Scheiben und sehen Hamed daherkommen, verschmitzt lächelnd. Die Sache hat geklappt. Der Kabinenschlüssel ist abgeliefert. „Allah sei mit dir, Herr!" sagt der Tatar und küßt seinen Gast auf die Stirn. Eine halbe Stunde später steht der Flüchtling am Bahnhof zu Samara mit einer Fahrkarte erster Klasse nach Orenburg.

Im Wartesaal von Samara drängen sich die Menschen. Es sind durchweg Soldaten. Sie liegen auf dem Fußboden, sie lungern überall herum. Die Luft ist verpestet vom Qualm ihrer billigen Zigaretten und von den Ausdünstungen ihrer Stiefel. Es riecht nach Soldat.

Die paar Zivilisten, die hier seit Stunden sitzen, eingekeilt zwischen Uniformen, scheinen wohl vergebens zu warten. Strenge Kontrolle da draußen. Nur Militär darf fahren. Wann es fahren wird, das steht noch nicht fest. Vielleicht in einigen Stunden, vielleicht bald, möglich auch erst in einem oder in zwei Tagen. Spielt keine Rolle, nitschewo. Der Krieg wird noch lange dauern. Man kommt früh genug dorthin, wohin einen Väterchen Zar schickt.

Die Glocke ertönt, jene Glocke, die auf den russischen Bahnhöfen das Zeichen zur Abfahrt eines Zuges gibt. „Nach Orenburg!" brüllt ein bärtiger Beamter. Es geht schon auf Mitternacht.

Die Soldaten erheben sich schlaftrunken. Auch ein Zivilist erhebt sich. Wie kommt der dazu? Er soll ruhig in seiner Ecke bleiben und schlafen. Er kommt ja doch nicht mit.

„Nur für Militär!" schnauzt der Beamte an der Sperre und will den Zivilisten zurückdrängen, doch der stemmt sich vor und reicht erneut seine Fahrkarte erster Klasse hin: „Ich bin Offizier!"

Was aber nun, wenn der Beamte irgendein Papier, eine Legitimation, einen Ausweis fordert? Kann jeder sagen, daß er Offizier ist! Der russische Beamte denkt aber nicht so weit, nimmt die Karte entgegen, knipst sie. „Karascho!"

Aufatmend schreitet der Zivilist dahin, zwischen Soldaten des Zaren. Er sucht sich mit Bedacht ein Abteil aus. Überall Offiziere. Endlich in einem Wagen ein einzelner junger Unterleutnant, der zudem nur eine Fahrkarte zweiter Klasse besitzt, wie Dieterich zufällig gesehen hat. Der Deutsche legt seine Karte erster Klasse für Augenblicke recht deutlich auf die Polsterbank.

So ein Militärzug ist unantastbar. Wer wird es schon wagen, solch einen Zug zu kontrollieren? Deshalb darf Dieterich ruhig schlafen. Drüben, auf der anderen Polsterbank, schnarcht ja auch schon der junge Unterleutnant. Nicht einmal sein Monokel hat der schneidige Krieger abgelegt. Noch im Schlaf sitzt es wie angewachsen unter seinem Stirnknochen. Ein vollendeter Kavalier, dieser junge Herr.

Am frühen Morgen erwacht der Flüchtling, weil der Zug plötzlich irgendwo hält. Er tritt ans Fenster und sieht die Soldaten mit allerlei Geschirr an den Warmwasserkessel stürzen, der in jedem russischen Bahnhof zur Teebereitung steht. In diesem Augenblick erwacht auch das Monokelgesicht, beugt sich hinaus und schreit nach seinem Burschen.

Was soll nun der Zivilist machen? Als echter Offizier muß er einen Burschen haben, selbst wenn er in Zivil reist. Er beugt

sich gleichfalls aus dem Abteil und winkt einen vorübergehenden Soldaten herbei, reicht ihm einen Zehnrubelschein, beauftragt ihn, Tee, Brot, Butter und Eier zu kaufen, kurzum, ein anständiges Frühstück, und nicht zu knapp.

Der Soldat reißt die Hacken zusammen und sagt:

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant! Soll ich Euer Hochwohlgeboren auch noch Zigaretten mitbringen?“

Der Deutsche ist verblüfft. Wieso Oberleutnant? Wahrscheinlich eine Verwechslung, aber das ist gut so, allein schon, um dem Monokelgesicht im Abteil die nötige Achtung beizubringen. Jetzt wird der Unterleutnant nicht mehr wagen, ohne weiteres ein Gespräch anzuknüpfen, vielleicht gar ein Gespräch über militärische Dinge, eine Fachsimpelei, der ein preußischer Einjähriger, und spräche er noch so glänzend russisch, unter keinen Umständen gewachsen wäre.

„Jawohl, auch Zigaretten,“ sagt der Zivilist und rollt das „r“ so, wie es die gebildeten Weißrussen mit Vorliebe tun.

An jeder weiteren Station erscheint der Soldat, grüßt stramm und fragt nach Wünschen oder Befehlen seines „Oberleutnants“. Er tut dies gern, denn immer fällt für ihn ein Trinkgeld ab. Dieser Oberleutnant ist scheinbar ein Großgrundbesitzer, dem es auf einen Fünfrubelschein nicht ankommt.

In der darauffolgenden Nacht wird Orenburg erreicht. Von hier aus muß die Flucht nach Süden gelingen, durch die unendliche Kirgisensteppe. Hier endet Europa. Drüben, auf dem flachen Steppenufer des Uralflusses, beginnt Asien, beginnt die Unendlichkeit, in der ein Flüchtling verschwindet wie ein Stecknadelkopf in einem Sandhaufen. Die Häscher des Zaren müssen dann schon aufpassen, wenn sie jetzt noch den Einjährig-Freiwilligen Dieterich, alias Professor John, finden wollen.

Hier in der weiten Steppe hört die Macht des Zaren auf, hier müssen die besten Beamten seiner Ochrana versagen. Wer wird ihn jetzt noch haschen können, diesen Menschen, dem es ge-

lungen ist, ungehindert von Petersburg bis an die Grenze Europas zu gelangen, durch hundert Fährnisse, an hundert Aufsichten und Polizisten vorbei, ohne Paß, ohne das geringste Papier? Ist das Abenteuer des Professors John nun bald beendet?

Nein, es hat just begonnen.

Fluchtpläne

Was tut ein Fremder mitten in einer unbekannten Stadt, dazu noch bei nachtschlafender Zeit? Er sucht zuerst mal ein Hotel. Aber wo und wie? Hier in Orenburg stehen die vornehmen Häuser nicht gerade an jeder Ecke. Und wo Dieterich ein Hotel trifft und vorspricht, muß ihm der Portier mit dem höflichsten Ausdruck des Bedauerns mitteilen, daß leider alles besetzt ist. Also zurück zum Bahnhof, in den Wartesaal, die Unterkunft und Zuflucht aller Obdachlosen in diesem weiten Rußland. Doch in Orenburg scheinen sie neue Sitten einführen zu wollen. Sie jagen um ein Uhr in der Frühe alle Schläfer hinaus auf den kalten, zugigen Vorplatz.

Der Flüchtling durchstreift die Straßen. Marschiert, um sich zu erwärmen. Paust auf irgendeiner Bank und marschiert dann wieder. Sein Gepäck liegt am Bahnhof in der Aufbewahrung. Käme doch bald der Morgen!

Keine Nacht ist ohne Ende, und nach Stunden der kalten Finsternis bricht irgendwann der junge Tag hervor. Und dieser junge Tag findet einen übernächtigen Menschen auf einer Bank in der schon spätsommerlich gefärbten Uralufer-Anlage von Orenburg, an der Grenze Europas. Dieser Mensch ist müde und sucht erste Sonnenstrahlen, die ihn erwärmen sollen. Er schläft schließlich ermattet ein.

Sein Erwachen bringt ihm Überraschungen. Auf einer Bank ihm gegenüber sitzen zwei junge, gut angezogene Mädchen,

die sich über ihn lustig machen. Ist ja für Backfische ein komischer Anblick, solch ein Mann, der in der heißen Sonne sitzt, den Kopf schier im Pelzkragen vergraben. Kein besonders schöner Anblick natürlich, so ein schlecht rasierter Mann. Aber über ihn kichern, nein, das gehört sich auch nicht!

Der Fremde schämt sich ein wenig, daß er so ganz schwach ertappt wurde, und die beiden Mädchen finden jetzt, daß ihr Betragen ungehörig war. Sie wollen alles wieder gutmachen, grüßen freundlich, und eine sagt treuherzig: „Nicht wahr, Sie sind ein Deutscher!"

Der Fremde zuckt zusammen wie unter einem Hieb. Hat er alle Schwierigkeiten bisher glücklich überstanden, um nach einer Flucht von rund drei Wochen Dauer an der naiven Plauderei zweier lyzeumspflichtiger Backfische zu scheitern?

„Nein, mein Fräulein, ich bin kein Deutscher, ich bin Belgier, auf Geschäftsreise. Aber nun sagen Sie mir, wieso hielten Sie mich für einen Deutschen?"

Das junge Mädchen errötet und ziert sich, platzt dann heraus: „Ja, wissen Sie, wir haben Sie da auf der Bank sitzen sehen, und da haben wir Sie für einen Ausreißer vom Konzentrationslager drüben in der Steppe gehalten. Es versuchen ja viel Deutsche von dort auszurücken, aber man fängt sie alle wieder. Jeden Tag um zehn Uhr kommen hier lange Züge mit gefangenen deutschen Zivilisten vorbei. Ein Glück, daß Sie kein Deutscher sind, Herr, das käme Ihnen nämlich teuer zu stehen."

Der Fremde lächelt froh. „Nein, ich bin Belgier, wie gesagt, ein belgischer Geschäftsmann, auf Reisen. Kam heute nacht hier an und konnte nicht mehr unterkommen, weshalb ich hier auf der Bank rastete und dabei einschlief, als es anfing warm zu werden."

Die Backfische lachen und kichern miteinander, und eins der Mädchen spricht errötend: „Wenn Sie nicht im Hotel wohnen

wollen, sondern privat, kann ich Ihnen helfen. Mein Tantchen ist Witwe und vermietet ein Zimmer, aber nur an Mieter, die längere Zeit bleiben."

Dieterich hat ein Zimmer mit voller Pension und kann in aller Ruhe die Flucht durch die Steppe vorbereiten. Er lebt ruhig in der Familie dieser Witwe. Das Haus steht außerhalb der Stadt, am Waldrand, zugleich unweit von der Tatarenstadt, unweit auch vom Uralfluß. Drüben auf dem anderen Ufer ziehen täglich endlose Karawanen dahin, südwärts. Bald wird der Deutsche mit solch einer Karawane ziehen, das weiß er. Worauf wartet er?

Worauf er wartet? Auf seinen Begleiter! Er hat den Geschäftsfreund des Teehausbesitzers von Samara ausfindig gemacht, aber bei ihm für seine Pläne wenig Neigung gefunden. Ja, der alte, schlaue Tatar hat ihm zu verstehen gegeben, er möge sein Haus meiden, da er mit den Russen, auf die er geschäftlich angewiesen sei, nicht in Meinungsverschiedenheiten kommen möchte. Sein Sohn aber, ein militärpflichtiger Bursche, ist dem Fremden nachgegangen und hat erklärt:

„Zürne meinem Vater nicht. Ich werde dich begleiten. In wenigen Wochen, in einigen Monaten vielleicht erst werde ich meinen Gestellungsbefehl zur russischen Armee bekommen. Alsdann will ich flüchten. Niemals werde ich unter dem Zaren gegen die Soldaten des Sultans oder gegen die Verbündeten des Sultans kämpfen. Ich will mit dir nach der Türkei flüchten. Es gebe Allah, daß der Zeitpunkt unserer Flucht in den Winter fällt."

Der Deutsche wehrt entsetzt: „Das kann doch dein Ernst nicht sein!? Wir können doch nicht mitten im Winter fliehen? Es muß sofort sein!"

„Sofort? Du würdest verhungern und verdursten. Die Kirgisensteppe ist groß. In dreißig Tagereisen können wir den

Aralsee erreichen. Die Überquerung des Ust-Urt-Landes und der Steppe von Transkaspien erfordert weitere fünfzig Reisetage. Erst hinter dem Grenzfluß Atrek kann ein Flüchtling aufatmen. Wo willst du Lebensmittel und Wasser für achtzig bis hundert Marschtage finden?"

Das weiß der Deutsche auch nicht. Aber im Winter ist doch noch weniger zu machen. Im Winter liegt hier womöglich Schnee, und alles hat seine größeren Schwierigkeiten.

„Du irrst, im Winter liefert der Schnee ständig Wasser. Du bist schon dieser Sorge entbunden. Dann kannst du obendrein leben, wie du magst. Alle Nahrungsmittel hast du ständig in frischem Zustand vorrätig, auf dem großen Schlitten, den ein schnelles Kamel zieht. Das Tier vermag größere Lasten zu ziehen als zu tragen."

„Frische Lebensmittel?" staunt Dieterich.

„Jawohl, ganz frische Milch, frisches Brot, frische Suppe, frisches Fleisch. Alles Gemüse schon gekocht. Du brauchst es nur aufzuwärmen. Wir haben nämlich im Winter hier vierzig Grad Kälte, viele Wochen lang ohne Unterbrechung. Alle frischen und gekochten Lebensmittel werden nur kurze Zeit ins Freie gestellt, und schon sind sie hart gefroren. Sie werden als Eisklumpen verpackt und im Schlitten verstaut, unter den Säcken mit dem Futter für das Kamel. Jede Mahlzeit wird mit dem Beil vom Stück gehauen und auf dem Petroleumkocher aufgewärmt."

Jetzt versteht der Flüchtling, daß er ohne diesen erfahrenen Führer niemals die Grenze Persiens und damit die Freiheit erreichen wird. Er muß also auf diesen jungen Mann warten.

Dieterich nennt seine Zimmervermieterin „Tjotka", Tantchen. Sie sorgt rührend für ihn, warnt ihn vor Unüberlegtheiten; denn sie hegt längst die Vermutung, daß er ein deutscher Flüchtling ist. Er gibt es schließlich zu, denn er weiß, daß ihn Tantchen nicht verraten wird. Im Gegenteil, Tantchen bemäntelt den

Aufenthalt dieses Fremden; erfindet eine Geschichte von einem belgischen Sprachlehrer, einem Professor John, der bereit sei, den jungen Damen von Orenburg, auch den höheren Töchtern, gegen geringes Entgelt Klavier- und Sprachunterricht zu erteilen. Notabene sei die Deutsch-Aussprache dieses Professors geradezu klassisch.

Tjotka denkt an alles. Sie ist klug und gut.

Was wäre Professor John ohne Tjotka? Und ohne die Hoffnung auf das große Wagnis, auf die Flucht, wenn einmal Schnee gefallen sein wird?

„Tantchen, wann fällt hier der erste Schnee?"

Das Höllenlager von Orenburg

Tantchen sorgt für Geselligkeit. Professor John musiziert und gibt Musikstunden neben seinem Sprachunterricht. Die Zeit des nervenötenden Wartens vergeht rascher, wenn man unter Menschen ist. Bald wird ja der Winter kommen und mit ihm der rettende Schnee, der eine glatte Flucht nach Persien ermöglichen muß.

Unter den Eingeladenen ist auch ein Zahnarzt, ein junger Mann, der eines Tages unvermittelt erklärt: „Professor John, Sie möchten wohl sicher mal in das Konzentrationslager, wo nebst zahlreichen Zivilgefangenen nunmehr auch deutsche Kriegsgefangene untergebracht sind? Nun, Professor John —?"

Tantchen erblaßt jäh. Ihre Hände, die den Samowar hereintragen, beben vor Schrecken. Und Professor John bläst ein entzündetes Streichholz aus, ohne die Zigarette in Brand gesetzt zu haben.

Wie hat der Zahnarzt doch gesagt —?

Was weiß der Zahnarzt?

Stehen nicht schon die stämmigen Konvoi-Soldaten draußen, den entlarvten Professor John festzunehmen?

„Falls Sie nämlich mal in das Konzentrationslager möchten, Herr Professor John, so könnte ich Ihnen dazu verhelfen," fährt der Zahnarzt fort.

„Sie, Herr Doktor," stöhnt Tantchen, „Sie —! Nein, das hätte ich nie von Ihnen gedacht, von Ihnen nie!"

Der Zahnarzt stutzt, begreift aber nicht. Wird ihm Tantchens Aufregung verborgen bleiben? Ja, das arme Tantchen ist in den letzten Wochen ganz fahrig.

„Nun, ja, ich, jawohl ich, liebes Tantchen. Wie Sie hören werden, habe ich es trotz meiner jungen Jahre schon zu einem guten Ruf gebracht, so daß mich die Regierung als Führer einer Gesundheitskommission bestimmte, mit dem Auftrag, das Internierungs- und Kriegsgefangenenlager jenseits des Urals zu besichtigen. Immerhin ein Auftrag, der in Anbetracht meiner jungen Jahre — —"

„Ach, Herr Doktor, Sie sind liebenswürdig, ich verstehe. Sie möchten dann Professor John mitnehmen und ihm eine willkommene Abwechslung verschaffen," freut sich Tantchen.

„Geraten, Tantchen, geraten! Also, mein verehrter Herr Professor John, dürfte ich Sie morgen abholen zur Fahrt in das Konzentrationslager?"

„Es wird mir Freude machen, Herr Doktor, große Freude, in das Konzentrationslager der Deutschen gehen zu können."

Tantchens köstlicher Tee rinnt aus dem Samowar in die Gläser. Sein warmer Duft gibt dem Zimmer Behaglichkeit. Die Fensterscheiben sind beschlagen.

„Es liegt Schnee in der Luft," meint der Doktor.

Wenn es aber drüben im Westen schneit, dann werden die Soldaten wohl heimkehren, dann wird der Krieg mit den Deutschen bald fertig sein.

Drüben, jenseits des Uralflusses, in der unendlichen Steppe, liegt eine alte Festung, die bis zum Kriegsausbruch als Karawanserei diente. Früher hatte diese Festung eine große Bedeutung, denn sie lag sozusagen auf Vorposten, um die Angriffe feindlicher Steppenvölker abzuwehren und Orenburg zu schützen. In Jahren der Seuchen trieb man die Pestkranken aus Orenburg in diese etwa fünfhundert Meter lange und zweihundert Meter breite Einfriedigung, deren hohe, dicke Mauern ein Entweichen schier unmöglich machten. Gleichfalls war's unmöglich, von außen in die Festung zu gelangen, ohne besondere Hilfsmittel. Die Strategen der Großen Katharina hatten wohl diese Feste erbaut. Nur ein Tor ist vorhanden, der Stadt Orenburg zu. Gibt es in des Zaren weiten Landen einen besseren und sichereren Raum für gefangene und internierte Deutsche? Wohl kaum! Deshalb sperrt man dreitausend von ihnen in die alte Feste, Minavoidwor genannt.

Sie haben zwar zwischen den bröckligen Mauern lange nicht alle Unterkunft gefunden, nein, sie liegen da zuhauf, verzehrt von Fieber und Krankheiten. Sie liegen im Freien und sterben dahin wie Sommerfliegen beim ersten Frost. Aus den Kosakendörfern, wo man sie internierte und zu schwerer Arbeit zwang, flohen sie. Und wer nicht von Wölfen gefressen oder totgeschlagen wurde, kam hierhin, um elend zu sterben. Dieses Massensterben in der Steppenfeste Minavoidwor bei Orenburg ist furchtbar.

Aber jetzt soll das aufhören. So heißt es wenigstens. Denn eine Gesundheitskommission ist unterwegs. Eine Gesundheitskommission wird das Lager besichtigen und für Sauberkeit, für menschenwürdige Unterbringung, für Schutz vor Ansteckung und Seuchen und für Besserung der Lebensbedingungen jeder Art sorgen.

Dort kommt sie schon, diese langerwartete Kommission, von der dreitausend Sterbende oder Todgeweihte ihr Heil, ihre Rettung erwarten. Was bringt sie denn mit, diese Kommission? Nichts als einige gute Vorsätze, die aber gleich, angesichts dieses

Menschenelends, als undurchführbar in ein Nichts zusammenbrechen werden.

„Nitschewo," lächelt der Kommandant und tut einen tiefen Lungenzug. Seine Aufmerksamkeit ist gefesselt durch das Tun einiger Kriegsgefangener, die mitten im besonders für sie abgesperrten Lager einen Brunnen ausheben. Nie ist jemand auf den Gedanken gekommen, hier Wasser zu suchen oder Grundwasser anzubohren. Die Deutschen und Österreicher aber wollen ihre Unterkunft so gut wie möglich ausbauen. Sie werden Wasser haben, sie werden auch für Abfluß sorgen und noch vor dem ersten strengen Frost ein Dach über dem Kopf haben.

„Diese Deutschen haben den Teufel erfunden. Sie können alles, sie verstehen alles, es gelingt ihnen alles, was sie anpacken. Und sie halten zusammen wie Pech und Schwefel," sagt der Major. „Aber nun, meine Herren, will ich Ihnen zeigen, was wir heute hereinbekamen. Warten Sie einen Augenblick, meine Herren."

Er verschwindet und tritt bald wieder aus einer notdürftig aus Blechabfällen, Brettern und Lehm zusammengebastelten Baracke. Hinter ihm, unter guter Bewachung von vier Konvoi-Soldaten, schreiten drei baumlange deutsche Kürassiere. Die Gefangenen haben noch ihre blanken, tief in den Nacken reichenden Helme. Keiner der Anwesenden reicht den drei Deutschen über die Schulter. So stehen sie und überragen ihre Umgebung. Der Kommandant geht eitel um sie herum, läßt sich dann einen Helm geben und setzt ihn auf. Der Helm verdeckt seinen Kopf bis zur Nasenspitze, und die Gesundheitskommission lacht. Sogar die drei Gefangenen müssen leise lächeln über die Karikatur.

„Hier, meine Herren von der Kommission, hier sind die deutschen und die österreichischen Offiziere untergebracht."

Jetzt horcht Professor John auf. Deutsche und österreichische Offiziere, die sucht er. Wohlan, der Zweck des Mitgehens ist erreicht.

Die Kommission betritt eine düstere Lagerbaracke, das Offizierslager, die Offiziersunterkunft. Ein feuchter, muffiger Totenraum ist's, ein furchtbarer Raum. Trotzdem sehen die Gefangenen noch überraschend gut aus. Sie sind ja erst kürzlich hier eingetroffen. Sie zehren noch von ihrer Lebenskraft und von ihrer Jugend, aber bald werden sie wie todmatte Gespenster einherwandeln, genau wie die Zivilgefangenen drüben.

Professor John bleibt etwas zurück und flüstert einigen deutschen Offizieren zu: „Meine Herren, ich bin Deutscher. Bin noch in Freiheit, in Orenburg, unter falschem Namen. Will beim ersten Schnee südwärts nach Persien. Wer macht mit? Überlegen Sie sich den Fall. Sie werden mich beim Zahnarzt Wassil Petrowitsch in der Stadt sprechen können. Erwirken Sie die Erlaubnis, dorthin zur Konsultation gehen zu dürfen."

Die Offiziere sind verdutzt. Eine Falle? Na, wenn schon! Ein Kriegsgefangener hat nichts zu verlieren als sein Leben. Und ist die Freiheit nicht das Leben wert?

„Wir werden kommen, Landsmann!"

Professor John muß sich jetzt beeilen, denn die Kommission strebt schon dem Ausgang zu. Was sie unternehmen wird, um den Gesundheitszustand im Lager Orenburg zu heben, notabene, um die Verbreitung der zweifellos vorhandenen Seuchen zu verhindern, weiß sie nicht. Sie wird sich schließlich auch nicht darüber den Kopf zerbrechen. Es genügt, daß nach Petersburg gemeldet werden kann:

„Eine Gesundheitskommission, bestehend aus sieben Herren, besichtigte das Lager bei Orenburg und fand den Gesundheitszustand der Gefangenen und Internierten befriedigend. Der Bau von Brunnen und Unterkünften wird — —"

Die Offiziere kommen. Die Offiziere treten mit Professor John in Verbindung. In der Sprechstunde des Zahnarztes Dr. Wassil Petrowitsch. Die Offiziere kommen noch oft.

Und da tritt ein Ereignis ein, das alle Fluchtpläne über den Haufen wirft, jedoch neue Möglichkeiten bietet. Väterchen Zar hat durch allerhöchsten Ukas allen slawischen Völkern diesseits und jenseits der russischen Grenzen völlige Freiheit geschenkt. Das bedeutet, daß alle in Rußland anwesenden Polen und Tschechen, auch jene, die als deutsche oder österreichische Untertanen in Internierungslagern oder Kriegsgefangenenlagern sitzen, mit einem Schlage freie Menschen geworden sind und in Rußland kommen und gehen können, wo und wie sie wollen.

Dieterich erkennt sofort die unerhörten Möglichkeiten, die ihm ein „Polenschein" bietet. In jeder größeren Stadt wird ein Komitee zur Erteilung der Polen- und Tschechenscheine gebildet. Diese Ausweise enthalten nur eine Nummer, ferner die Angaben über Geburtsort und bisherigen Aufenthalt, alles Angaben, die jeder Flüchtling zur Not selbst ausfüllen kann. Lichtbilder sind nicht vorgesehen. Eine harmlose Sache, solch ein Polenschein, aber für einen Menschen auf der Flucht eine wichtige Sache.

Für 100 Rubel kauft Dieterich einen Polenschein bei einem Tschechen, der auf der Schreibstube des Komitees angestellt ist und der sich nach russischem Muster eine gute Einnahmequelle verschaffen will. Ein glattes Geschäft, hier der Schein, hier die 100 Rubel. Besser und leichter läßt sich Geld wahrhaftig nicht verdienen.

Die Wirksamkeit dieses Scheines erprobt Dieterich auf einer Reise nach Taschkent. Vier Tage und vier Nächte brauchen die Züge von Orenburg bis nach Taschkent. Bei Taschkent liegt die Grenze des Zarenreiches. Jetzt braucht der Reisende keine Kontrollen mehr zu fürchten, denn der neue Polenschein schützt prachtvoll. Aber in Taschkent nähern sich Polizisten.

„Wohin, Bruder, hast du Pässe? So, einen Polenschein hast du? Weißt du auch, daß dieser Schein nicht zum Grenzübertritt berechtigt? Weißt du auch, daß du dich damit nicht mal länger

als 24 Stunden hier im Grenzgebiet aufhalten darfst? So, auf Geschäftsreise bist du, kannst du das beweisen?"

Der Fremde zeigt seine Rückfahrkarte.

„Na ja, wenn du sofort zurückfahren willst, dann ist's gut, dann geh in Frieden, karascho!"

An dieser Ecke des Zarenreichs ist nichts zu machen. Der Grenzübertritt muß also doch ganz tief im Süden, nach einer langen Reise durch die Steppe, gewagt werden.

Vier Tage später trifft Professor John wieder in Orenburg ein. Tantchen hatte sich schon große Sorgen gemacht.

„Tantchen, wird es jetzt endlich schneien? Seit vierzehn Tagen liegt Schnee in der Luft."

Das Tantchen ist der festen Meinung, daß es jetzt bald, das heißt spätestens in drei Tagen, ganz heftig schneien wird.

Karawane D.

Der junge Tatar hat immer noch keinen Gestellungsbefehl bekommen. Dennoch, er will die Flucht mit dem Deutschen wagen, sobald der erste Schnee da sein wird. Er hat inzwischen für Dieterich alles zusammengetragen und gekauft, was zu solch einer Flucht nötig ist, Schlitten, Pelze, Feuerzeug, Kochgeschirre, einen Petroleumkocher, Waffen sogar. Und jetzt beginnt es über Nacht zu frieren. Eisig weht der Sturm vom Uralgebirge herüber, als Vorbote des Schneegestöbers.

Tantchen freut sich, denn ihr Mieter zeigt endlich wieder frohen Mut. Sie weiß, daß sie ihn bald verlieren wird, aber sie wird ihn nach dem Krieg in Deutschland besuchen, im Rheinland, das ist sicher.

In einer Garküche des Tatarenviertels werden die Proviantvorräte zusammengestellt. Innerhalb von 24 Stunden türmen sich da Säcke mit gefrorener Milch, mit Butter, mit Fett, mit Brot und Hühnersuppe, mit gefrorenem Braten, mit halben

Hammeln. Zeug genug, um zehn und noch mehr Menschen ausreichend bis zur persischen Grenze zu ernähren. Statt des einen Schlittens sind es sechs Schlitten mit sechs rüstigen, jungen Kamelen geworden.

Jetzt noch die Polenscheine! Sieben weitere Scheine bietet der Tscheche an, aber Stück für Stück um 200 Rubel. Dieterich weigert sich, diesen unverschämten Preis zu zahlen, und bietet zusammen 700, dann 1000 Rubel. Der Tscheche geht verärgert. Hoffentlich hält er dicht.

Eile ist geboten. Die Polenscheine werden in das Offizierslager geschmuggelt, und sieben Offiziere melden ihre Bereitwilligkeit zur Flucht. Ein Treffpunkt in der Steppe wird vereinbart für die übernächste Nacht.

Nochmals überprüft Dieterich inzwischen alle Einzelheiten der Vorbereitungen. Nichts wurde vergessen. Die Flucht muß gelingen. Die Karawane D., wie sie im Geheimverkehr zwischen den Eingeweihten heißt, muß unter allen Umständen die persische Grenze innerhalb von 70 bis 80 Tagen erreichen. Die Vorräte an Waffen und Munition machen sie fähig, jeden Überfall von räuberischen Nomaden erfolgreich abzuwehren. Vielleicht wird es auch einen bitteren Kampf mit den russischen Grenzwachen geben, aber es muß alles gewagt werden. Schlitten und Kamele sind zur Vorsicht weiß getarnt.

An alles ist gedacht, auch an Flaggentuch zur Herstellung einer großen deutschen Fahne, um von den persischen oder später türkischen Grenzwachen erkannt zu werden. Es ist ein großes Stück weißes Leinen da, ferner ein rotes Tuch und dann ein Fetzen schwarzes Segeltuch. Daraus ergibt sich eine weithin sichtbare schwarz-weiß-rote Fahne.

Übermorgen um Mitternacht also! Es schneit bereits, aber die Decke ist noch nicht dicht genug für die sechs hochbeladenen Schlitten. Übermorgen wird es gehen.

*

„Öffnen Sie, aber rasch!"

Dieterich weiß zuerst nicht, wo er sich befindet.

„Sie sollen öffnen, sonst wird die Tür eingetreten. Flucht ist ausgeschlossen. Das Haus ist umstellt!"

Der Deutsche springt aus dem Bett und riegelt die Tür auf.

Ein Gendarmerieoffizier dringt ein, mit vorgehaltener Pistole. Hinter ihm drei Beamte der Ochrana. Einer geht schnurstracks auf ein Bild zu, das an der Wand über dem Bett hängt, dreht es herum und findet dort den Polenschein, den Dieterich für 100 Rubel erworben hat.

„Sind Sie der Pole Pawel Bilinski, auf den dieser Schein hier ausgestellt ist?" forscht der Offizier.

„Nein!" antwortet Dieterich.

„Dann sind Sie Deutscher!" heißt es in freundlichem Ton.

„Es ist, wie Sie sagen."

„Wir wußten es, und deshalb muß ich Sie verhaften. Folgen Sie mir!"

Draußen steht Tantchen und weint.

„Ade, Tantchen, auf Wiedersehn nach dem Krieg! Auf Wiedersehn im Rheinland! Haben Sie Dank für alle Wohltat und alle Sorge," raunt ihr der Verhaftete zu.

Die Straße ist leer. Es schneit in dichten Flocken. Man könnte sich kein besseres Wetter für eine Schlittenfahrt durch die Steppe wünschen. Wirklich, ein prachtvolles Schneewetter!

Ja, was geschieht nun mit den Offizieren? Sie werden womöglich ausreißen und mittellos in der Steppe stehen und auf die Karawane D. warten, die nie eintrifft. Wie kann man die Offiziere warnen, ihnen sagen, daß die Flucht verraten, vereitelt, verschoben ist? Grausame Peinigung für den Gefangenen.

Auf der Polizeiwache behandelt man ihn gut, ja sogar mit einer gewissen Zuvorkommenheit. Auch noch, als man in seinen

Kleidern verborgen seinen richtigen deutschen Reisepaß findet. Es wird keineswegs verübelt, wenn ein Deutscher jede Möglichkeit versucht, aus Rußland zu fliehen. Aber der Polenschein, woher stammt denn der? Die Ochrana interessiert sich jetzt ganz besonders für den Polenschein. Es dauert aber noch 36 Stunden, bis die Sache mit dem Polenschein zur Aufklärung kommt.

Im Lager Orenburg sind inzwischen die Offiziere ausgebrochen. Die Posten haben die Flucht bemerkt und haben einen Flüchtling erschossen. Die anderen entkamen und stießen auf die Schlittenkarawane, die unter Führung des jungen Tataren wartete. Hier erfuhren sie auch die Verhaftung des Landsmannes Dieterich. Was nun? Ein Zurück gab es nicht mehr. Sollten die Hilfsmittel auch noch den suchenden Polizisten in die Hände fallen? Nein, also weg! So zog denn die Karawane D. durch die weite Steppe, zur selben Stunde, da die Geschichte mit den Polenscheinen herauskam.

In den Taschen des erschossenen Offiziers fanden die Russen einen Polenschein, der die Nummer 3005 trug. Der Polenschein des Festgenommenen Dieterich trug die Nummer 3004. Aha, jetzt hat die Ochrana den Faden. Die Ochrana wird nicht umsonst „das Auge des Zaren" genannt. Die Ochrana läßt sich nicht betrügen. Dieser erschossene Offizier hatte in letzter Zeit wiederholt die Erlaubnis bekommen, zum Zahnarzt Dr. Wassil Petrowitsch geführt zu werden. Und dort ist er mit Dieterich zusammengetreten. Das ist Komplott, das ist Spionage!

Das Leben dieses Dieterich ist keine fünf Rubel mehr wert.

Sie stehen alle da als Zeugen, Tantchen, der Zahnarzt, der Tscheche und andere. Letzterer gibt zu, daß er Polenscheine verkaufe, aber versucht sich reinzuwaschen durch die Angabe, er habe Dieterich verraten und somit eigentlich diesen gefährlichen Spion der Ochrana ans Messer geliefert. Tantchens Dienstmädchen hat in seinem Auftrag das Versteck des Scheines

hinter dem Bild ausgekundschaftet. Ob der Tscheche mit seinen Ausreden durchkommt, weiß man noch nicht.

Aber Tantchen, wie ist das mit dem Tantchen, hat sie etwa gewußt, daß dieser Herr ein Deutscher ist?

Tantchen will bejahen, kann aber vorerst vor Schlucken und Schluchzen keine Worte finden, und da greift Dieterich ein: „Aber meine Herren, wo denken Sie hin? Glauben Sie, ich wäre so unvorsichtig, einer guten Russin, einer treuen Untertanin des Zaren das Geheimnis meiner Staatsangehörigkeit zu verraten? Der Herr Zahnarzt hier ist Zeuge, daß ich mich stets als Belgier ausgab und — —"

„Schon gut, die Zeugen können gehen!"

Die Zeugen gehen. Der Gefangene wird ins ordentliche Stadtgefängnis gebracht. Er bekommt eine Quittung über die Summe von 12000 Rubeln, die man ihm abnimmt. Und nun beginnt der Leidensweg.

Die Pfade des Flüchtlings Dieterich, genannt Professor John, werden nun steinig und dornig.

Gefangener der Ochrana

„Sie nennen sich Professor John," forscht streng der Kommissar. „Was beabsichtigen Sie mit diesem Pseudonym?"

„Entschuldigen Sie, bitte, ich nenne mich nicht so, man nannte und nennt mich so."

„Karascho, spielt ja auch keine Rolle. Bleiben Sie meinetwegen Professor John. Jeder Spion muß seinen nom de guerre haben."

Dieterich zuckt zusammen. Jetzt wird die Sache gefährlich. Ganz offen wurde die Anklage der Spionage ausgesprochen. Was soll er überhaupt noch sagen? Erklärungen werden hier auf harten Boden fallen, werden taube Ohren treffen. Die Zeit wird für ihn arbeiten, das ist seine Hoffnung.

Gewiß, Gefängnis bleibt Gefängnis, aber der Raum hier will vorerst das Gefühl der Enge nicht so stark aufkommen lassen. Einem Gefangenen, der 12000 Rubel sein eigen nennt, begegnet man mit scheuer Achtung. Wenn solch ein Mensch ein Vermögen von 12000 Rubeln im Brustbeutel mit sich herumschleppen kann, wieviel mag er noch draußen in der Freiheit besitzen!

So kommt es, daß Dieterich seine einigermaßen ruhige Zelle hat, sein gutes, wenn auch teuer gekauftes Essen, seine Zigaretten, seine Bücher. Nichts kann man diesem Manne verweigern, der so freigebig mit fetten Trinkgeldern umgeht. Dennoch, der Dienstordnung muß auch er sich fügen, muß um 5.30 Uhr aufstehen, muß täglich verschiedene Kontrollen über sich ergehen lassen, die sogenannte „Pawerka“, darf aber zehn Minuten an die frische Luft.

Ach, was sind schon diese zehn knappen Minuten? Kaum haben sie begonnen, da ertönt schon der gräßliche, schrille Pfiff des Wärters, und seine barsche Stimme jagt die Gefangenen in die Zellen zurück: „Paschol!!“ Gräßlich klingt das Rasseln der abschließenden Schlüssel. Wie Höllengekicher klingt es. Nur nicht mehr allein sein! Dieterich schreibt ein Gesuch um Verlegung in eine Gemeinschaftszelle. Einerlei, ob er mit Dieben oder Mördern zusammenkommt, wenn es nur Menschen sind, nur Menschen!

Genehmigt das Gesuch! Der Deutsche zieht in eine Zelle, die bereits von zwei Gefangenen bewohnt ist. Der eine ist ein Balte und spricht deutsch, der andere ist Ukrainer. Beide sind des Verbrechens der Spionage angeklagt, genau wie Dieterich. Auch ihr Leben ist keine fünf Rubel mehr wert. Sie sitzen schon seit Kriegsbeginn hier in Untersuchung. Man findet keine rechten Beweise, aber der Sandhaufen, zumindest die lebenslängliche Verbannung nach Sibirien ist ihnen sicher, das wissen sie.

Zuerst beargwöhnen sich diese drei Menschen, die gezwungen sind, nunmehr in engem Raum zusammen zu leben. Dann schmilzt das Eis des Mißtrauens, und der Neue wird in Schliche und Fertigkeiten eingeweiht. Zuerst erfährt er, wer sich im Gefängnis befindet. Er weiß bald, wer rechts und wer links neben ihm eingesperrt ist.

Ja, er staunt, zu erfahren, daß auch sein Fall allgemein bekannt, ja sogar Tagesgespräch unter den Gefangenen ist. Der Gefängnisklatsch ist hier geradezu erschreckend. Und alles wird durch Klopfzeichen weitergegeben, nach dem Morsesystem. Stundenlang leben und ticken die Wände im Gefängnis.

Der Ukrainer hat früher wegen Gewalttätigkeiten und wegen Raubmordversuchs lange im Zuchthaus gesessen. Deshalb kennt er auch alle Schliche und Kniffe, die geeignet sind, manche Härte der Hausvorschriften zu mildern. Er kann ohne Streichhölzer Feuer anmachen, mit einem einzigen Streichholz aber Zündstoff für Monate schaffen. Wie, das sollen die beiden Mitgefangenen bald erfahren.

Dieterich besorgt Tabak und Zeitungspapier. Wer kann sich in Rußland schon Zigarettenpapier leisten? Ein Streifen grobes, bedrucktes Zeitungspapier tut es auch. Gut, jetzt hat die Zelle Rauchzeug. Aber Feuer? Woher Feuer nehmen? Man wird den köstlichen Tabak kauen müssen.

„Den Tabak kauen? Unfug! Wir werden rauchen! Wir werden Feuer haben!“

Der Ukrainer lehnt sich an die Wand und beginnt eine emsige, vorsichtige Klopferei. Er sucht einen Freund, von dem er weiß, daß er Streichhölzer besitzt. Er klopft um ein Streichholz, die seltene Kostbarkeit im Gefängnis.

Das Klopfen wird aufgenommen, von Zelle zu Zelle, von Wand zu Wand weitergegeben. Das Gefängnis tickt und lebt eine halbe Stunde lang. Und dann, nach kurzem Warten,

kommt die Antwort, durch Morsezeichen von Zellenwand zu Zellenwand geklopft: „Ein Streichholz wird morgen im Hof liegen, zehn Schritt rechts von der Tür."

„Wir werden morgen Feuer haben und rauchen können!" jubelt der Ukrainer. „Wir werden oft rauchen können, meine Brüder!"

Am folgenden Morgen werden die drei Gefangenen in den Hof geführt, wie jeden Tag. Zehn Minuten lang dürfen sie die frische Winterluft einatmen. Der Schnee liegt hoch. Viele Gefangene haben den ganzen Morgen hindurch bei ihrem Rundgang einen schmalen Pfad in die weiße, lockere Masse getreten. Dieselben Gefangenen wissen auch, durch die Klopfbotschaft von gestern, daß irgendwo im Schnee ein Streichholz liegen muß, ein kostbares Streichholz. Werden diese Diebe, Mörder und Verbrecher der Versuchung nicht unterliegen und das Hölzchen unbemerkt einstecken?

Dieterich hat keine Hoffnung. Gewiß wird einer das so öffentlich angekündigte Streichholz an sich genommen haben.

Die drei Zellengefangenen marschieren hintereinander. Zuerst der Ukrainer, dann der Balte, dann der Deutsche. Sie spähen scharf seitwärts und zählen die Schritte. Und siehe, halb im Schnee versteckt liegt dort ein Streichholz. Nur das rote Köpfchen schimmert hervor.

Noch eine Runde. Scharf schaut der Wärter herüber. Ahnt er etwas? Noch eine Runde. Wieder nichts zu machen. In einer Minute ist die Zeit um. Bei der nächsten Runde muß das Streichholz aufgehoben werden, sonst ist es verloren. Es wird liegenbleiben, denn keiner der nach ihnen kommenden Gefangenen wird es an sich nehmen, um den rechtmäßigen Besitzer nicht zu schädigen. Es gibt auch im Gefängnis Abmachungen, die unter keinen Umständen verletzt werden dürfen. Schade! So wird denn das Streichholz, ein kleines Vermögen für einen Gefangenen, im Schnee liegenbleiben, neuer Schnee wird darüber fallen, es unbrauchbar machen und vergraben.

Bei der letzten Runde gleitet der Ukrainer plötzlich aus. Der ausgetretene Schneepfad ist glatt. Er gleitet und fällt seitwärts in den Schnee. Der Wärter lacht und nennt ihn einen dummen Bauerntölpel, jagt ihn mit einem Fußtritt hoch. Dann ist die Pause vorbei, und die Gefangenen müssen in die Zellen zurück.

Der Ukrainer lauscht an der Tür, ob sich der Wärter entfernt hat, öffnet dann seine schwere, breite Hand und zeigt ein kleines, halbes Streichholz mit unverbranntem Kopf. Er lacht froh.

„Wir werden Feuer haben, Brüder, jetzt werden wir Feuer haben!"

Das Streichholz wird sorgfältig getrocknet, dann in vier gleiche Teile gespaltet. Langsam wird eine Nadel in den Kopf des Streichholzes gedrückt. Aufgepaßt! Nur nicht zu heftig drücken, sonst entflammt die Zündmasse!

Dann streift der Ukrainer seine Gefängniskleidung ab und zupft lange Fasern aus den ungleichen Kanten der Hosennähte. Ballt dies alles zusammen, reibt dann vorsichtig ein Streichholzviertel am steinernen Boden, bis die kleine Flamme knisternd aufspringt, zündet einen Fetzen Zeitungspapier an und legt Feuer an die Stoffreste. Er läßt sie brennen, bis sie gut in allen ihren Teilen vom fressenden Element erfaßt sind, stülpt dann plötzlich seinen Blechnapf darüber, so daß die helle Flamme jäh erstickt. Was nun bleibt, ist ein loses Etwas, ein schwammiger Zunder, der jeden noch so kleinen Funken sofort auffängt. Aber wie soll denn dieser Funke erzeugt werden?

Ein Stahlknopf am Gefängniskittel wird abgedreht, ein Stück Nähgarn aus einer Kleidernaht herausgezerrt und durch die Knopflöcher gezogen. Die beiden Fadenenden dreht der Ukrainer so lange, bis sich der ganze Faden bis zur Knopföse spannt. Jetzt eine kleine Porzellanscherbe her! Der Faden rollt ab, der Stahlknopf dreht sich rasch, und seine Ränder schlagen Funken aus der Scherbe, die sie berühren, kaum sichtbare Fünkchen. Der danebenliegende Zunder fängt gleich wieder an

zu glühen. Der Ukrainer lacht und lädt zum Rauchgenuß ein. Dann erstickt er den Zunder wieder unter dem Blechbecher.

So haben die Gefangenen ihren Tabakgenuß. Das Leben läßt sich jetzt schon besser ertragen.

Jawohl, das Leben läßt sich ertragen, wenn die Gesundheit vorhanden ist. Aber wenn Zahnschmerzen unerträglich peinigen, wenn es in einem hohlgewordenen Zahn klopft und zieht, dann ist bald jede Laune fort. Ächzend liegt der Deutsche auf seiner Pritsche und findet keinen Schlaf.

„Warum sagtest du das nicht gleich, Bruderherz?“ grollt der Ukrainer.

„Ich will morgen ein Gesuch einreichen, um zum Arzt geführt zu werden.“

Da lacht der Ukrainer und meint verächtlich: „Alles Halsabschneider, deine Ärzte! Gelehrte Gauner sind's, alle diese Doktoren von Väterchens Gnaden. Sie werden dir schöne Rubelscheinchen abnehmen, wenn sie merken, daß du Geld hast. Helfen werden sie dir nur für geringe Zeit, damit du oft zu ihnen kommen mußt. Warum sollten sie dich denn auch ganz gesund machen? Sie würden sich ja damit ihr Geschäft verderben. Nur am kranken Menschen verdient der Arzt, das verstehst du doch! Ich aber will dir wirklich helfen. Deine Zahnschmerzen sollen der Vergangenheit angehören. Es ist ein altes Zuchthäuslermittel, weißt du!“

Er dreht eine Zeitung röhrenförmig zusammen, legt diesen hohlen Papierstab mit der einseitig durchlöcherten Mitte auf einen Becher, schlägt Feuer und zündet an beiden Seiten an. Zuerst schwelt das Papier, wird dann durch Blasen entfacht und brennt langsam der Mitte zu. Währenddessen entweicht durch das kleine Loch im Papier ein brauner Rückstand in den Becher. Der Russe nimmt ein Stückchen des selbstgefertigten Zunders, ballt es zusammen, reibt es durch den Rückstand im

Becher und drückt es in den hohlen Zahn des Deutschen. Zweimal wird dieses Verfahren wiederholt.

Die Zahnschmerzen verschwinden und kehren nicht wieder.

Tage und Wochen vergehen. Keine Abwechslung, keine Fluchtmöglichkeit, nichts. Nur das Feuermachen mit der erregenden Erwartung, bis endlich der Funken glüht, und das Zigarettenrauchen bringen einigen Zeitvertreib. Und dann natürlich auch das Schachspiel, dessen Figuren sich die drei Gefangenen aus Brot kneten.

Unter Leidensgefährten

Das geht so nicht weiter, nein, das geht einfach nicht mehr, Dieterich spürt, wie seine seelischen Kräfte nachlassen. Er muß sich Gewißheit über sein Los verschaffen und drängt daher auf Abrollen seines Prozesses. Was wirft man ihm eigentlich vor? Spionage? Lächerlich! Er kann nachweisen, daß er seit Juli 1914 nicht mehr mit Deutschland in Verbindung stand, daß er ferner als friedlicher Kaufmann nach Rußland kam und unter seinem richtigen Namen polizeilich angemeldet in der Hauptstadt wohnte. Daß er später versuchte, seine Heimat um jeden Preis zu erreichen, und sich zu diesem Zweck als Belgier ausgab, ist doch kein Verbrechen. Jeder Deutsche hat die Pflicht, herbeizueilen, wenn ihn das Vaterland ruft und braucht. Welcher gerechte Richter wird ihn deshalb verurteilen?

Er hat aber kriegsgefangenen Offizieren zur Flucht verholfen. Ja, er ist nur zu diesem Zweck nach Orenburg gekommen und hat Polenscheine aufgekauft, um Offiziere zu befreien und sie wieder den Gegnern des Zaren zuzuführen. Ist das keine Spionage?

Der Deutsche reicht umfangreiche Verteidigungsschriften ein. Nein, viel wird das nicht nutzen, aber es wird wenigstens erreicht, daß der Chef der Ochrana sich die schon irgendwo staubig

herumliegenden Akten Dieterich geben läßt. Im großen Reiche des Zaren ist ein Mensch so schnell vergessen. Die Akten fallen irgendwo und irgendwann unter den Tisch, und dann hat die Sache Zeit. Irgendwann wird ja doch die Aburteilung kommen. Der Gefangene hat zu warten. Ob er darüber alt und grau wird, ob er darüber stirbt und verdirbt — nitschewo!

„Sie werden morgen zur Vernehmung geführt!" sagt der Wärter. Dieterich hört es mit Genugtuung. Endlich mal heraus! Endlich wieder Menschen sehen, Luft, freie Luft atmen. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit zur Flucht, vielleicht.

Doch sie sind vorsichtig. Sie fesseln den Gefangenen. Er muß einen Schlitten besteigen, zwischen zwei Soldaten Platz nehmen. Fast lautlos gleitet der Schlitten dahin, durch die Straßen von Orenburg. Es ist schmerzlich für den Gefangenen, die Häuser zu sehen, die Straßen, durch die er als freier, wenn auch gehetzter Mensch schritt. Und da, an einer Straßenbiegung, dicht vor dem Hause der Ochrana, just an der Stelle, wo der Schlitten schon langsam fahren muß, sieht der Deutsche eine Frau stehen. Sie schaut furchtsam zu ihm hin. Sie hat ihn anscheinend erwartet, also wußte sie von seinem Kommen. Blaß, aufgeregt steht sie da — Tantchen!

Tantchen ist da, Tantchen wacht. Nichts ist verloren, solange Tantchen da ist. Oder sollte diese Begegnung nur zufällig sein? Gewiß nicht, denn bei Tantchen verkehren viele Leute vom Gericht. Tantchen führt ein großes, gastfreundliches Haus.

Der Gefangene hebt beide Hände zum Gruß und zeigt dabei seine Ketten. Tantchen nickt unmerklich. Die beiden Polizisten haben nichts gesehen. Immerhin ein Wagnis von Tantchen.

Der Herr Untersuchungsleiter, der Gendarmeriemajor, ist sehr ungnädig. Er schnauzt den Häftling an und will ihm ein Geständnis entlocken. Er soll doch zugeben, dieser verstockte Deutsche, daß er — ausgestattet mit reichlichen Mitteln —

herüberkam, um Agenten für Deutschland zu werben, um Beamte zu bestechen, aktive Sabotage und Spionage zu treiben und Gefangene zu befreien. — Nein, der Deutsche gibt das nicht zu, weil es der Wahrheit nicht entspricht.

„Paschol, zurück ins Gefängnis!"

Wenige Stunden später tritt ein Wärter in die Zelle, will etwas sagen, windet sich, bringt nichts heraus. Ob der Herr Deutsche einen Wunsch hat, meint er schließlich.

Die Gefangenen sehen sich an. Aha, es ist also schon so weit. Das Todesurteil ist da. Der Verurteilte soll noch irgendeinen kleinen Wunsch äußern, sich satteessen oder volltrinken. Wahrhaftig, sehr freundlich von diesem Wärter. Die Ochrana macht gewöhnlich keine Geschichten, weil sie ja über den Gerichten steht und Leben und Tod aller Russen bestimmen darf. Warum macht nun die Ochrana eine so sentimentale Ausnahme? Warum holt man den Verurteilten nicht beim Morgengrauen ab mit den üblichen Worten: „Komm mit, laß alle deine Sachen hier! Du brauchst nichts mehr!" Warum nicht so?

„Ist es also so weit mit mir?" sagt Dieterich zum Wärter. Doch der schüttelt heftig den Kopf. „Nein, im Gegenteil, es steht alles gut für den deutschen Herrn. Der deutsche Herr hat mächtige Fürsprecher, denn sie haben strenge Anweisung bekommen, ihn anständig zu behandeln. Hat der deutsche Herr einen besonderen Wunsch? Geht es ihm gut? Ich muß nämlich berichten, daß es ihm gut geht —!"

Ja, es geht dem Deutschen gut. Jetzt geht es ihm wieder sehr gut. Das heißt, es könnte sein, daß bald eine kleine Pflege im Krankenhaus notwendig würde.

Dieterich weiß, daß der Wärter das weitersagen wird. Tantchen wird verstehen und ihren ganzen Einfluß spielen lassen, um ihrem Professor John die Überführung ins Krankenhaus zu verschaffen. Nicht nötig, noch deutlicher zu werden. Tantchen wird verstehen. Tantchen ist klug.

Was erwartet Tantchen, diese Frau mit dem weißen Scheitel? Sie wird keine Vorteile haben, das weiß sie. Aber ihr mütterlich warmes Herz bebt vor Mitleid, weil ein Mensch, dessen Anständigkeit sie kennt, dessen Heimweh auch sie peinigt, nun sinnlos, hoffnungslos leiden soll. Deshalb überwindet sie jede Furcht und greift ein.

Kein Zweifel, Tantchen hat die Antwort des Gefangenen verstanden, denn am folgenden Tage kommt der Wärter in die Zelle und bringt lächelnd einen großen Topf mit Honig. Der Ukrainer kneift die Augen zu, macht sie strichschmal. Er denkt nach, das merkt man. Ihm fällt etwas auf.

„Mach den Deckel ab, Bruder!"

Dieterich tut's. Der Ukrainer fährt mit einem Löffel tief in den Honig, rührt mühsam, tastet, findet endlich ein Hindernis, drückt den Löffel noch tiefer, zieht ihn vorsichtig wieder hoch: „Ich wußte es ja. Wenn Honig in die Zelle kommt, klebt meist eine nette Neuigkeit dran. Sieh doch hier! Ein Brief, wenn ich nicht irre!"

Er zieht einen sorgfältig gerollten Zettel aus der Honigmasse, leckt ihn ab, öffnet das Papier und klebt es mit dem feuchten Rand auf die Pritschenkante. Der Deutsche liest:

„Keine Furcht! Schlimmstes abgewendet. Mut!"

Tantchen, gutes, liebes Tantchen!

Dieterich meldet sich krank. Was ihm fehlt? Es läßt sich nicht in wenigen dürren Worten ausdrücken. Ihm fehlt die Weite, die Natur, die Freiheit. Die Mauern werden ihn erdrücken. Ihm fehlt die Luft zum Atmen, die Kultur, die Heimat, alles fehlt ihm.

Alles keine Gründe, die stichhaltig sein könnten. Jeder Arzt wird sich bedanken. Wird überhaupt ein Arzt gefragt werden? Wird man dem Gefangenen Gelegenheit geben, sich einem Arzt vorzustellen? Ja, denn Tantchen arbeitet.

„Sie haben sich zur ärztlichen Untersuchung gemeldet," sagt der Wärter, „folgen Sie mir!"

Der Deutsche folgt und wird in einen Untersuchungsraum geführt und trifft dort einen Bekannten, einen der Gäste von Tantchen.

„Lassen Sie uns allein!" winkt der Arzt. Der Wärter geht.

„Professor John, daß ich Sie hier treffen muß! Ich weiß alles. Meine Achtung ist keineswegs gesunken, im Gegenteil. Was kann ich für Sie tun?"

„Mich krank schreiben, damit ich von hier weg und in ein Krankenhaus komme."

„Ziehen Sie sich aus!"

Der Arzt untersucht den Deutschen. Er sucht, horcht Herz und Lungen ab, schüttelt den Kopf. Er macht ein bedenkliches Gesicht und denkt nach.

„Ist's schon so schlimm mit mir, Herr Doktor?"

„Schlimm? Schlimm, sagten Sie? Sie sind stark und gesund wie das ewige Leben. Ich möchte Sie bitten, mir doch wenigstens einen Anhaltspunkt zu geben, irgendeinen Fehler, mich auf irgendeine kleine Schwäche ihres Körpers hinzuweisen, denn ich kann mit dem besten Willen nichts finden. Gratuliere zu solcher Gesundheit. Die werden Sie in Rußland noch brauchen können. Halten Sie nur fest an diesen Reserven!"

Schließlich wird man einig. Professor John ist gemütskrank. Wenigstens muß er sich so geben. Auch Heimweh ist eine Gemütskrankheit. Und am Heimweh leidet der Deutsche, das steht fest. Gut, nun kann der Arzt mit gutem Gewissen eine längere Beobachtungszeit im Krankenhaus verordnen, weil der Untersuchungsgefangene deutliche Zeichen von Gemütsstörungen gibt. Die Überführung ins Krankenhaus hat sofort zu geschehen. Tantchen arbeitet prachtvoll!

Beide Zellengenossen sind niedergeschlagen. Ach, das wird jetzt langweilig ohne den Deutschen! Sie bekommen alle Vor-

räte an Tabak und sonstigen Lebensmitteln. Sie bekommen auch den großen Topf mit Honig. Der Balte dankt fein und still, der Ukrainer schluchzt und küßt den Scheidenden auf beide Wangen:

„Diese Hunde dürfen dir nichts tun. Deine Kameraden werden Rußland besiegen und alle Gefangenen befreien. Gott strafe den Zaren und seine Ochrana — —!"

Dann rasselt zum letztenmal für Dieterich der Schlüssel des Wärters im Schloß der Gemeinschaftszelle.

Das Krankenhaus, ein schöner Backsteinbau, ist fast neu. Groß und hell die Fenster. Nur die Gitter davor belehren, daß die Freiheit auch hier nicht wohnt. Die Freiheit wohnt nirgends in diesem großen, mächtigen Zarenreich. Es ist wie ein einziger weiter Käfig, und darin magst du herumflattern, kleiner Vogel. Aber der Sperber, der dich jagt und schlägt, ist auch in diesem Käfig. Sorge, daß er dich nicht trifft, der blutige Sperber, der „Ochrana" heißt.

Sieh, gleich am Tor des roten Gebäudes steht ein Beamter der Ochrana! Er steht da und wird alle zwei Stunden abgelöst, nachts jede Stunde. Seine Stiefel treten einen festen, glatten Weg in die angewehten Schneemassen, immer vor den vergitterten Fenstern auf und ab. Sein Blick ist scharf, und sein Gewehr ist geladen.

Wird man sich nicht von oben durch die Gitter zwängen können, vielleicht nach dem Ausheben eines Stabes, um dann in die weiche, lockere Schneemasse zu springen oder gar auf den Posten, ihn niederzuwerfen, unschädlich zu machen?

Beim Anfahren im offenen Schlitten zieht der Deutsche diese Möglichkeiten in Erwägung. Nach Überwindung des Postenhindernisses wäre die Bahn frei, wäre der Fluchtweg offen. Tantchen würde weiterhelfen.

Vorerst muß jede Gelegenheit ausgekundschaftet werden. Die Saalgenossen müssen dicht halten. Was sind das eigentlich

für Menschen, diese neuen Nachbarn, diese Kranken, deren Krankheiten mehr oder weniger unecht sind? Sie alle haben sicher gearbeitet und gestrebt, um endlich hier sein zu können, weil man sich von hier aus bessere Fluchtmöglichkeiten oder auch nur bessere Lebensbedingungen verschafft. Was sind das für Leute, hier in den Klauen der Ochrana?

Diebe sind's, Mörder und Straßenräuber, Kerle, denen ein Menschenleben nichts gilt. Ein Menschenleben — puh! Ja, beim Tawarisch ist das anders! Ein Tawarisch ist unantastbar. Willst du ein Tawarisch sein, dann beweise, daß du hierzu würdig bist.

Tawarisch ist der Kamerad, der Genosse, der Mitverschworene, der Mann, der am gleichen Strang zieht, der Kerl, den die Ochrana in ihrer Gewalt hat und dem man helfen muß, weil gleiches Leid bindet und zusammenschweißt.

Tawarisch ist der Ehrentitel, den sich die Verbrecher in Rußlands Gefängnissen und an den Verbannungsorten weit weg in Sibirien verleihen. Du kannst froh sein, daß man dich Tawarisch nennt, Professor John, oder wie du mit deinem richtigen Namen heißen magst. Wer kennt die genauen Namen dieser Männer hier in den Gefängnissen, Zuchthäusern und Krankenhäusern Rußlands? Der Name spielt keine Rolle, auch der Titel nicht. Aber wenn sie dich Tawarisch nennen, dann hast du gewonnen.

Professor John muß Tawarisch werden.

Katzenväterchen, Triefauge und Steppenwolf packen aus

Professor John ist Tawarisch, Bruder, Kamerad und Genosse von Katzenväterchen, von Triefauge und von Steppenwolf. Er liegt nämlich gleich an der Tür des Krankensaales, und dieser Platz verpflichtet. Dort hört man gleich, wenn der Wärter von

draußen seinen Schlüssel in das Schloß steckt. Es ist ja so allerlei verboten hier im Krankenhaus, zwar nicht so viel wie drüben im Gefängnis, aber immerhin sollen die Insassen merken, daß sie nicht auf Rosen gebettet sind. Sie sollen merken, daß sie immer noch Gefangene sind. Hier spielt ja der nachsehende Wärter eine geringere Rolle, weil der „Feldscher", der Sanitäter, die Leute zu betreuen hat, aber er besitzt ein dickes Notizbuch, darin er alle Fehler und Sünden der Gefangenen vermerkt. Nach ihrer Gesundung werden die alles nachbüßen müssen, und manchen wird man mit einem von Nagaikahieben zerfetzten Rücken wieder hier im hohen Backsteinhaus sehen.

Deshalb ist es sehr wichtig, daß rechtzeitig gewarnt wird, wenn sich ein Wärter der Tür oder dem Guckloch nähert. Und dieses Warnen übernimmt der Neue, der Deutsche, übernimmt es ganz ohne Auftrag, während sie ihn noch als Ankömmling mißtrauisch mustern und ihn für einen hochgestellten Mann halten, weil Feldscher und Wärter so freundlich mit ihm umgegangen sind, vorhin, bei seiner Ankunft. Allein schon der Pelz dieses Neuen ist ein Vermögen wert. Man wird sich vor ihm hüten müssen.

Sie stecken die Köpfe zusammen, flüstern und hören nicht die Schritte des nahenden Wärters da draußen.

„Achtung!" unterbricht sie der Neue. Er sagt es nicht laut und nicht leise, sagt es, so wie man es sagen muß, um überall im Zimmer verstanden zu werden, ohne daß es der Wärter draußen vernimmt. Die drei Männer legen sich blitzschnell zurecht. Fast in der gleichen Sekunde geht das Schieberchen auf.

Im Laufe dieses Tages hat der Neue noch dreimal Gelegenheit, seine Saalkameraden zu warnen. Ein Gefangener hat ja selten ein gutes Gewissen und tut zu seinem Zeitvertreib meist das, was verboten ist, was ihm aber böse Strafen einbringt, wenn ihn der Wärter darüber ertappt.

Prachtvoll, dieser Neue! Donnerwetter, den Kerl muß man sich näher betrachten.

Wenige Tage später nennen sie ihn „Tawarisch". Dieterich errötet zuerst. Er soll Bruder, Genosse, Blutskamerad von Dieben, Mördern und anderem Gesindel sein? Und doch, wenn er darüber nachdenkt, muß er diesen Titel annehmen, muß sich geschmeichelt stellen, denn die Feindschaft dieser Menschen ist gefährlich. Ratsam ist's, sich ihre Hilfe zu sichern. Vielleicht zu einer Flucht — —

Ja, wer könnte denn bei einer Flucht helfen, vielleicht sogar mitgehen? Wer von diesen drei Saalgenossen? Dort liegt das Katzenväterchen, ein alter russischer Bauer mit faltigem Gesicht und listigen Äuglein. Neben ihm haben ihren Platz der weichliche Triefauge und der stämmige Steppenwolf.

Spitznamen sind das, natürlich nur Spitznamen, denn im Gefängnis spielen die richtigen Namen keine Rolle. Nur das Wort Tawarisch spielt eine Rolle, weiter nichts!

Dieterich stellt sich vor als Professor John und wird tatsächlich mit einer gewissen Ehrfurcht „Herr Professor" genannt. Besonders Katzenväterchen spricht das Wort „Professor" aus, wie man einen kostbaren Wein schlürft, so ganz mit spitzer Zunge. Er ist stolz darauf, sich Genosse eines richtigen Professors nennen zu dürfen. „Heiliger Kasimir von Kasan, da läufst du sechzig Jahre herum. Du beackerst deine paar Desjatinen Land und prügelst dein Weib, wie es sich gehört, du trinkst deinen Schnaps und spuckst deine Sonnenkernschalen aus, und nie hast du so einen gelehrten Herrn Professor zu sehen bekommen. Du hast mal davon gehört, daß es Gelehrte gibt, die so gescheit sind, daß sie sogar wissen, wie Donner, Regen, Blitz und Schnee gemacht werden und wie das alles kommt, geht und wächst. Ja, es ist in unserem Dorf mal behauptet worden, da wohne irgendwo ein Professor, der gescheiter sei als Väterchen Zar. Das ist aber eine gottverlassene Lüge. Der Dorfpolizist ist dem

Lügner sehr deutlich mit der Faust übers Maul gefahren. Ach, hätte das meine gute Matka erlebt, mich so mitten in einem Zimmer zu sehen, in einem Bett, das ein feines Gestell aus Metall hat, und dann noch neben einem echten und lebendigen Professor! ‚Wassil Wassilowitsch,' würde sie sagen, ‚verzeih mir, daß ich oft mit dem Besen nach dir schlug und dich mit Wasser übergoß, wenn du betrunken am Boden neben den Hühnern lagst und nicht mehr die Stufen zum Ofen hinauffinden konntest! Verzeih mir, guter Mann, ich wußte nicht, daß du so vornehmen Umgang bekommen würdest, vornehmer als unser Pope, sogar als der Postmeister aus dem Marktflecken!'"

Triefauge ist zuerst ablehnend. Triefauge gewinnt erst Vertrauen, als Professor John dreimal rechtzeitig vor dem Wärter gewarnt und ihm somit harte Strafe für verbotenes Tun erspart hat. Jetzt packt Triefauge aus.

„Ja, sieh mich mal an, Tawarisch, ich bin häßlich. Meine Augen triefen, weil ich seit zwanzig Jahren nachts arbeite, nur nachts. Ich kann nämlich nachts besser sehen als am Tage. Ich bin wie eine Katze, wie eine ganz gefährliche Katze. Oder wie eine Maus, jawohl, schon eher wie eine Maus. Also, ich bin häßlich, sagte ich schon, und du wirst es mir nicht glauben wollen, daß ich die schönste Frau weit und breit mein eigen nenne. Sie ist vor Gott und den Menschen meine eheliche Frau und liebt mich, trotzdem mich alle Welt Triefauge nennt. Nenne du mich auch Triefauge, Professorchen. Dir werde ich es nachsehen, weil du ein Tawarisch bist. Nenne du mich, wie du mich nennen magst.

Meine Frau, erkläre ich hier feierlich, meine Frau könnte am Zarenhof hohe Ehren ernten, so schön ist sie, aber nein, sie bleibt demütig und liebt mich und ist mein Eigentum, obwohl sie hoheitsvoller daherkommt als eine hochgeborene Fürstin.

Vor fünf Jahren habe ich sie geheiratet und habe sie seither zu oft allein gelassen, um meinem Beruf über Land nachgehen zu können. Mein Beruf verlangt nämlich ausgedehnte Reisen und viel Aufpassen. Wenn ich dann heimkehrte, brachte ich Lebensmittel und alle jene Waren mit, die jeder Kaufladen führen kann, und meine hübsche Frau richtete bald selbst einen Laden ein und hatte gute Umsätze. Ich aber zog immer weg, im Sommer mit dem Wagen, im Winter mit dem Schlitten, und machte immer größere Reisen.

So schön meine Frau ist, so schlau ist sie auch. Es blieb ihr nicht verborgen, daß ringsum, im ganzen Gouvernement, die Geschäfte systematisch von einem Dieb heimgesucht wurden, und zwar immer nachts. Einmal brachte ihr der Pope eine Zeitung. Der Pope, der konnte lesen, und so las er ihr vor, daß wieder da und dort in Geschäfte eingebrochen worden war, und daß der Dieb an einer Stelle sogar eine Kiste Champagner und ein Paket Rasiermesser aus Deutschland mitgenommen hatte. Bedenke doch, Professorchen, echten französischen Champagner und echte deutsche Stahlmesser. Und ich wußte nichts von dieser Zeitungsnachricht und ahnte nicht, daß der Pope dies alles meiner Frau erzählt hatte.

Als ich einige Tage später zu meinem hübschen Täubchen komme, tue ich ganz geheimnisvoll: ‚Hab' meinem Goldschatz was Besonderes mitgebracht. Nichts für den Laden, nein, aber für den Magen. Sieh doch, das reimt sich, hähähä! Sieh mal, es ist viel, es ist schwer, es ist eine ganz schwere Kiste voll! Es schmeckt süß, löscht den Durst der Fürsten und Zaren, ja manchmal auch der hochwohlgeborenen Herren Offiziere. Und es kommt aus Frankreich, einem ganz fernen Land, wo die Sonne untergeht.'

‚Pack die Flaschen aus!' sagt meine Turteltaube und schaut mich ganz sonderbar an. So schlau ist sie, daß sie alles erraten hat, so schlau! Gibt es im Reich des Zaren noch eine zweite Frau, die so schlau ist? Sag doch selbst!

‚Woher weißt du, daß es Flaschen sind?' frage ich ganz verwundert.

‚Und die Rasiermesser aus Deutschland, hast du die auch?' forscht sie streng weiter.

Da bin ich wie vom Blitz gerührt niedergesunken und habe mich bekreuzigt, so ist mir dies alles in die Glieder gefahren. Nachher haben wir zwei Flaschen von diesem süßen Champagner getrunken, und ich habe ihr alles gebeichtet. Habe ihr gesagt, daß ich kein Handelsmann bin, sondern ein Dieb und Einbrecher. Aber glaubst du, sie hätte mich darob weniger geliebt oder gar geschlagen? Nein, ganz im Gegenteil! Sie wird mich immer lieben, und ich werde sie immer lieben, weil sie die schönste Frau weit und breit ist."

Der Deutsche wird nachdenklich: „Sag mal, Tawarisch Triefauge, wenn du solch eine große Sehnsucht hast, dann möchtest du doch flüchten, dieses Gefängnis-Krankenhaus verlassen. Oder nicht? Sieh, ich möchte auch hier weg, das wirst du doch verstehen. Ich muß heim, nach Deutschland. Du bist Tawarisch, und daher darf ich es dir anvertrauen, ich habe draußen in der Stadt einen Schutzengel, ein Tantchen, das uns aufnehmen und verstecken wird, bis unsere Spuren verwischt sind. Willst du mitgehen? Du sagtest doch schon, deine Augen seien nachts schärfer als tagsüber. Und geschmeidig ist dein Körper. Du bist stark und schlank, du wirst durchkommen. Ich muß fliehen, weil mein Leben auf dem Spiel steht, da ich deutschen Offizieren zur Flucht verholfen habe. Man macht einen bösen Spionagefall daraus."

Triefauge wehrt ab: „Professorchen, Tawarisch Professorchen, das geht nicht, das geht mit dem besten Willen nicht, denn ich habe nur noch drei Monate abzusitzen. Jetzt muß ich eine kleine Lungenentzündung ausheilen, weshalb ich hier bin. In drei Monaten will ich meine Frau wiedersehen. Sie ist schöner als eine hochgeborene Fürstin und liebt mich trotz meiner Triefaugen. Ich werde mich nie wieder fangen lassen wie voriges Jahr, als ich für sie in einem Bazar zu Samara das schönste persische Gewebe nehmen wollte. Der Jude hielt das Tuch fest und schrie, und ich gab ihm drei Maulschellen. Er aber schrie noch lauter und riß mir das Tuch aus den Händen, und da kamen auch schon die Polizisten. Nein, ich werde nicht mehr nach Samara reisen, sondern meinen nächtlichen Beruf in den kleinen Kaufläden ausüben. Wo denkst du hin, Professorchen, ich kann mich jetzt nicht in Gefahr begeben, ich kann nicht, denn ich muß sie bald wiedersehen."

Der Dieb dreht und windet sich. Er ist feige wie alle nachtschleichenden Raubtiere. Man wird mit ihm nichts beginnen können. Dann schon eher mit dem Steppenwolf drüben in der Ecke. Tawarisch Steppenwolf ist dem Henker verfallen. Sein Leben ist keine rostige Kopeke mehr wert.

„Brüderchen Professor, ich weiß, daß es mit mir aus ist. Ich weiß es. Aber glaub es mir, dieser Hund, der Ilytsch Orsoff, hat mich gereizt, bis es nicht mehr anders ging. Ich mußte ihn auslöschen. Sein Leben war verfallen, weil er uns verraten hat. Alles verriet er heimlich den Wärtern. Sogar die Geschichte mit der eingeschmuggelten Feile. Da hab ich ihn niedergeschlagen, und weil er noch zuckte, habe ich ihn erdrosselt. Glaube es mir, Professorchen, das war gut so, das mußte so sein. Ich hätte nicht anders handeln können. Draußen, auf der großen und weiten Steppe, habe ich auch schon mal getötet, aber das war was anderes. Ich war freier Mensch. Sie nannten mich Räuber. Nenne du mich, wie du mich nennen magst, du darfst es, Tawarisch. Sie haben mich gefangen und gefoltert. Und zehn Jahre sollte ich die Kette schleppen, um dann hinterher mein ganzes Leben in Sibirien zu verbringen. Nun sehe ich bald mein Ende, denn auf Mord im Gefängnis steht die Strafe des Stranges, selbst wenn der Ermordete der größte Schuft dieser Erde war. Ich habe mich gewehrt und

habe um mich geschlagen, als die Wärter mich wegholten, und bekam dafür schon ein paarmal zweihundert mit der Nagaika. ‚Hängt mich jetzt schon auf, ihr räudigen Hunde!' habe ich gerufen, doch sie hörten scheinbar nichts. Sie dürfen nichts hören und müssen mich jetzt zum zweiten Male gesund hegen und pflegen, bis der Rücken wieder geheilt ist. Verrückt, nicht wahr! Sie heilen mich, sie legen mich in ein weißes Bett, sie fragen nach meinen Bedürfnissen, nur um mich wieder schnell gesund zu kriegen. Als gesunder Mann soll ich baumeln. Ich will aber nicht baumeln."

„Du sollst auch gar nicht baumeln," sagt der Deutsche. „Du sollst frei sein. Mit mir. Verstehst du, frei! Schau mich doch nicht so verwundert an! Man nennt dich Steppenwolf. Ein Steppenwolf ist mutig und reißt hundertfach, ehe er selbst gerissen wird. Sei ein Steppenwolf! Sei es nicht nur dem Namen nach. Wirst es nicht bereuen. Ein Steppenwolf liebt die Freiheit. Ich glaube, du liebst die Freiheit nicht. Auch dein Leben liebst du keineswegs, will es scheinen. Willst du nicht mit mir fliehen?"

Der Steppenwolf lauscht mit gierigem Blick und mit blutunterlaufenen Augen. Dann streckt er seine breite, kräftige, kurzfingerige Hand aus: „Tawarisch Professorchen, ich werde mit dir fliehen!"

Frau Triefauge spendet einen seltsamen Hering

Wer ausrücken will, der wartet bis zum Neumond. Der Schnee ist ja hell und verräterisch genug. Kein Mensch bringt es fertig, ungesehen zu flüchten, wenn der Mond die weiße Fläche überscheint und die Gegend viele Werst weit schier taghell beleuchtet. Also bis zum nächsten Neumond, Tawarisch Professorchen!

Aber wie? Und mit welchen Mitteln? Die Gitterstäbe am Fenster sind dick und fest. Kein Mensch wird sie durchbiegen können, auch der stämmige Steppenwolf nicht.

„Seht, ich bin ein Scheusal mit meinen Triefaugen!" sagt der Ladendieb. „Und trotzdem liebt sie mich. Die schönste Frau Rußlands liebt mich und ist mein eigen. Wenn ich sage ‚Komm!' dann kommt sie. Und wenn ich sie schlagen will, dann kann ich sie schlagen, und kein Mensch wird mir je dazwischenreden, denn wir sind verheiratet, vor Gott und dem Popen, was ich nicht oft genug sagen und preisen kann. Und wenn sie wollte, könnte sie am Zaren — —"

„Wir wissen es, wir wissen alles und kennen deine Leier," winkt Steppenwolf ab. „Sie könnte eine große Rolle am Zarenhof spielen, so schön ist sie. Was sage ich, ein weiblicher Starez könnte sie sein und mit Gold und Edelsteinen beladen umherlaufen, Diamanten und kostbare Ringe an allen Fingern und Zehen tragen, aber nein, sie liebt dich, das Triefauge, weshalb dich der Henker heute noch holen mag, sofern du nicht das tust, was ich dir jetzt befehle." — „Was soll ich, was soll ich denn?"

„Sperr' deine Ohren auf, kneif dafür deine Triefaugen zu und vernimm, daß ich innerhalb von acht Tagen eine saubere, scharfe Feile haben muß! In deinen Läden hast du doch hie und da Feilen gefunden. Überhaupt, du mußt ja einen ganzen dicken Packen Werkzeug dein eigen nennen. Ich brauche eine ganz feine, scharfe Feile —!"

Triefauge nickt. Es sind schon andere Sachen in den Bau geschmuggelt worden. Pah, so eine kleine Feile, das macht man im Handumdrehen.

Triefauge hat Besuch. Sein Fall ist ohnehin leicht. Da drückt man schon ein Auge zu. So ein Wärter ist doch kein Unmensch, und wenn die kleine, nette Frau ihrem Mann einen Kuß geben will — na, sie soll es tun.

Die kleine Frau geht. Während des Kusses hat ihr Triefauge den Auftrag übermittelt. Und bald trifft eine Sendung Heringe ein, drei Heringe für Triefauge, als Kostzulage. Das ist zwar verboten, aber wer kann solch einer kleinen, rundlichen Frau etwas abschlagen?

„Deine Frau hat hier ein paar Heringe für dich abgegeben," sagt der Feldscher und reicht Triefauge das salzig duftende Paket hin.

Triefauge nimmt, schnüffelt, grinst. Er wartet, bis der Feldscher gegangen ist, dann stellt er sich mit dem Rücken gegen das Guckloch in der Tür, damit niemand sehen kann, was seine Hände tun.

„Tawarisch Steppenwolf," sagt er, „welchen Hering soll ich öffnen?"

Steppenwolf dreht die drei Fische in seinen Händen und bezeichnet den kleinsten. Er reicht ihn dem Deutschen: „Nimm und iß, Professorchen, verschluck mir aber gefälligst die Feile nicht!"

Professor John ißt, knetet das Fleisch des Herings vorsichtig zwischen Zunge und Gaumen. Aber nichts, keine Feile, nichts kommt zum Vorschein. Jetzt hat er nur noch den Kopf mit den Gräten in der Hand und will alles wegwerfen.

„Halt!" schreit der Steppenwolf. „Bist schon närrisch, Professorchen. Willst meine schöne Feile wegwerfen. Zieh doch nur die Gräte auseinander, na, zieh doch schon!"

Professorchen zieht, und siehe, es fällt eine ganz dünne, ganz feine und ganz scharfe Stahlklinge zu Boden. Die schöne Frau Triefauge hatte das Werkzeug gut in der Rückengräte des Fisches zu verbergen gewußt. Steppenwolf nimmt die Feile an sich, und Triefauge triumphiert: „Sie ist nicht nur die schönste, nein, auch die gehorsamste Frau im ganzen Zarenreich. ‚Täubchen,' habe ich geflüstert, ‚Täubchen, du mußt drei Heringe schicken und in die Rückengräte des einen die ganz feine Stahlfeile, weißt du, jene Feile, die in einer Schuhsohle verborgen liegt, einschieben. Es ist nicht für mich, aber für einen Tawarisch.' Sie ist die gehorsamste Frau. Sie liebt mich. Ich werde sie immer lieben. Eine Frau, die so schön ist und solchen Mut zeigt, hätte zweifellos am Zarenhof — —"

Steppenwolf winkt ungeduldig ab. „Wir kennen deine Leidensgeschichte auswendig. Nur wenn du solche Feilen besorgst, Triefauge, nur dann bist du zu gebrauchen."

Professorchen feilt. Der Steppenwolf feilt. Auch Triefauge feilt manchmal eine Stunde lang oder zwei, um die anderen abzulösen. Mehr als zehn Nächte sind notwendig zum Durchfeilen des Gitters. Sorgfältig werden die Metallspäne abgepustet. Tagsüber verkleben sie die Schnittstellen mit gekautem Brot. Wie vorgesehen, wird das Gitter in der Neumondnacht durch sein.

Und endlich ist der Tag da. Ein trüber Wintertag, nicht besonders kalt. Ob's draußen tauen will? Wäre ja etwas verfrüht, aber trau' doch einer dem Wetter! Im Orenburger Gebiet darf man schon mit Wetterüberraschungen rechnen. Man darf überhaupt und immer mit Überraschungen rechnen in des Zaren weiten Landen. Weiß einer der drei Gefangenen hier, was ihm die nächste Minute bringt? Weiß es das gelehrte Professorchen? Nichts weiß Professor John von der Zukunft. Oder Triefauge? Nichts, gar nichts! Oder Katzenväterchen? Unfug! Oder der Steppenwolf? Nichts, überhaupt nichts!

Der Steppenwolf weiß nicht mal, daß die Schritte, die jetzt draußen auf dem Flur dröhnen, seinetwegen dröhnen. Er weiß nicht, daß die Gewehre, deren Kolben dumpf aufhauen, seinetwegen scharf geladen sind. Er weiß nicht, daß draußen im Hof ein Galgen errichtet ist. Nichts weiß der Steppenwolf, nichts. Jetzt reißen sie die Tür auf. Der Feldscher zeigt auf den Steppenwolf: „Jener dort ist's!"

Der Offizier tritt vor: „Mach dich fertig, Bruder, es ist so weit!"

Er sagt das ganz sanft. „Bruder," sagt er, „Bruder," der hochwohlgeborene Herr Offizier. Wenn du tot bist, darfst du jeden hochwohlgeborenen Herrn Offizier Bruder nennen, im Jenseits, meine ich. Sogar Väterchen Zar darfst du Bruder nennen, sofern es drüben für Zaren nicht doch noch einen Extra-Himmel gibt mit geheimer Verbindungstür zu den Privatgemächern Gottes. Gibt es das? Nein, denn vor dem Tod und vor Gott bist du allen gleich, ein Mensch, aus Erde geschaffen, ein armseliger Haufen Jammer. Ist's da ein Wunder, wenn der Herr Offizier dich Bruder nennt, da er dich zum letzten Gang abholt?

Steppenwolf soll sich fertigmachen? Steppenwolf ist lange fertig. Was ist da schon groß mitzunehmen? Vor dem Richterstuhle Gottes kannst du nackt erscheinen. Gott kennt dich als Wurm auf dieser Kugel, die man Erde nennt und die sich Nabel der Welt glaubt. Trete an, wie du bist!

Er schlägt andächtig das Kreuzzeichen. Er nähert sich den Genossen und küßt sie auf beide Wangen. „Leb wohl, Professorchen! Und du, leb' wohl, Triefauge, und du, Katzenväterchen, verzeih, wenn ich dich zu oft neckte. Du wirst frei sein und viele Katzen pflegen können."

„Pascholl!" schreit ein Soldat und stößt Steppenwolf mit dem Gewehrkolben. „Pascholl, mach voran! Hast Zeit genug gehabt zum Reden!"

Steppenwolf sieht ihn an, grimmig, die Augen vor Zorn sprühend. Furchtbar fluchend stößt er aus: „Du Hundesohn!"

Sie drängen den Gefangenen hinaus. Die Tür wird verschlossen. Schritte verhallen auf dem Flur. Dann nichts mehr.

„Unsere Feile!" sagt Professor John. „Er trägt sie im linken Schuh verborgen."

„Es mußte so kommen," tröstet Triefauge. „Ich sage dir, es kommt immer, wie es kommen muß. Zu spät, alles zu spät.

Ich kann nicht fliehen, weil meine Zeit bald um ist und weil ich zu ihr zurückkehren will. Sie liebt mich, nur mich. Kannst du das verstehen, Tawarisch Professorchen, kannst du das verstehen? Du bist ja gescheit, aber versuch, ob du mir das erklären kannst. Du wirst es nicht können, Professorchen, du wirst es bestimmt nicht können, so seltsam ist im Leben alles."

Wochen vergehen. Draußen schmilzt der Schnee. Draußen wird die Sonne warm, wird die Sonne freundlich. Triefauge hat seine Strafe abgesessen und wird entlassen. Er eilt zu seiner hübschen, ja wirklich schönen Frau, die am Zarenhof eine gewisse Rolle gespielt hätte, sofern ihr das Schicksal gnädiger gewesen wäre. Die Betten werden wieder belegt. Katzenväterchen ist geblieben. Er hat's auf der Lunge, das alte Katzenväterchen. Wird wohl Sibirien nicht mehr zu sehen bekommen.

Dieterich merkt nicht, daß die Zeit schier stehenbleibt. Er merkt überhaupt nichts mehr, denn seine Sinne weilen nicht mehr in der düsteren Beengtheit des Krankensaales eines russischen Gefängnisses, sondern draußen in der Freiheit. Er übt und übt und versetzt sich in hypnotischen Zustand. Seine Ohren hören nichts mehr, seine Augen erfassen nicht, was um ihn geschieht. Stundenlang, ja tagelang sitzt er und starrt vor sich hin. Katzenväterchen schleicht stumm einher und bekreuzigt sich vor Angst.

Endlich ist es so weit. Endlich hat der Deutsche den Schwerpunkt überwunden, endlich ist er so weit. Er kann, sowie er will, wie und wann er nur mag, seinen Körper ausschalten und die Seele reisen lassen. Er weilt seelisch in der fernen deutschen Heimat. Er weilt bei Tantchen, er sieht, was draußen außerhalb der Gefängnismauern geschieht. Nein, er fühlt es. Und bald fühlt er die Gedanken seiner Mitmenschen. Seine Seele gewinnt Macht über die Sinne der anderen Gefangenen.

„Katzenväterchen," sagt er, „nimm diese Nadel und versteck sie, wo du willst! Ich darf sie nicht finden, verstehst du?"

Der alte Mann grinst. Aha, wieder solch eine dumme Spielerei von diesem hochgelehrten Professorchen. Gut so, sehr gut, er soll endlich munter werden. Er soll nicht immer vor sich hinstieren. Er wird ja sonst verrückt.

„Du kannst dich umdrehen, Professorchen," grinst Katzenväterchen. „Dreh' dich nur um! Niemals wirst du die Nadel wiederfinden."

„Gib mir einen Augenblick deine Hand, Väterchen!" sagt der Deutsche und verweilt einige Sekunden ganz still mit geschlossenen Augen. Er spürt, wie sich die Gedanken des Russen übertragen. Und plötzlich weiß er, daß Katzenväterchen jetzt kichernd vor Genugtuung an die Nadel denkt, die zwischen Schuhsohle und Naht eingeklemmt verborgen ist.

Und siehe, der Deutsche bückt sich rasch, hebt den Schuh hoch, fingert, ohne zu suchen, die verborgene Nadel hervor. Die Gefangenen weichen zurück, so zauberhaft ist dies alles.

„Gospodin — — Bosche moi — — du bist nicht nur ein großer Gelehrter, du bist sogar ein Heiliger, der Wunder vollbringt," sagt Katzenväterchen.

„So befreie uns doch hier aus dieser Umgebung!" raten sie.

„Nein, ich werde euch nicht befreien, ich kann euch vorläufig nicht befreien, aber ich werde euch Stunden des Vergessens bringen."

Der Versuch gelingt. Sein Wille beeinflußt ihre Seelen, und sie liegen vergnügt auf ihren Pritschen, denn er hat sie auf eine weite, sonnige, blumige Wiese gezaubert. Sie haben genug gegessen, sie haben Tabak in Hülle und Fülle, und weit und breit ist kein Wärter. Da liegen sie nun und reden ganz faul und kommen sich wichtig vor. Verschwunden das Gefängnis, verschwunden die Gitter an den Fenstern. Verschwunden der Posten draußen vor dem Tor. Niemand ahnt und sieht, daß

jetzt der Wärter draußen durch den Sehschlitz späht und vor Angst zum wachhabenden Offizier rennt.

„Euer Hochwohlgeboren, da drinnen sind sie alle verrückt geworden. Kommen Sie rasch, Euer Hochwohlgeboren!"

Der Leutnant kommt, begleitet vom Feldscher und vom rasch herbeigerufenen Arzt. Und dieser Arzt erkennt gleich, daß der Deutsche sich hier eine hypnotische Sitzung leistet. Jaja, diese Deutschen! Alles können sie. Den Teufel haben sie bestimmt erfunden!

So etwas spricht sich rasch rund. Die Erlebnisse im Krankenhaus der Gefangenen sind ja so gering und selten. Auch für die hochwohlgeborenen Herren Offiziere. Nun, dieser Deutsche soll seine Kunststückchen zeigen. Er soll mal die ganze Bande hier, diese Gefangenen, in Tiere verwandeln. Gut, das wird getan. Katzenväterchen wird ein miauender Kater, ein anderer wird ein bellender Hund, ein dritter ein krähender Hahn, ein anderer ein gackerndes Huhn. Sie kauern auf ihren Betten, unter den Betten, in den Ecken und treiben ihre Faxen, und die hochwohlgeborenen Herren Offiziere halten sich die Bäuche vor Lachen.

Folgt eine neue Umwandlung. „Ihr seid alle frei. Zieht eure Zivilkleider an und geht hinaus!" sagt der Deutsche. Sie ziehen Bettzeug um, jauchzen und beeilen sich, und es ist fast grausam, sie aus diesem schönsten aller Träume aufwecken zu müssen. Die Herren Beamten und Offiziere aber lachen bis zur Erschöpfung. Aber bald verstummt ihr Lachen. Dieser Gefangene wird ihnen unheimlich. Ein Mann, der jene geheimen Kräfte besitzt, die nach ihrer Meinung niemand in Rußland beherrscht als höchstens der Starez am Hofe des Zaren. Bosche moi, dieser Deutsche ist unheimlich. Nur weg mit ihm! Er muß fort, rasch, nur rasch, er muß weg!

Die Akten des Gefangenen Johann Dieterich, genannt Professor John, werden beschleunigt behandelt. Die Ochrana richtet. Sie richtet geheim, ohne Zeugenaufmarsch, ohne Ver-

teidiger. Ihr Urteil ist unumstößlich und duldet keinen Widerspruch. Die Ochrana ist das Auge des Zaren. Und wo dieses Auge hinblickt, da erstirbt jedes Leben.

Der Deutsche hockt in der Abgeschlossenheit seines Krankensaales und vertieft sich immer mehr in die geheimnisvollen Möglichkeiten der seelischen Wirkungen und der Hypnose. Er sinnt und grübelt, seine Seele ahnt, daß sich die schwarzen Wolken seines Schicksals zusammenziehen.

Katzenväterchen liegt auf dem Boden und bekreuzigt sich.

Einige Flure weiter erhalten sie von Zarskoje Selo gerade ein Urteil.

„Cilny"
Als Lebenslänglicher nach Sibirien

„Pasch°oll, der Deutsche, pack' deine Sachen und komm' mit!" Ein Wärter, begleitet von einem Unteroffizier, steht im Krankensaal.

„Professorchen, sie werden dich hängen, Professorchen, sie werden dich erschießen. Gospodin — pomylui! Gott sei deiner Seele gnädig, Professorchen!" wimmert Katzenväterchen. „Welch ein Unglück, welch ein Unglück! Ein so gescheiter Mann, ein so gebildeter Mann! Ich würde ihn für einen Zauberer halten, wäre er kein guter Christ. Tawarisch Professorchen, ein alter Mann wird für dich zu Gott flehen — —"

„Halt dein Maul, alte Krähe!" schimpft der Unteroffizier und versetzt dem Alten einen Tritt.

„Pascholl, skarce, es eilt! Die hochwohlgeborenen Herren Richter und Offiziere warten nicht gern, los, mach rasch, deutscher Teufel! Deine Künste werden dich nicht mehr retten können!"

Dieterich rafft die notwendigste Habe zusammen. Manche Kleinigkeit läßt er liegen: „Für dich, Katzenväterchen, alles für dich!"

Der alte Mann rutscht ihm auf den Knien nach: „Du bist kein Teufel, Tawarisch Professorchen, du bist ein Heiliger, ein guter Christ bist du. Bitt' die gute Mutter Gottes von Kasan für mich alten Muschik, ach ach, — —!"

Der Unteroffizier wirft den Alten zu Boden und drängt Dieterich hinaus in den dunklen Flur. Schlüssel rasseln. Es ist alles wie im Traum, wie ein böser, dummer Traum.

Flure und Flure. Dann endlich eine Tür, dahinter man Stimmengewirr vernimmt. Sie treten ein. Mehrere Offiziere, der Arzt, der Inspektor und der Gefängnisdirektor sitzen um einen Tisch, darauf ein dickes Aktenbündel liegt. Ein warmer Sonnenstrahl dringt durch das Oberfenster schräg in das Zimmer, dünn und schnurgerade wie eine lange Degenklinge, und bleibt auf dem Aktendeckel haften. Sonnenstaub tanzt durch den Strahl, immer auf, immer ab. Jetzt öffnet ein Offizier den Aktendeckel und schlägt mit der flachen Hand schwer auf die erste Seite. Die Sonnenstäubchen wirbeln toll, wollen sich nimmer beruhigen. Langsam, feierlich erheben sich die Herren.

Der Angeklagte Johann Dieterich hat sich als Deutscher, also als Angehöriger eines mit Rußland im Kriege liegenden Staates, den gefangenen deutschen und österreichischen Offizieren genähert und ihnen die Mittel zur Flucht verschafft. Da Dieterich einerseits militärpflichtiger Deutscher ist, andererseits diese Anschuldigungen keineswegs bestritten hat, wird er zur lebenslänglichen Verbannung nach Sibirien verurteilt. Er ist sofort auf administrativem Wege dorthin in Marsch zu setzen. Gegeben zu Zarskoje Selo, am 27. April 1915.

Die Herren stehen und schauen auf den blassen Menschen in ihrer Mitte. Was will er sagen, der Deutsche? Berufung? Nein, die Urteile der Ochrana sind endgültig und ohne Berufungsmöglichkeit. Hier, unterschreiben soll er, zugeben soll er, daß er alles gelesen und verstanden hat.

Der blasse Gefangene aber erklärt: „Ich erkenne das Urteil nicht an, weil ich meine Pflicht als Deutscher tat. Ich mußte so handeln. Man darf mich nicht zum Verbrecher stempeln, weil ich meinem Vaterland dienen wollte. Ich verweigere die Unterschrift!"

Haben die Offiziere diese Antwort erwartet? Ihre Gesichter verraten eine gewisse Befriedigung, denn sie verstehen, daß ein Ehrenmann in solchem Falle nicht anders handeln konnte.

„Gut!" sagt der Wortführer. „Gut, meine Herren, Sie sind Zeugen, daß der Gefangene die Unterschrift verweigert, jedoch das Urteil empfangen und verstanden hat. Dem Gesetz ist Genüge getan. Ich bitte die anwesenden Herren, ein Protokoll hierüber aufzunehmen und es zu unterschreiben."

Man führte den Verurteilten hinüber zur Schmiede. Zwei Gefangene warten dort mit einer zehn Pfund schweren Kette und mit Fußeisen. Ein Offizier muß als Zeuge anwesend sein, weil alles so sein soll, wie es das unerbittliche Gesetz will. Sie legen die Beine des Gefangenen auf einen Amboß und schmieden die Fußeisen kalt um seine Knöchel. Einmal rutscht der Hammer aus und schmettert über den Fuß. Einerlei, die Eisen müssen sitzen, die Kette muß sitzen, diese zehn Pfund schwere Kette, die kein Ausschreiten erlaubt, die einen Menschen zum wilden Tier herabwürdigt, die entehrend wirkt und die furchtbarste aller Strafverschärfungen ist. Später, ja später, in Sibirien wird man die Kette abnehmen, aber für die Dauer des Transportes muß sie geschleppt werden, daran ist nichts zu ändern.

Und solch ein Lebenslänglicher, der seine Kette nach Sibirien schleppt, heißt „Cilny". Aus dem witzigen, wendigen und meist gut gelaunten Tawarisch Professor ist ein Cilny geworden, ein Mensch, der dem Trübsinn verfallen ist, der stumpf in seiner Einzelzelle sitzt und zu träumen glaubt. Nein, es ist kein Traum,

denn schon sind die Knöchel wund gescheuert von den Eisenreifen. Schon ist die Kettenpsychose da: Ist er wirklich unschuldig? Nein, er ist schuldig, er ist Abschaum der Menschheit. Ein Mann, der Ketten tragen mußte, kann nie wieder frei sein, nie wieder dem freien Mann ins Auge schauen. Gott, o Gott! Und die Nerven, diese elenden Nerven wollen nicht mehr. Zu viel, ja, es ist tatsächlich zu viel! Ein paar Kugeln draußen auf dem Schießstand wären barmherziger gewesen, bestimmt, viel barmherziger.

„Professorchen, Sie müssen essen! Hier, Tantchen schickt Ihnen einen Topf Honig und läßt Sie grüßen. Sie sollen nicht verzweifeln, hören Sie, nein, nicht verzweifeln!"

Der gutmeinende Arzt spricht so und reicht dem Cilny das eingeschmuggelte Paket.

„Ach, Herr Doktor, Sie sind gütig! Grüßen Sie mein liebes Tantchen und sagen Sie mir: Wie soll ich mich ferner verhalten?"

„Wie Sie sich verhalten sollen? Ganz einfach! Nur keine dummen Streiche! Hätte alles keinen Zweck. Später, wenn Sie am Ziel sind — — Sie verstehen doch — — ich darf ja als russischer Offizier nicht so sprechen — — es ist Sünde, was ich jetzt sage, aber Sie handelten so, wie Sie handeln mußten. In Sibirien wird man Ihnen die Kette abnehmen, Ihr Geld wird Ihnen dort ausgehändigt. Kaufen Sie sich ein Pferd — China ist nicht unerreichbar — aber sorgen Sie, daß Sie gesund sind, um schon mit dem nächsten Transport wegzukommen, sonst bleiben Sie noch ein weiteres Jahr hier liegen, in Ketten!"

„In Ketten, hier in Ketten?! Das wäre ja entsetzlich. Warum denn?"

„Weil die Reise nach Sibirien flußabwärts geht und weil die Flüsse nur für wenige Monate eisfrei sind. Wer im Mai nicht mitkommt, bleibt bis Mai nächsten Jahres."

„Herr Doktor, lieber Herr Doktor, ich bitte Sie inständig, ich muß im Mai mit. Ich will mit dem nächsten Transport nach Sibirien. Ich danke Ihnen für diesen Rat."

„Danken Sie Tantchen! Sie werden mit dem nächsten Transport wegkommen, ganz gewiß, das werden Sie."

„Cilny Johann Dieterich, stehen Sie auf, die Etappe nach Sibirien beginnt! Packen Sie alle Ihre Gegenstände und Habseligkeiten in den empfangenen Jutesack und folgen Sie mir!" Ein Wärter spricht's und treibt den Gefangenen zur Eile. Drunten im Hof stehen schon etwa fünfzig Gefangene, alle mit Ketten an den Füßen, jeder einen Jutesack vor sich auf dem Boden. Der Arzt geht vom einen zum andern.

„Gesund und kräftig genug für die Reise?" Alle bejahen, denn Sibirien erscheint ihnen wie eine Rettung. Man wird sich doch bewegen können, wahrscheinlich sogar ohne Fesseln, und man wird arbeiten dürfen. Und die Möglichkeit zur Flucht ist auch hundertfach geboten. Sogar das Katzenväterchen ist dabei, das blutspuckende Katzenväterchen.

„Ich bin kerngesund, Euer Hochwohlgeboren. Die paar Tropfen Blut, bah — hat nichts zu sagen!" fleht der Alte und schaut den Arzt an wie ein Hund seinen gestrengen Herrn, wenn der die Reitpeitsche zum Schlage hebt.

„Er ist tatsächlich gesund, Herr Doktor, lassen Sie ihn mit! Gott wird es Ihnen lohnen!" flüstert Dieterich. „Für einen Moribundus ist es tröstlicher, wenn es ihn draußen, irgendwo in der freien, frischen Natur, ereilt. Er ist mein Freund. Lassen Sie mir meinen Freund! Ich werde für ihn sorgen, Herr Doktor!"

Der Arzt geht weiter und meldet dem Konvoi-Führer, einem harten, alten Offizier mit Seehundsbart:

„Sie sind tatsächlich alle gesund. Sie werden die Etappen bis Sibirien glänzend überstehen. Keine zwanzig Tote wirst du diesmal haben, bestimmt keine zwanzig Tote."

In diesem Augenblick geht das Gefängnistor auf, und die Konvoi-Soldaten, eine besondere, eigens geschulte, unbestechliche Miliz, treten ein. Sie sind groß, stämmig, schwer bewaffnet. Sie lassen die Gefangenen zu je sechs antreten und schließen sie in Handketten. Nicht genug, um die angetretenen Gefangenen schlingen sie eine lange, dünne Kette, so daß der geschlossene Menschenblock ein festes Ganzes bildet. Entweichen ist jetzt ausgeschlossen.

„Pascholl, los, ihr Hunde!" schreien die Konvoi-Soldaten. Die Elendsphalanx setzt sich in Bewegung, umkreist von Soldaten, die ihre Nagaikas schwingen. Dieterich grüßt noch mit den Augen hinüber zum Arzt, dann kommt schon die staubige, ausgefahrene, löcherige Straße. Die Sonne brennt. Der Jutesack mit den Halbseligkeiten drückt. Zivilisten hasten rechts und links vorüber. Der Deutsche geht gebückt, die Nase am Boden, er blickt nicht auf. Nein, Tantchen soll jetzt nicht kommen, nur jetzt nicht. Man müßte sich ja so schämen, mit den entehrenden Fesseln an den Händen und Füßen, und dann inmitten einer umketteten Menschenmauer.

Inferno!

Die Konvoi-Soldaten treiben das Menschenvieh, die Gefangenen, in bereitstehende Arrestantenwagen. Enge Wagen sind's, ohne Fenster. Nur hie und da, ganz oben, ein kleines, vergittertes Loch. Vergittert auch die Abteile rechts und links im Wagen. Menschenkäfige sind's, jeder Käfig für sieben Menschen. Drei hätten zur Not darin Platz.

„Es geht nicht! Du wirst sehen, daß es nicht geht!" jammern sie. „Hier ist höchstens Platz für drei Mann, bestimmt nicht für mehr. Sei so gut und schau doch selbst hinein, Väterchen!"

Sie betteln und flehen um Gnade, aber die Konvoi-Soldaten treiben sie vorwärts: „Hinein, ihr Hunde, ihr räudiges

Viehzeug! Nur hinein! Habt noch zuviel Platz da drinnen! Rückt zusammen! Legt euch aufeinander! Bald wird Platz genug da sein. Wartet nur, wenn der Flecktyphus kommt!"

Nach einer halben Stunde ist die Luft im Wagen verbraucht. Bleierne Müdigkeit senkt sich über die Menschen. Die Lungen keuchen. Sie flehen um Luft. Zuerst flehen sie noch, aber niemand hört sie. Der Zug rattert schon dahin. Dann schreien sie. Nicht alle, nein, nur wenige schreien und schimpfen: „Luft! Gebt uns Luft! Dem armseligen Schlachtvieh gibt man Luft. Was liegt schon an einem Hauch Luft? Das billigste Ding in der Natur ist die Luft. Oh, ihr Hunde, ihr elenden Hunde! Möge dir Gott gnädig sein, Väterchen Zar, wenn die Zeit der Rache kommt! Schaffe dir wenigstens Freunde im Himmel und schenke den Ärmsten deines Reichs eine Lunge voll frischer Luft —!"

Was weiß Väterchen Zar von diesen Wagen und dieser Not in den Käfigen seiner Verbannten? Väterchen Zar lebt in den hellen, hohen Prunkgemächern und ahnt nicht, daß er die Cilny, die für Sibirien bestimmten Verbrecher, auch zu langsamen Erstickungsqualen verdammte. Was weiß überhaupt ein Zar vom Leben seiner letzten Untertanen?

Die Stadt Samara ist erreicht. Neun Tage und neun Nächte dauerte die qualvolle Fahrt. Aber jetzt ist alles gut, jetzt jaben sie Luft, soviel sie atmen mögen. Sie trinken sich voll an reiner, köstlicher Luft, bevor man sie in den Keller des Stadtgefängnisses sperrt. Dieser Keller ist dumpf, fast lichtlos, voller Wanzen, voller Gerüche und voller Feuchtigkeit. Einmal am Tag stellt man eine gräßlich stinkende Fischsuppe mitten in den Raum. Die Gefangenen drängen sich hinzu, schöpfen mit schmutzigen, rostigen Gefäßen, tauchen ihre schmutzigen Hände ein. Rasch, nur rasch! Wer zuerst dabei ist, kann noch einige harte Fischbrocken erhaschen. Die Letzten müssen sich mit der grauen,

fürchterlichen Brühe begnügen und ihr gleichfalls täglich einmal empfangenes schwarzes Brot darin weichen.

„Warum hältst du dir die Nase zu beim Essen, Tawarisch?" fragt ein Gefangener mit breitem Totschlägergesicht und beugt sich zu Dieterich hinüber.

„Weil ich diesen schrecklichen Gestank nach fauligem Fisch nicht ertragen kann; aber schließlich muß ich doch essen, sonst gehe ich drauf."

„Sieh mal!" sagt der Totschläger und zieht den Deutschen in das Zwielicht neben dem engen Kellerfenster. „Sieh mal in meinen Mund! Ich habe weder Geschmack noch Geruch. Alles weg! Da macht's mir nichts aus — —"

Er öffnet den zahnlosen Mund und zeigt einen zerstörten Rachen, der eigentlich nur noch ein Loch ist, gräßlich anzusehen, von Syphilis zerfressen. Und neben diesem Menschen hausen andere, gesunde Menschen. Sie essen und trinken mit ihm aus gemeinsamem Geschirr, und ihr Zahnfleisch blutet und ist von Skorbut zerstört.

Die Menschen fallen vor Entkräftung und Krankheit. Nur wenige Gesunde und Abgehärtete können nach qualvollen Tagen die Ketten wieder aufnehmen. Weiter geht's nach Tscheljabinsk. Wieder der Gefängniskeller, für mehrere Tage. Hier ist der Hunger ganz besonders stark. Mehr als hundert Hungrige warten knurrend und zu allem fähig auf die tägliche Graupen- oder Fischsuppe. Endlich rasselt der Schlüssel. Die Suppe wird hereingetragen, ein großer Kübel voll. Und da stürzen sich die Menschen auf den Kübel. Einer drängt den anderen ab. Faustschläge prasseln dumpf nieder. Schreie, Fluchen, Beten, Bitten! Der Kessel ist leer, und dreißig Mann haben noch nichts. Sie stürzen sich auf die anderen, diese Benachteiligten, sie reißen ihnen die Brocken vom Munde weg. Eine blutige Schlägerei hebt an. Menschen wälzen sich in Knäueln. Und da kracht es hell und gemein. Ein Wärter schießt von draußen durch das

Guckloch in die streitende Menschenmasse. Ein Sträfling sinkt tot nieder. Brustschuß! Ein anderer jammert, weil ihm das Geschoß den Beinknochen zerschmetterte.

In der Ecke hockt Katzenväterchen und weint. Er hat kein Essen bekommen, weil er zu alt und zu schwach ist. Aber morgen wird Professorchen für ihn raufen gehen, das hat er dem Alten versprochen.

Die Wärter treten ein, mit Peitschen und vorgehaltenen Pistolen. Rücksichtslos schlagen sie auf die Gefangenen ein, wie und wo sie nur treffen. Dann schleifen sie den Toten und den jammernden Verwundeten hinaus.

Es geht weiter, immer weiter nach Sibirien hinein, immer etappenweise, immer in den dumpfen, licht- und luftlosen Eisenbahnwagen. Es geht über Petropawlowsk, über Omsk, über Nowosibirsk nach Tomsk. Und in Tomsk treffen die Gefangenen einen Konvoi weiblicher Verbannter. Nicht genug, die Frauen werden im gleichen Hof aufgestellt und gezählt. Unerträglich diese Nähe! Unerträglich der Anblick dieser Frauen, die teilweise jedes Schamgefühl verloren haben! Einige, aber nur wenige, bleiben stolz, abweisend, vornehm. Sie tragen kostbare Pelze und gute Schuhe. Spioninnen? Verbrecherinnen? Oder nur politische Sträflinge? Vielleicht Deutsche! Wer weiß?

Das Rufen und Winken geht hin und her. Trotz ihrer Ketten werden die Männer heiter, aufgeräumt, und die Frauen lächeln geschmeichelt, zupfen die wirren Haare zurecht und raffen die schlampigen Röcke. Bis Krasnojarsk sollen die Frauen mitfahren. Man hat sie in die vordersten drei Wagen gesperrt. Nun hängen die Männer tagelang mit dem Mund an den kleinen Öffnungen und schreien hinüber. Manchmal antwortet lautes Gekreisch.

Fünfzehn Fahrstunden vor Krasnojarsk wird gehalten. Die Maschine nimmt Brennholz auf. Verbannte müssen aufladen.

Bauern drängen sich an den Zug, verkaufen Brot, Eier, Butter und Wodka. Bald sind die Konvoi-Soldaten betrunken. Sie schließen die Wagen auf. Trotzdem wagt keiner der geschwächten Gefangenen die rettende Flucht, denn die Kugeln sitzen lose in den Flinten der Soldaten, zumal jetzt, wo der Alkohol wirkt.

Aber die Frauen, wie ist es denn mit den Frauen?

Sie kreischen und lachen, und hie und da wird eine aus dem Wagen geholt und von zwei oder drei Konvoi-Soldaten in den Wald geführt. Einige gehen gern mit, zieren sich noch, aber nur zum Schein, fühlen sich jedoch geehrt, aber andere, besonders die hochwohlgeborenen Damen mit den feinen Pelzmänteln, schreien und schlagen um sich. Aber es hilft nichts. Nur noch rücksichtsloser packen die Soldaten dann zu. Und wenn sie nach einer Weile wieder zurückgebracht werden, diese feinen Damen, dann weinen sie. Ihre Haare sind durchwühlt, ihre Kleider zerrissen, ihre Pelze beschmutzt, und die Konvoi-Soldaten lachen verlegen.

Bis zum Anbruch der Dunkelheit trinken die Soldaten. Bald wird das Holz geladen sein. Bald wird man die Wagen wieder schließen, und dann wird der Zug weiterrasseln. Aber was ist denn jetzt? In den schon dunklen Wagen der Verbannten klettert ein heftig atmender Mensch und drängt sich zwischen die Männer:

„Um Christi willen, versteckt mich! Die Soldaten hatten mich schon am Bahndamm niedergeworfen. Ich bin ihnen weggelaufen. Nein, ich komme leider nicht durch die Absperrung. Alles voll Posten! Versteckt mich, ich bin doch erst vierzehn Jahre alt! Habt Erbarmen mit einer kleinen, vierzehnjährigen Tochter eines unglücklichen Vaters —!"

Das Mädchen jammert und birgt seinen Kopf an der Schulter des nächsten Verbannten; und das ist der Totschläger mit dem zerfressenen Rachen. Er zerrt die Weinende heftig an sich. Sein

Atem geht stoßweise. Seine schwere Zunge lallt: „Komm, Täubchen, warum sollen die Schweinehunde da draußen alles haben! Ist recht, daß du zu uns kommst —!“

Er beugt sich gierig über das Mädchen. Seinen verseuchten Atem haucht er ihr über das gesunde Gesichtchen. Seine kranken Lippen suchen ihren frischen Mund, und da taumelt er plötzlich zurück. Wuchtig hat ihn ein Faustthieb getroffen, just im Nacken. Er wirft sich herum und schlägt zu. Im engen Käfig wälzen sich zwei Menschen keuchend am Boden, der Deutsche und der Totschläger. Das Mädchen entweicht.

Draußen wird es von Soldaten angehalten: „Ach, da bist du ja, kleine Katze! Beiß nur zu, Feldhühnchen, es wird alles nichts nutzen —!“

Schrille Schreie! Ach, diese Schreie! Minutenlang!

Dann werden die Wagen geschlossen. Der Zug holpert weiter.

In Krasnojarsk stehen die Verbannten auf dem Gefängnishof, fertig zum Abmarsch. Die Ketten sind angelegt. Nur die lange, dünne Kette, die rings um den ganzen Menschenhaufen geht, muß noch angeschlossen werden. Dieterich ist nun an der Ecke des Haufens und muß die Kette tragen helfen. Er zittert vor Wut und Scham, als ihm der Soldat frech grinsend diese Fessel umhängt. Nicht genug, der Soldat versetzt dem Gefangenen einen Stoß, schmettert ihm noch einen Faustthieb ins Gesicht.

Der Verbannte taumelt und schreit: „Feiger Hund! Nur einen gefesselten Deutschen wagst du zu schlagen. Laß mich doch los, und ich werde dir zeigen —!“

Weiter kommt der Zornige nicht. Ein heftiger Schlag trifft dumpf seinen Hinterkopf. Seine Knie knicken ein. Wachsweich werden die Beine. Der Mensch sinkt lautlos zusammen — —

„Professorchen! Hör' doch, Tawarisch Professorchen! So hör' doch endlich! Seit acht Tagen rufe ich dich, und du hörst nicht.

Du schreist nur, oder du schläfst. Manchmal sprichst du auch, aber es muß deutsch sein, denn ich verstehe nichts davon.“

Katzenväterchen kauert neben dem Bett des Deutschen und schluchzt: „Sehen Sie, Herr Doktor, sehen Sie, Euer Hochwohlgeboren, er wird sterben. Er hat doch nichts getan. Der Konvoi-Soldat hat ihn geschlagen, und als er darüber schimpfte, hat ihm ein anderer Soldat von hinten den Gewehrkolben über den Kopf geschmettert. Retten Sie ihn, Euer Hochwohlgeboren! Er ist ein großer Gelehrter. Er weiß sogar, wie der Regen gemacht wird, wo der Donner herkommt und der Blitz und wie alles ist, was ich armer Muschik nimmer begreifen werde. Ich bin nur zornig auf den Soldaten losgegangen, damals, als das gute Professorchen am Boden lag, und habe ihn einen Sabaka, einen räudigen Hund genannt, und er hat mich geschlagen, und ich durfte dann liegenbleiben, trotzdem es höchstens hundert Schläge waren, nein, bestimmt nicht mehr. Und nun bin ich hier und will Professorchen bewachen.“

Der Arzt ist ein Balte, nach Sibirien strafversetzt. Seine Mutter ist Ostpreußin. Er pflegt diesen Menschen mit dem schweren Schädelbruch. Tatsächlich, er pflegt ihn gesund, er und sein treuer Feldscher. Er knirscht vor Wut, als ihm Katzenväterchen alles erzählt, aber er kann nur still knirschen, denn sein ganzes Lazarett ist belegt mit zerschundenen, geschlagenen, mißhandelten Verbannten.

Endlich schlägt der Deutsche die Augen auf. Er ist noch zehn Tage blind und kann seine Glieder drei Wochen lang nicht bewegen. Aber er gesundet dann rasch. Die bessere Lazarettkost hilft mit. Und dann hat er ja noch das viele, viele, fast unberührte Geld drüben bei seinen Sachen. Das Geld der Verbannten wird jeweils mit ihren Sachen und ihren Papieren von Etappe zu Etappe mitgenommen.

„Katzenwäterchen, wir werden heute schlemmen. Katzenväterchen, mit Kaviar wollen wir beginnen. Du sollst Kaviar

essen, wie ein hochwohlgeborener Herr Offizier. Hinterher wirst du Braten essen, und dann wirst du gezuckerte Früchte schlecken. Und Borsch, natürlich Borsch, soviel du magst. Es soll ein Fest sein, Katzenväterchen, das Fest meiner Genesung. Hol den Feldscher, bitte ihn zu mir!"

Der Feldscher kommt, nimmt die Bestellung entgegen. Natürlich, er wird das alles gern besorgen. Gut, er wird das notwendige Geld hierfür dem Konto des Verbannten Dieterich entnehmen, drüben auf der Schreibstube.

Er geht und kommt bald wieder. Er kommt mit leeren Händen und erklärt: „Kein Geld da! Auch keine Uhr, kein Gepäck, nichts! Sie haben dich bestohlen; da ist vorläufig nichts zu machen."

Vorbei jede Hoffnung auf Flucht! Du willst aus Sibirien flüchten ohne Geld? Bequemer ist's, du holst die Sterne vom Himmel, aber ohne Leiter. Arm und verlassen sitzt ein Mensch irgendwo in Sibirien und weint vor Wut. Neben ihm kauert Katzenväterchen und schluchzt, weil es mit dem Kaviar und dem vielen leckeren Fleisch nun doch nichts geworden ist.

„Siehst du, es war Sünde, daß ich, ein erbärmlicher Muschik, mich auf den Kaviar freute. Ich durfte es nicht. Ein armer Muschik darf an solche Sachen nicht denken, nein, nicht mal daran denken. Deshalb hat uns Gott bestraft, und ich bin schuld daran, ich, ich — o Gott — —!"

Nur nicht hier hängenbleiben! Nur nicht den langen Winter in dieser Gegend verbringen, in diesem gräßlichen Gefängnis! Aus der guten Pflege des deutschfreundlichen Arztes werden sie ihn ja doch bald reißen. Daher ist's besser, man meldet sich freiwillig zum nächsten vorbeikommenden Transport.

Recht bald kommt ein neuer Transport. Sie folgen sich in rascher Reihe, diese Transporte Verbannter. Sie folgen sich und lassen viel Menschenschrott zurück. Überall bröckeln die umketteten Menschenhaufen ab. Überall bekommen sie Zuwachs. Rußland ist unermeßlich, sein Menschenreichtum ist

gewaltig. Was ist schon ein Mensch? Ein Stück Vieh ist wertvoller. Wenn du nämlich Schlachtvieh im Eisenbahnwagen wegfährst, erprobst du nicht deine Schußwaffe in Richtung dieser Wagen. Du freust dich nicht, wenn die Spitzgeschosse die Planken durchschlagen. Ja, es fällt dir selbst dann nicht ein, dies zu tun, wenn du bis zur Nasenspitze unter Wodka stehst, weil doch leicht ein Stück Vieh, bedenke doch: ein wertvolles Stück Vieh, getroffen, verwundet oder gar getötet werden könnte. Wenn es aber Menschen sind, jene da drinnen, dazu noch Verbannte, eine stinkende Fracht für Sibirien, so ist das nicht schlimm. Schieß doch, Brüderchen, schieß doch und schieß immer wieder!

Die Wagen sind durchlöchert. Ein Wunder ist's, daß keiner der Gefangenen getroffen wird. Und als die Soldaten endlich ermattet niedersinken und schnarchend ihren Rausch ausschlafen, beginnt in den Käfigen ein emsiges Tauschgeschäft. Menschenleben werden getauscht.

Am folgenden Morgen soll sich der Transport teilen. Die leichteren Fälle werden teils zum Gefängnis, teils zum Gericht geführt, während die Lebenslänglichen weiter nach Norden fahren. Da ist ein junger Mann, kleiner Gelegenheitsdieb. Er hat nur noch drei Monate abzusitzen und soll diese drei Monate drüben im Gefängnis verbüßen.

Sein Nachbar ist ein Cilny, ein Lebenslänglicher. Er drängt sich heran, der Cilny, und schmeichelt: „Sieh doch, junger Freund, in drei Monaten wirst du frei sein. Willst du Geld verdienen und obendrein frei sein? Ja?! Dann wirst du mit mir tauschen. Ich werde nach Aufruf deines Namens ins Gefängnis gehen, und du wirst mit diesem Transport weiterfahren. Hier sind zehn Rubel, bedenke doch, zehn gute Rubel für diese kleine Gefälligkeit. Du wirst in einigen Wochen oben in Sibirien sein und protestieren: ‚Herr Kommandant,' wirst du sagen, ‚möchten Sie nicht die Güte haben, mich jetzt zu entlassen, da meine Strafe abgebüßt ist? Ich bin der und der und

wurde auf dem Bahnhof irrtümlicherweise während des Schlafes für einen anderen gehalten.' Sie werden sich höflich bei dir entschuldigen und dir eine Entschädigung zahlen, und du wirst wie ein feiner Herr auf Kosten des Zaren zurückreisen, und alle werden froh sein, wenn du ihnen nicht noch mehr Scherereien verursachst. Ich aber habe inzwischen meine paar Monate abgebüßt, nein, deine paar Monate, und wir sind beide in Freiheit. Du hast einem armen Teufel herausgeholfen und obendrein noch Geld verdient. Einverstanden?"

Sie reden auf ihn ein, und der junge Bursche tauscht Rolle und Namen mit dem Lebenslänglichen. Er nimmt alles leicht, wie man eben alles leicht nimmt, wenn man jung ist. Ein Spaß wird es für ihn sein, jawohl, ein Höllenspaß, so Vertauschter zu spielen und die Behörden zu narren. Er steckt den Zehnrubelschein ein. Zwei Menschen tauschen ihre Namen und Schicksale. Der Cilny geht am anderen Morgen ins nahe Gefängnis, das er in drei Monaten als freier Mann verlassen wird. Keine Schwierigkeit! Auf den behördlichen Listen ist die Zahl der Gefangenen geführt. Die Zahl stimmt. Karascho! Wie der einzelne Verbrecher aussieht, wen kümmert das schon?!

Irkutsk, die Hauptstadt von Sibirien, ist erreicht. Hier werden die Transporte nach Nordsibirien zusammengestellt. Hier liegen die Verbannten in großen Baracken, mitten auf dem Gefängnishof. Vierundsiebzig Menschen in einer Baracke! Menschen aller Rassen, europäische Revolutionäre und wilde Tscherkessen, sanfte Armenier, grinsende Eskimos, abergläubische Burjäten, chinesische Banditen! Sogar ein Pope ist da. Er hat in seiner Kirche gegen den Krieg gepredigt und die Dorfburschen in die Wälder gehetzt, wenn die Kosaken des Rekrutierungskommandos kamen. Ein sanfter Mensch, dieser Pope, der nur betet und zwischendurch die Verbannten ermahnt, ihr Los in Geduld zu ertragen.

Drüben in einer Ecke betet ein Mohammedaner, das Gesicht gen Mekka geneigt. Ein Chinese sucht mit raschen Augen umher, ob nicht irgendwo etwas unbeaufsichtigt liegt. Er macht sich über den Gefangenensack des Deutschen her, zerrt ein Hemd heraus und will es verstecken. Da kommt Dieterich, sieht ihn, schleudert ihn zurück. Der Chinese schreit, schreit immer das gleiche einsilbige Wort, schreit es im höchsten Diskant und empfängt die wohlgezielten Hiebe wie eine Unvermeidlichkeit.

Alle Laster, alle Berufe, alle Künste und alle Schlechtigkeiten der Menschheit sind hier versammelt. Sogar Falschgeld wird hier nachts hergestellt und tagsüber in Umlauf gebracht. Ja, dieses Falschgeld, geschickt hergestellt, gelangt sogar in die Stadt Irkutsk und wird dort nicht beanstandet. Es wird in einer Gipsform gegossen. Metall liefern Löffel und Gabeln, die über einer Kerzenflamme geschmolzen werden.

Aber bald hört jede Tätigkeit auf. Die Lebensmittellieferung ist unterbunden.

„In wenigen Tagen ist's wieder besser. Seid ruhig, die Lebensmittel sind unterwegs! Alle Portionen werden dann nachgeliefert," sagen die Wärter. Sie sagen es und wissen genau, daß sie lügen. Sie wissen, daß jetzt ein großes Sterben anheben wird. Gottes Erbarmen, wenn jetzt noch der Flecktyphus ausbricht! Und der Flecktyphus bricht meist dann aus, wenn die Körper durch Hunger geschwächt sind. Sie kennen das ja, diese Wächter. Sie wissen, daß fast jedes Jahr die Lebensmittel knapp werden, daß dann eine kritische Zeit eintritt.

Und nun sind die vierundsiebzig eingesperrten Menschen seit drei Tagen ohne Nahrung. Sie toben, sie schreien, sie betteln, sie wollen die Tür einrennen, aber draußen stehen die Soldaten und beschwichtigen. Und wenn der Tumult zu groß wird, schiebt sich eine eiskalte, schwarze Mündung durch das Guckloch, und ein Schuß bellt hart durch den Raum.

Der Hunger geht weiter. Schon ist eine Woche verflossen. Nur Wasser wird durch das Gitterfenster gereicht, nur warmes Wasser, sonst nichts. Einige haben sich über die Schäfte ihrer Stiefel hergemacht, kauen, kauen und schlucken. Dieterich und Katzenväterchen reißen kleine Stücke des morschen Holzes aus einem Wandbalken und kauen mit lockeren Zähnen. Der Skorbut hat ihr Zahnfleisch zerfressen. Die Zähne sitzen ihnen locker im Kiefer, Blut rinnt bei jedem Zubeißen. Dennoch kauen sie das harte Holz.

Am Abend des siebten Hungertages fängt der Pope an zu singen. Er singt Choräle und Kirchenlieder, breitet dann die dürren Arme aus und spricht den Segen. Sein schütterer Bart ist in den letzten Tagen fast weiß geworden. Wirr klebt das Haupthaar um seine gelbe Stirn. Er betet und betet, und an seinem Hals zeigen sich schon rote Striemen — Flecktyphus.

„Hilfe, Hilfe, laßt mich hinaus! Macht auf, ihr Schufte, ich habe doch nur noch zehn Wochen abzusitzen!“ schreit der Vertauschte und hämmert gegen die Tür. „Macht auf, es ist ein Irrtum! Es muß sich gleich alles aufklären. Macht auf, hier herrscht Flecktyphus!“

Er schreit und stöhnt, aber niemand hört ihn, niemand will ihn hören. Der Pope in der Ecke betet und singt. Seine Stimme wird immer schwächer. Nach Stunden röchelt er. Die ganze Nacht über röchelt er. Am frühen Morgen aber rufen die Wächter durch das Gitterfenster: „Seht nach, wie es mit dem Popen ist! Was macht er?“

„Er hat's besser als wir, er hat alles überstanden!“ ruft der Vertauschte, an dessen Hals gleichfalls breite rote Flecken erscheinen.

Die Tür wird aufgerissen. Zwei Soldaten drängen die Gefangenen mit drohender Pistole weitab in die Ecken, bahnen einen Weg für zwei Männer, die jetzt den Raum betreten. Ihre Gesichter sind mit weißen Mullbinden geschützt. Nur die Augen

spähen frei und angsterfüllt durch den Raum, sehen den toten Popen. Er liegt da, die Hände andächtig auf der Brust gefaltet, die Augen geöffnet, das große Priesterkreuz zwischen den steifen Fingern.

Sie haben eine lange Stange mitgebracht, und am Ende der Stange ist ein eiserner Haken. Mit rascher Bewegung schmettern sie die Stange nieder, daß der Haken tief in die Schulter des Toten dringt. Und dann schleifen sie die Leiche hinaus. Der wirrhaarige Kopf des Priesters holpert hohl über die Türschwelle. Seinen starren Händen entfällt das Kreuz. Die Halskette reißt. Rasch wird die Tür wieder zugeschmettert, von außen verriegelt. Über den feuchten, schmutzigen Fußboden läuft eine breite Schleifspur bis zur Tür, und gerade an der Türschwelle, mitten in der Schleifspur, liegt das schwach blinkende Priesterkreuz.

Der nächste Tote ist Katzenväterchen. Es geht sehr schnell mit dem Alten. Der Flecktyphus leistet rasche Arbeit. Ohnehin hatte Katzenväterchen kein Gramm Fett mehr am Körper. Er liegt am Morgen des neunten Hungertages ganz dicht neben Dieterich. Er liegt da zusammengerollt wie eine junge Katze.

Die Stange mit dem eisernen Haken schwebt sekundenlang über dem Deutschen, langt über ihn hinweg zum toten Katzenväterchen. Dreimal muß der Wärter mit der Stange einhauen, weil der Haken nicht fassen will. Aber endlich schleifen sie ihn doch weg. Er ist bedeutend leichter als der Pope. Die Schleifspur ist viel schmaler, viel bescheidener, so wie Katzenväterchen immer bescheiden war. Nichts bleibt zurück von diesem demütigen, unbekannten Muschik. Nicht mal ein Hosenknopf, nicht mal ein Gürtel oder ein Riemen. Der chinesische Räuber hat bereits alles gestohlen.

Die Wärter mit dem Haken kommen dreimal, viermal, ja sogar noch öfter am Tage. Jeden Morgen sind es drei, vier, fünf oder mehr Tote, die hinausgeschafft werden. Die Tür-

schließer brauchen jetzt nicht mehr mit der Pistole zu drohen. Die Verbannten sind zu schwach zu jedem Widerstand, willenlos zu jeder Auflehnung. Sie liegen auf den Pritschen, liegen am Boden und versuchen, sich kriechend fortzubewegen. Aber sie sprechen nicht mehr. Nein, sie sprechen nicht mehr. Ihre Zungen haben keine Kraft, ihr Gaumen hat keine Feuchtigkeit. Der Ofen ist erloschen. Niemand kann ihn heizen, so schwach sind sie alle. Eisig sind diese sibirischen Nächte, auch noch im Frühjahr.

Dieterich liegt regungslos und wartet. Auf was wartet er? Auf Erlösung aus dieser Hölle? Vielleicht? Wird er je dem bitteren Tod entrinnen? Ist er nicht auch schon vom Flecktyphus gezeichnet? Wer wird es ihm sagen? Niemand! Keiner hat die Kraft, den anderen anzuschauen. Nur der Chinese ist noch lebhafter als die anderen. Ihn hat die Ansteckung bisher verschont. Neben dem Deutschen, auf dem ehemaligen Schlafplatz des Katzenväterchens, liegt der fromme Moslem. Mit letzter Kraft ist er auf diesen Platz gekrochen, weil er hier mit dem Gesicht nach Mekka liegen kann.

Das bleiche Licht des Mondes fällt durch das Gitterfenster in den Saal, wo Menschen sterben. Eisig weht die sibirische Nacht durch die zerbrochenen Scheiben und rüttelt den vor Entkräftung schlafenden Deutschen wach. Da sieht er eine Gestalt über dem Moslem liegen. Der Sterbende stöhnt leise. Manchmal ist's wie ein kraftloses Jammern vor Schmerz, ein klägliches Winseln. Und zwischendurch wieder ein gar seltsam Geräusch, das Mahlen starker Zähne. Grauen, Schrecken, Furchtbarkeit! Der Chinese ist's! Der Chinese ist wahnsinnig geworden und — nein, nein, tausendmal nein! — — Und doch ist's wahr. Mit letzter Kraft will sich der Deutsche wach halten. Will sehen, will sich überzeugen. Will sich überzeugen, daß es nicht wahr ist, daß er sich verhört hat. So etwas kann doch nicht sein. Unmöglich, einfach unmöglich!

Endlich der Morgen. Die Gestalt ist verschwunden. Neben ihm liegt der Moslem schon erkaltet. Das Gesicht des Toten ist gräßlich zernagt — —

„Ratten sind auch schon da! Wir müssen Gift streuen, sonst greift die Seuche noch mehr um sich!" brummt ein Wächter und zeigt mit der Stange auf das zerfetzte Gesicht des Moslem. Haut dann den Haken ein und schleift den Toten hinaus. Schleift an diesem Morgen noch viele andere Tote hinaus.

Wieder ein qualvoller Tag. Die Minuten sickern zäh wie Öl. Und wieder die gräßliche Dunkelheit. Die Reihen sind gelichtet. Das Stöhnen ist schwächer geworden, nicht mehr so vielstimmig. Und drüben in der Ecke liegt der Chinese. Liegt dort und schläft. Sein Gesicht ist blutbeschmutzt. Er liegt, und sein Schlaf ist wie das Lauern eines Raubtieres.

Und jetzt, jetzt — — schleicht es umher. Irgendwo flattert ein Fetzen der gelben Vollmondscheibe draußen am Gitterfenster vorbei. Da, Erbarmen, da naht der Wahnsinnige! Seine harten Hände tasten umher. Sind jetzt in der Flanke des hilflosen Deutschen. Und weiter tasten sie, weiter. Heißer Atem stößt über das Gesicht des Liegenden, und dann wirft sich ein Körper schwer und rücksichtslos auf ihn. Da packt der Deutsche zu.

Seine Finger krallen sich in letzter, unerhörter Anstrengung, suchen den Hals des Wahnsinnigen, fühlen die harte, straffe Gurgel, packen zu, krampfen sich zusammen — —

Dann nichts mehr.

Am frühen Morgen zerren sie den Chinesen am Eisenhaken hinaus. — — Und dann wieder ein Tag und wieder eine Nacht. Und dann wieder ein Morgen und wieder die Wärter mit den Mullbinden vor dem Gesicht und der langen, eisenbewehrten Stange in der Faust.

Ja, und dann holen sie den Vertauschten, den jungen, leichtsinnigen Burschen, der um zehn Rubel seine Freiheit und

damit sein Leben verkaufte. Er liegt drüben in der Nische, neben dem längst erkalteten Ofen, liegt auf dem Rücken, den Mund weit geöffnet. Bei ihm hat der Flecktyphus kein leichtes Spiel gehabt. So ein junger Mensch hat immerhin ein gesundes Herz und gute Lungen. Kann schon was aushalten, ein junger Bursche.

Der Wärter hebt die Stange mit dem Haken und schlägt zu. Und da bäumt sich der Körper des Vertauschten. Der Totgeglaubte windet sich, und sein trockener Mund schreit: „Erbarmen, Bosche moi, Erbarmen! Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt. Ich will nicht sterben. Ich bin jung, und meine Mutter wartet auf mich. Erbarmen — — oh — oh!"

„Mein Gott, mein Gott, ich bin doch gesund, ich — — bin — — gesund — — o meine Mutter, — jeh — — jeh — — !"

Dann knallt die Tür zu.

Der Deutsche muß sich übergeben.

Dann ist alles still und dunkel um ihn. Er schwimmt auf einem weiten Ozean, und alles ist endlos und jenseitig.

Zwanzig Tage dauert das Sterben in der Baracke zu Irkutsk. Nur zwei Mann bleiben übrig von diesem vierundsiebzig Menschen starken Transport: Dieterich und ein kleiner, zäher, schlitzäugiger Eskimo.

Die Stange mit dem Eisenhaken kann jetzt ruhen. Man rollt diese beiden Überlebenden auf Bahren, besprengt sie mit Chlorkalkmilch, stäubt auch Chlorkalk durch den ganzen Raum. Und dann folgt eine kurze, aber bessere Lazarettzeit. Die Fußfesseln werden ihnen abgeschmiedet. Der Deutsche gesundet rasch. Nur die unerträglichen, immer wiederkehrenden Leibschmerzen bleiben. Er wird sie nie verlieren. Seine straffe, starke Gestalt ist nun gebeugt, seine Haut blaß, schier durchsichtig. Er verlangt den amerikanischen Konsul von Irkutsk zu sehen. Die Vereinigten Staaten haben den Schutz der Deutschen in Sibirien übernommen. Der amerikanische Konsul kommt, vernimmt schaudernd die Leiden und bisherigen Abenteuer des Deutschen und verspricht, nach Deutschland zu berichten. Er hat es auch getan.

Aber er selbst kann das Los des Gefangenen nicht erleichtern. Nein, er kann leider nichts für den Deutschen tun, weil jeder Verbannte in der Gewalt der Ochrana ist. Was die Ochrana hält, das läßt sie nimmer los.

Bleischwer lastet die Trostlosigkeit auf dem Manne, der so fern von der Heimat verderben soll. Ausgeschlossen jede Flucht, weil die Beine anscheinend halb gelähmt sind. Nur kleine Schritte kann der Genesende gehen. Und die Leibschmerzen wühlen unerträglich. Ja, was soll das noch werden?

Die neue Etappe wird zusammengestellt. Es sind Leute aus allen Richtungen des Zarenreichs, Menschen aller Rassen. Genau wie die am Flecktyphus Gestorbenen werden sie in die nunmehr notdürftig desinfizierten Baracken gebracht, eingesperrt. Und wieder tobt der Kampf um die besten Plätze, um die geringen Brocken in der stinkenden Fischsuppe. Nur kann Dieterich nicht mehr mitkämpfen, denn er ist zu schwach geworden. Er liegt in seiner Nische, dort, wo er früher auch gelegen hat. Ach ja, es ist alles wie früher! An der Stelle des Popen liegt ein kleiner, jammernder Jude aus Wilna, wegen Spionage verurteilt. Er berichtet dem Deutschen, daß es in Ostpreußen im vergangenen Herbst eine große und für die Russen vernichtende Schlacht gegeben hat, und daß der Krieg noch sehr lange dauern wird, weil man nicht mehr marschiert, sondern in sogenannten Schützengräben liegt und sich gegenseitig belauert.

Er redet und erzählt, und währenddessen ist wieder ein Streit um die kargen Brotportionen entbrannt. Die Hungrigen schlagen und stoßen sich, und da peitschen hell zwei Schüsse durch den Sehschlitz. Dieterich spürt am Bein einen stechenden, gemeinen Schmerz, und seine Hand, die abwehrend dorthin

faßt, kommt blutbespritzt zurück. Gleichzeitig wird die Tür aufgerissen, und sechs Konvoi-Soldaten dringen in die Baracke, drohend, schlagend, schreiend. Sie zerren den Verletzten hinaus und übergeben ihn dem Feldscher.

Die Wunde ist nicht gefährlich, aber schmerzhaft. Kaum ist sie notdürftig zugeheilt, da wird der Deutsche einem neuen Transport zugeteilt. Es ist die letzte Etappe, die im Jahre 1916 nach Nordsibirien abgeht.

Zweihundert Menschen sind's, die man hier aufstellt und einteilt. Mehr als zweihundert Konvoi-Soldaten umgeben sie, schütteln furchterregend ihre Waffen, stoßen wilde Flüche und Drohungen aus und treiben den Menschenhaufen aus dem Hof, durch die Stadt und dann in Sibiriens Unendlichkeit.

Das Totenschiff auf der Lena

Eine dichte Staubwolke schwebt über dem ziehenden Menschenhaufen. Ketten klirren. Kleiderfetzen schleifen im Sand auf der Erde. Kein Wort fällt. Nur Stöhnen und Achzen! Und zwischendurch das anfeuernde Schimpfen der Konvoi-Soldaten, wenn sich einer hinsetzen oder ausruhen will. Unbarmherzig wird der Menschenhaufen vorwärtsgetrieben, denn die vorgeschriebene Etappenstation muß unter allen Umständen erreicht werden.

Der Deutsche sitzt mit einigen alten Männern, die den größten Teil ihres Lebens im Gefängnis verbrachten, auf ungefedertem Panjewagen. Sein verwundetes Bein ist noch zu schwach. Der Arzt hat ihm daher diese Reiseerleichterung verschafft.

Am Abend wird die Etappenstation erreicht. Es ist eine kleine Festung. Da steht eine Mauer von Palisaden, aus glatten, hohen, eingerammten Stämmen. Keine Möglichkeit, diese Stämme zu erklettern. Sie stehen dicht nebeneinander, fast ohne Zwischenraum. Innerhalb der viereckigen Palisadenmauer

erhebt sich eine große Holzbaracke, ein Blockhaus, das zwei- oder dreimal im Jahre von vorbeiziehenden Verbanntentransporten bewohnt wird. Und immer nur für eine Nacht.

Die Soldaten wohnen in einer besseren Baracke. Posten streifen Tag und Nacht um die Palisaden. Die Anlagen sind uralt, baufällig, das Holz modrig. Hier hausten, litten und seufzten schon die Deportierten vor zweihundert Jahren.

Jedesmal nach Ankunft auf der Station wird Verpflegungsgeld ausgezahlt. Nur wenige Kopeken sind's für jeden Gefangenen. Unter starker Bewachung wandern die jüngeren Leute zum nächsten Dorf, um Lebensmittel einzukaufen. Brot und Fleisch. Auch Machorka, den Tabak Sibiriens, bestehend aus dem Mark des Holunderstrauches und aus einer Beimischung von Holz, bringen sie mit.

Rasch wird die elende Mahlzeit am Biwakfeuer gekocht, dann drehen sich die Verbannten aus Zeitungspapier kleine Pfeifchen, füllen sie mit Machorka und rauchen.

Die Abende sind schon lang und warm. Hie und da steigt Gesang auf. Einige weinen still. In der Ferne quaken Frösche. Stechmücken umschwirren myriadenweise die Lagerfeuer. Das morsche Holz der Palisaden duftet süßlich. Es ist die Stunde des großen Heimwehs.

Doch am folgenden Tage geht es weiter, immer weiter, dem Quellgebiet des Lenastromes entgegen. Die Tage rinnen mühsam dahin. Ermüdend sind die Märsche in der schon heiß brennenden Sonne, aber die langen Abende entschädigen. Die Gesundheit aller Gefangenen bessert sich. Stete Bewegung in der frischen Luft, bei besserer Verpflegung, bringt sie alle wieder auf die Beine. Und so erreichen sie endlich den Strom, die Lena. Auf der noch unruhigen Wasserfläche erblicken sie ein riesiges Floß, ein schwimmendes Gefängnis, das Totenschiff, das sie bis zur Mündung des gewaltigen Stromes bringen soll.

*

Dieses schwimmende Zuchthaus besteht aus dicken Baumstämmen, die vorn als Bug spitz zulaufen. Alle Stämme sind durch Bretter miteinander verbunden. Dicke Bretter bilden auch die Wände des Hauses, das auf diesen Balken ruht. Das Dach ist ganz flach. Es ist möglich, darauf Platz zu nehmen. Hier oben und auch unten, in besonderen Räumen, sind Wachsoldaten untergebracht. Zwar nicht viele, denn hier sind Strom und Urwald die besten Wächter. Wer wird es wagen, hier blindlings auszureißen?

Zuerst ist diese stille, ruhige Fahrt auf dem Strom ein hoher Genuß. Man erholt sich von den Strapazen des Fußmarsches, man schläft und schläft. Aber bald verlangt der Körper wieder Bewegung und Licht. Doch es gibt hier kein Licht. Dunkel ist das Innere dieser schwimmenden Arche. Nur zweimal am Tage dürfen die Verbannten auf das Dach kommen, um hier abgezählt zu werden. Höchstens zehn Minuten dauert jedesmal dieser Appell, und dann wieder für unerhört lange Stunden schwimmen sie auf dem Floß lautlos dahin. So wird es Wochen und Wochen sein!

Jetzt wird der Strom breit und unruhig. Seine Wellen schaukeln das Floß stark hin und her, spritzen auch zwischen den rohgefügten Planken hindurch, überschwemmen den Fußboden, auf dem die Verbannten liegen, und verwandeln das Stroh in einen gärenden, rauchenden Misthaufen. Und da kommt wieder das fürchterliche Gespenst, die Geißel Gottes in Sibirien. Der Flecktyphus bricht aus.

In ihren nie gelüfteten Kleidern, in ihrem Blut, in ihren ausgepumpten Körpern verschleppen die Gefangenen die gefährlichen Krankheitskeime, und das Ungeziefer sorgt für rasche Verbreitung. Die Laus ist der sicherste Verbreiter der Flecktyphusseuche.

Diesmal werden auch die Konvoi-Soldaten nicht verschont. Die Seuche rafft dahin, was da lebt und atmet. Zuerst werden

die Leichen einfach in den Strom geworfen. Sie sinken rasch unter, tauchen aber schon nach Stunden wieder auf und folgen in der Strömung. Sie holen das schwerfällige Floß ein und schwimmen mit nach oben gekehrtem Gesicht neben ihm her, verseuchen das Wasser, stürzen die abergläubische und furchtsame Besatzung in Angst und Schrecken. Deshalb wird jetzt jeden Tag einmal gehalten zum Abladen der Toten.

Die Floßlotsen, vier stämmige Sibiriaken, starke Holzfäller, bringen das schwere Fahrzeug geschickt ans Ufer und verankern es. Die Gesunden schleifen die Toten durch das Wasser, kratzen mit spitzen Holzpfählen rasch ein flaches Grab. Tief können sie ja sowieso nicht graben, denn bald geraten sie auf steinhart gefrorenen Boden. In einer gewissen Tiefe taut der Boden Sibiriens nie auf, so furchtbar sind hier die Winter, so kurz die Sommer.

Die Lotsen fassen keinen Toten an, aus Angst vor Ansteckung. Sie halten sich auch sonst immer abseits, pflegen keinen Verkehr mit den Konvoi-Soldaten, die sie verachten, aber auch nicht mit den Verbannten, mit denen sie sich nicht unterhalten dürfen.

Diese Sibiriaken müssen — gegen geringen Lohn — die Gefangenentransporte bis zur Lenamündung in die dortigen Bleibergwerke bringen. Für solch einen Transport gibt der Staat wenig Geld aus. Das Floß ist daher möglichst schwer und holzreich gebaut. Später, am Ziel, soll es als Brenn- und Bauholz verkauft werden. Vom Erlös bestreiten die Flößer ihre Rückreise, auf der sie sich noch als Fallensteller und Pelztierjäger betätigen. Früheстens in fünfzehn Monaten werden sie wieder in ihrem Dorf eintreffen. Hier spielen ja Monate keine Rolle, in diesem Land der Unendlichkeit.

Dem Deutschen gelingt es, unbemerkt mit einem der Sibiriaken einige Worte zu wechseln. Er möchte irgendwo an Land gesetzt werden, wo sich ein Krankenhaus befindet. Er muß in ein Krankenhaus, denn sein Gesundheitszustand hat sich wieder

bedeutend verschlechtert. Einen zweiten Anfall von Flecktyphus wird er nicht überstehen, das weiß er.

„In Kirensk, das wir bald erreichen werden, gibt es ein Lazarett,“ sagt der Flößer. „Melde dich jetzt schon krank für Kirensk! Der Konvoi-Feldwebel wird dich gern ausladen lassen, denn er ist froh, mit möglichst wenig Kranken weiterfahren zu können.“

Richtig, die Strafkolonie Kirensk, auf einer Insel mitten im gewaltigen Lenastrom, wird in der fünften Reisewoche erreicht. Dem Gesuch des Deutschen wird stattgegeben. Er wird an Land gesetzt, um in das Gefängnis gebracht zu werden.

Das Totenschiff aber wird langsam vom Ufer abgedrängt, bis die träge Strömung es erfaßt und mitreißt. Seine feuchten Bretterplanken bergen nur noch fünfzig Verbannte. Alle anderen sind unterwegs gestorben und verdorben. Selbst die Konvoi-Mannschaft ist auf ein Drittel ihres Bestandes zusammengeschmolzen.

Wieder Boden unter den Füßen

Auch die bitterste Prüfungszeit muß einmal ihr Ende finden. Zuerst will es scheinen, daß Kirensk für Dieterich nur ein vorübergehender Aufenthalt sein wird, denn in diesem Gefängnis herrschen die furchtbarsten Zustände. Das verwegenste Gesindel der Welt hat sich hier zusammengefunden. Krankheit, Seuchen, Laster und Gehässigkeit gehen um. Hier kann sich ein Mensch nimmer freuen. Hier ist es grauenvoll.

Ohnmächtig, mit hohem Fieber wird der Deutsche aus dem dumpfen Gefängnisraum geschleift und zum Stadtarzt gebracht.

„So, Sie sind Deutscher! Na, dann kann Ihnen ja geholfen werden!“ meint der freundliche Mann. „Hier leben einige begüterte Deutsche, Kaufleute aus Wladiwostok, die zu Kriegs-

beginn hier Aufenthalt nehmen mußten. Es geht ihnen verhältnismäßig gut. Sie leben als freie Leute, dürfen aber die Insel nicht verlassen. Ich werde sie von der Ankunft eines deutschen Eilny benachrichtigen.“

Richtig, die Deutschen kommen sofort. Sie sind sehr freundlich und überlegen, was da getan werden kann. Wie könnte man verhindern, daß der Neue nicht mehr weiter nordwärts verschickt wird? Von dort oben kommt ja keiner mehr zurück. Was gibt es in einer Stadt von zweitausend Seelen für Möglichkeiten? So gut wie keine! Dabei ist der Ort die Hauptstadt des Gouvernements Kirensk, das größer ist als Deutschland.

Sehenswürdigkeiten in Kirensk? Nein, es gibt keine! Höchstens, daß man die etwa zweihundert Jahre alte Holzkirche dazu rechnen könnte oder vielleicht noch das Kloster, das von verbannten Mönchen bewohnt wird. Alle Einwohner von Kirensk, mit Ausnahme weniger Beamten, sind entweder Verbannte oder Nachkommen von Verbannten.

Die Umgebung von Kirensk ist trostlos. Unendlich dehnt sich der Wasserspiegel der Lena, und dahinter liegt der Urwald, der scheinbar kein Ende kennt. Nicht ein flacher, trockener Wald, sondern ein wirres Durcheinander von gestürzten, fauligen und noch wachsenden Stämmen. Dazwischen weite, ungangbare Moor- und Sumpfflächen.

Und dennoch muß es hier eine Fluchtmöglichkeit geben. Jetzt noch nicht, weil der Strom ein Hindernis bildet. Aber bald werden alle Wasserflächen fest sein. Fliehen, das große Abenteuer fortsetzen, ja, das ist das Ziel allen Strebens, aber vorerst müssen Mittel beschafft werden. Seitdem die große Geldsumme abhanden gekommen ist, ist die Flucht kaum möglich. Auch in Sibirien spielt Geld die Hauptrolle. Aber auch in Sibirien kann dieses Geld verdient werden.

Da gibt es doch genug Beamtenkinder, die eigentlich eine höhere Schule besuchen müßten, um fremde Sprachen zu er-

lernen. Ja, auch ein wenig Musik gehört wohl zur Bildung, aber es gibt kein Klavier in ganz Kirensk! Auch Dieterich selbst hätte an den trostlos langen Abenden den Zuspruch guter Musik gebrauchen können.

So wird der Deutsche Lehrer für fremde Sprachen. Seine Landsleute, die hier freundschaftlich in den Beamtenkreisen verkehren, verschaffen ihm überall Eintritt und Kundschaft. Die Behörden aber fragen an, wie es mit dem Gesundheitszustand des Lebenslänglichen Dieterich steht. Sie wollen wissen, wann er endlich nordwärts in Marsch gesetzt werden kann.

Der freundliche Stadtarzt bescheinigt, daß dieser Mann in absehbarer Zeit nicht transportfähig sein wird. Und der Polizeigewaltige von Kirensk, ein Kommissar, bestätigt dies gleichfalls, denn seine Kinder nehmen bei diesem Cilny Sprachunterricht, und bis diese Kinder fertig und reif fürs Leben sind, wird es schon noch eine Weile dauern. Unmöglich, jetzt den Lehrer wieder fortzulassen, nachdem die Ausbildung so vielversprechend begonnen hat.

Die Kinder gehorchen dem Lehrer, der sich der Einfachheit wegen, und dann um sich in diesen etwas primitiven Kreisen Achtung zu verschaffen, wieder Professor John nennt. Ja, Professor John ist bald eine geachtete Persönlichkeit in Kirensk. Er hat es geschickt verstanden, sich durchzusetzen, dieser Cilny. Er grüßt und wird gegrüßt und zählt bald zu den Honoratioren dieser auf der Landkarte verlorenen Stadt. Niemand wird so töricht und so kleinlich sein, ihm seine Strafe vorzuwerfen. In einer Strafkolonie schleift sich dies alles ab. Da verwischen sich bald alle Begriffe. Hier setzt sich rasch derjenige durch, der gebildeter und fähiger ist als die anderen.

Sie sitzen neben dem Cilny am Teetisch und ahnen nicht, daß sich dieser Mensch so gar nicht wohl fühlt, daß er nur einen Gedanken und ein Ziel kennt, die Flucht. Sie wissen nicht, daß er alles verdiente Geld geizig auffspart. Gewiß, er hat Zeit.

Alles muß genau überlegt werden. An einer schlecht vorbereiteten Flucht aus Sibirien ist schon mancher Wagemutige zerbrochen. Überhaupt ist solche Flucht nur im Winter möglich, wenn das Eis alle Flüsse und Seen und Tümpel geglättet hat. Aber da sind immer noch die heftigen Kolikanfälle, die zunächst etwas auskuriert werden müssen.

Vorerst schreibt der Deutsche an Tantchen in Orenburg und bittet um Zusendung seines Koffers mit Kleidern, Wäsche und den vielen Notwendigkeiten des Lebens. Tantchen soll an eine Deckadresse schicken. Und Tantchen schickt. Es dauert sieben Monate, bis der Koffer ankommt, aber er kommt tatsächlich unbeanstandet und ungeöffnet an, weil ihn Tantchen fein in mehrere Hüllen Sackleinen genäht hat. Sogar der photographische Apparat befindet sich darin.

Inzwischen bewohnt Professor John eine Blockhütte, die er für zwei Rubel im Monat mietet. Es ist ein solider Holzbau, der schon viele sibirische Winter sah, mit einem großen Steinofen in der Mitte. Einmal am Tage wird dieser Ofen ordentlich geheizt. Er strahlt dann, nach Backofenart, herrliche, wohlige Wärme aus. Die Fenster sind doppelt, gut verklebt und verdichtet. Zwischen den Scheiben liegen Holzkohlen mit Salz, zum Aufsaugen der Feuchtigkeit. Der Winter mag jetzt kommen.

Die Nachbarschaft ist nicht alltäglich. Drüben, zwei Steinwürfe weit, in einem kleinen, einfachen Blockhaus, das ständig von Posten bewacht wird, wohnt die Verbannte Breschkowskaja, das „Großmütterchen der Revolution". Viermal hat man sie nach Sibirien verbannt, aber jedesmal ist sie geflohen. Die Breschkowskaja hat einflußreiche Freunde, die ihr immer wieder zur Flucht verhelfen. Sie hofft, in einer kommenden großen russischen Revolution mit anschließendem Sturz des Zarenreichs eine gewisse Rolle zu spielen.

Sie ist fünfundsechzig Jahre alt, aber sie glaubt, das letzte Wort noch nicht gesprochen zu haben. Trotz ihrer politischen

Gefährlichkeit wird sie von den Behörden mit Achtung behandelt. Man fürchtet sie. Man hofft, sie hier in Kirensk für immer mundtot gemacht zu haben. Dem Lenastrom kann sie predigen und den vier Wänden ihres Blockhauses. Sie mag auch den zahlreichen Besuchern predigen, aber diese sind alle gegen ihre Ideen gefeit. Beamte und Pelzhändler sind's, über jeden Zweifel erhaben, die nur hierher kommen, um Unterhaltung zu haben. Die Breschkowskaja ist nämlich gebildet.

Der Winter ist gekommen. Man lebt hier am Kältepol der Erde, in der Nähe des Polarkreises. Ganz rasch haben die paar ansässigen Bauern, ehemalige Verbannte, die man begnadigt hat, ihre geringe Roggenernte eingebracht. Vor drei Monaten erst, gleich nach der raschen Schneeschmelze, haben sie gesät. Der kurze, sehr heiße sibirische Sommer hat die Halme aus der Erde gelockt, sie aber nur dreißig oder vierzig Zentimeter hoch werden lassen. Spärlich standen die gering tragenden Ähren, als im September schon wieder die ersten Fröste einsetzten. Die Ernte ergab nur geringe Mengen, aber dieser minderwertige Roggen genügt zur Herstellung des teigigen Brotfladens, der — zusammen mit Fisch — die Hauptnahrung der Sibiriaken ausmacht.

Hin und wieder vermag sich der Einheimische eingeführte Lebensmittel zu beschaffen, Fleisch, Tee, Mehl, Salz und Tabak im Austausch gegen Felle, sofern ihm das Jagdglück günstig war. Der Lenastrom liefert ja immer Fische in reichlichem Maße. Das Fleisch der Lachse wird stets gern gegessen. Man fischt auch im Winter durch Löcher, die in das Eis geschlagen werden. Nein, zu hungern braucht man hier nicht, trotz der gewaltigen Entfernung von aller Kultur, trotz der unerhörten Beschaffungsschwierigkeiten für größere Lebensmittelmengen.

Man muß für gute und zweckmäßige Kleidung sorgen. Da gibt es als Hauptstück den „Dokar", einen langen Schafpelz, der mit der Wolle nach innen getragen wird. Notwendig sind auch

Filzstiefel und eine schöne Pelzkappe, an deren Rand sich der Atem als Eis niederschlägt. Überall bildet sich Eis. Wenn die Tür geöffnet wird, flattert die feuchte, warme Stubenluft aus dem Blockhaus in Gestalt eines dünnen Schnees. Wasser, das man ausgießt, gefriert sofort, kaum daß es die Erde berührt. Kurz vor Weihnachten mißt das Alkoholthermometer rund fünfundsechzig Grad Kälte.

Gegen das Frühjahr zu, wenn die schärfste Kälte gebrochen ist, wäre die Zeit für eine verwegene Flucht. Vorerst hat Professor John noch zu wenig Erfahrung, und dann — noch zu wenig Geld. Er muß sich noch mehr abhärten. Zweifellos wird er noch einige Zeit hier in Kirensk verbringen dürfen, weil ihn seine Schüler nicht mehr missen können. Er wird unterdessen nützliche Erfahrungen sammeln und sich die Wetterbeobachtungen dieses ersten harten Winters im hohen Sibirien zunutze machen.

Seine Gesundheit ist noch nicht so gestählt, daß er allein eine Flucht durch die sibirische Schneewüste wagen könnte. Seine Beine schmerzen immer noch und sind nur bedingt gebrauchsfähig. Immer wieder leidet er an Kolikanfällen. Aber er merkt, daß er langsam kräftiger wird. Noch ein halbes Jahr des geregelten Lebens hier, dann wird man sehen. Inzwischen wird ja wohl auch der Krieg beendet sein, und Deutschland wird die Freigabe aller internierten und verurteilten Reichsangehörigen fordern. Wer weiß, was in einem halben Jahre sein wird?!

Drüben bei Großmütterchen Breschkowskaja scheint es nicht mehr zu gehen. Der Stadtarzt fährt jetzt täglich vor. Die alte Revolutionärin soll im Sterben liegen, heißt es. Der Telegraph, die einzige Verbindung dieses entlegenen Gouvernements mit der Welt, meldet es nach Petersburg: „Die Breschkowskaja liegt in den letzten Zügen!"

Überall, auf allen Dienststellen der Ochrana, atmen sie auf. Die Breschkowskaja, die Frau, die ihnen so viel zu schaffen

machte, ist endlich erledigt. Sie betrachten es als eine unerhörte, unverdiente Gnade des Zaren, daß diese Frau ganz ruhig im Bett neben ihrem warmen Ofen sterben darf, während sie doch schon hundertmal den Strang verdiente.

Man wartet in Kirensk, ja in ganz Rußland von Tag zu Tag auf die endgültige Nachricht vom Tode der Breschkowskaja. Doch Großmütterchen scheint sich das Sterben bequem machen zu wollen. Sie hat es nicht eilig, von dieser Welt zu gehen.

„Sie kann nicht sterben, weil sie noch sühnen will!" flüstert man im Kloster zu Kirensk. „Die Breschkowskaja will sich mit Gott aussöhnen." Der Stadtarzt aber geht nicht mehr gern hin, denn es hat keinen Zweck, bei dieser störrischen Alten vorzusprechen. Sie dreht ihm den Rücken zu, auch dem Polizeikommissar, wie allen anderen Besuchern. Sie redet nicht mehr und verbirgt sich unter ihrer Felldecke.

Doch einmal wird es dem Arzt zu bunt. Entweder ist das Großmütterchen krank und läßt sich dann behandeln wie zu Beginn ihrer Krankheit, oder sie steht auf und zeigt sich dreimal am Tage dem Posten vor ihrer Tür, so wie es die Vorschrift erheischt. Na, wie ist es denn, Großmütterchen?

Sie reißen gewaltsam die Felldecke herunter und sehen da — einen Mann, einen politischen Verbannten, der seit Jahren hier in der Nähe angesiedelt lebt.

Und die Breschkowskaja?

Die Breschkowskaja ist längst fort. Sie ist längst wieder unterwegs nach Moskau, wo die endgültige große Revolution vorbereitet wird.

Dieser Politische hatte sich eingeschlichen, als harmloser Besucher, hatte mit dem Großmütterchen Kleidung und Rolle getauscht. Sie führen ihn zum Polizeibüro, sie reißen ihm die Kleider vom Leibe und schlagen ihn nieder. Vorerst soll er nur hundert Hiebe bekommen, bis zum Eintreffen seiner Verurteilung. Aber seine Verurteilung trifft nicht ein, und auch er verschwindet.

Haben zaristische Beamte mitgeholfen?

Welche Mächte sind am Werk?

Im Kloster zu Kirensk liegen die Mönche auf den Knien vor dem Altar und beten für Väterchen Zar und für dieses weite, große Mütterchen Rußland, dessen Haus im ganzen Gebälk knistert und knackt.

In das nunmehr verwaiste Blockhaus der Breschkowskaja zieht ein Petersburger Jurist, Stanislaus Bilinski geheißen. Er ist wegen politischer Umtriebe und Verschwörung gegen die Zarenregierung zu fünfundzwanzig Jahren Sibirien verurteilt. Nun beschäftigt man ihn als Gehilfen auf dem Telegraphenamt zu Kirensk. Sein Vorgesetzter, der Postmeister, liegt fast täglich betrunken auf dem schmierigen Sofa, hinten im Separatraum. So kann der Gehilfe schalten und walten nach Gutdünken. Er nutzt seine Vertrauensstellung weidlich aus, um Neues zu erfahren und um mit seinen Genossen in Petersburg in Verbindung zu treten. Dieser Mann wird auch dem Professor John nützlich sein können.

Der Deutsche freundet sich an. Das geht sehr leicht und sehr rasch bei einigen Tassen Tee. „Tawarisch Bilinski, wie denken Sie über eine Flucht aus Kirensk, und welchen Rat würden Sie mir hierzu geben?"

Bilinski lächelt. „Ach, Professor John, in diesem Jahr dürfte die Fluchtzeit verpaßt sein. Die Schneeschmelze muß abgewartet werden. Sie müssen im März des nächsten Jahres losgehen und auf kürzestem Wege Irkutsk zu erreichen suchen. Mit Pony und Schlitten werden Sie in vier bis fünf Wochen nach Irkutsk und damit an die Bahnlinie kommen und dort nach Wladiwostok abdampfen können, vorausgesetzt, daß Sie genügend Geld haben. Wenn Sie nämlich kein Geld haben,

werden Sie diese einzige und bequeme Fluchtmöglichkeit auf dem Schienenweg nicht ausnützen können. Die Züge nach China und zum Fernen Osten verkehren wieder regelmäßig, wie ich weiß."

„Danke Ihnen für diesen Rat, Pan Bilinski. Aber warum nutzen Sie nicht selbst diese einzige Möglichkeit? Ich muß mich wundern, daß Sie noch hier sitzen — — !"

„Wundern, sagten Sie? Nein, ich darf noch nicht fort von hier. Ich habe den Auftrag, die Revolution in dieser Gegend zu organisieren und die Verbannten zu sammeln, wenn mich das Signal erreichen wird."

„Welches Signal? Glauben Sie denn, daß es — —"

„Ja, das Signal werden wir bald hören. Das Zarenreich hat sich auf dem Schlachtfeld verblutet. Seine Kräfte lassen von Woche zu Woche merklich nach. Unsre Leute sind am Werk. Was uns nach dem für Rußland unglücklichen Ausgang des Russisch-Japanischen Krieges nicht gelungen ist, wird uns diesmal gelingen, weil jetzt der Niedergang allen guten Willens größer ist. Sie werden sehen, Professorchen, es wird ein Zusammenbruch sein, wie ihn die Geschichte noch nie erlebte. Ich werde Kirensk und die ganze Gegend hier revolutionieren. Aber für Sie ist die Flucht immer noch ratsam, selbst nach der Durchführung einer Revolution, weil Sie Ausländer sind. Mischen Sie sich besser nicht in diese Dinge und fliehen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß die Zeit hierzu günstig ist."

Gut, der Deutsche wird fliehen. Eine russische Revolution! Das paßt ja alles glänzend in seinen Plan. Jawohl, er wird diesen Rat beherzigen und sich nicht in innerpolitische russische Dinge mischen. Er weiß, daß er auch von einer revolutionären Regierung nichts zu erwarten hat. Aber zur Flucht muß er sich doch endlich Geld verschaffen. Die Einnahmen aus den Sprachstunden sind zu gering. Wie ist es denn, kann Pan Bilinski ihm Geld verschaffen? Durch den Telegraph? Ein gar kühner und abenteuerlicher Plan, gewiß, aber ein ausführbarer Plan.

„Tawarisch Bilinski, würden Sie für mich ein Telegramm nach Orenburg aufgeben? Ein Telegramm mit verstecktem Sinn, etwa wie folgt: ‚Tantchen, will Studien fortsetzen. Frau Colonia soll Geld drahten. John Bilinski.'"

Der Petersburger Jurist lacht und ist einverstanden. Hoffentlich versteht das Tantchen in Orenburg, daß der Tawarisch Professor John telegraphisch Geld von Köln in Deutschland überwiesen haben will.

Das Telegramm geht ab und wird verstanden. Ja, es trifft bald die Antwort ein: „Frau Colonia wird benachrichtigt. Geduld. Tantchen."

Geduld, ja, Geduld hat der Deutsche. Die Schneeschmelze, während der die Lena mächtige Eisbrocken zum Polarmeer wälzt, wird bald kommen, und immer noch nichts von Tantchen, immer noch nichts aus Köln!

„Pan Bilinski, wie ist es nun, wie steht es mit der Revolution? Man hört nichts mehr?"

„Geduld, Tawarisch Professor, Sie werden bald ein Wunder erleben! Eigentlich ist es kein Wunder, sondern eine ganz natürliche Entwicklung. Das Zarentum ist erledigt, fällt zusammen wie ein morscher Baum. Wird je ein Mensch einem morschen Baum nachweinen? Man wird ihn beiseiteschieben. Die Jugend wird mit alten, müden und unfähigen Einrichtungen aufräumen. Eine gesunde Rücksichtslosigkeit ist immer am Platze, wenn Jugend vordrängt. Das Leben ist überhaupt nur Kampf. Das Junge und Gesunde muß siegen. Es ist verkehrt, wenn das Alte und Kranke künstlich gehalten, gepäppelt wird. Es hat keinen Zweck und keinen Sinn, einen morschen Stamm stützen zu wollen, wenn er einem neben ihm aufblühenden jungen, starken Baum Licht und Leben wegnimmt. Geduld, Tawarisch, du wirst das Ende des Zarenreiches erleben, das ist sicher!"

Kurz nach Weihnachten dieses endlos scheinenden Jahres trifft eine telegraphische Geldanweisung ein. Köln schickt auf dem

Umweg über eine neutrale Macht die Summe von tausend Rubel. Bilinski nimmt die Summe in Empfang. Ein Vermögen ist's für sibirische Verhältnisse, aber echte Tawarische bestehlen sich gegenseitig nicht. Der Deutsche bekommt alles zugestellt, wie es sich gehört.

Und dann, einige Wochen später, stürzt Bilinski in das Blockhaus seines Nachbarn, schwenkt ein Blatt Papier und jubelt: „Sieg, Tawarisch, Sieg! Das Zarentum ist gestürzt. Der Zar sitzt gefangen. Hier das Telegramm! Es lautet: Geschäft aufgelöst!' — Das ist unser Stichwort. Ich will mich von dir verabschieden. Meine Zeit ist gekommen. Ich werde zuerst die Verbannten zusammenrufen. Die meisten Polizisten stehen schon auf unserer Seite. In den nächsten Tagen wird das Gouvernement hier gestürzt. Noch ehe die amtliche Nachricht aus Petersburg hier ist, werden alle unliebsamen Regierungsbeamten im Gefängnis sitzen. Du aber flüchte! Die Posten werden dich nicht mehr daran hindern, über das Eis zu gehen. Sie ahnen oder wissen bereits die kommenden Ereignisse. Sie wollen sich gut mit den Verbannten stellen. Flieh und kehre glücklich heim! Für mich gibt es kein Zuhause, weil mich die große Sache ruft. Das morsche Zarenreich muß sterben. Leb wohl, Tawarisch!"

Der Revolutionär rennt weg und läßt die Tür hinter sich offen stehen. Dieterich blickt hinaus. Blickt über das weite, grenzenlose Land Sibirien. Über der gefrorenen Lena und weiterhin, über den unendlichen Sümpfen im Süden, hängt eine dünne Dunstwelle. Die Schneeschmelze wird in wenigen Wochen einsetzen. Jetzt muß die Flucht gewagt werden, jetzt oder nie.

Willst du fliehen, Tawarisch? Es ist schon kein Wille mehr, es ist ein ehernes Muß.

Jawohl, der Verbannte wird fliehen, es mag kosten, was es will.

Wie weit ist's bis zur Bahnlinie?

Vier Wochen Fahrt auf dem Schlitten!

Einerlei, er wird fliehen, und wäre es eine Strecke, die zehnmal so lang und zwanzigmal so beschwerlich ist.

Flucht durch die Taiga

Ein rasches, ausdauerndes sibirisches Pferd muß beschafft werden. Aber in Kirensk wird dies nicht gut möglich sein. Überhaupt, Professor John muß weg aus diesem Kirensk, wo seine Strafakten liegen, weil er darin als Spion bezeichnet ist. Für einen Spion wird keine Regierung viel Liebenswürdigkeit übrighaben. Zudem kann er hier keinen Proviant kaufen, ohne aufzufallen. Aber wie soll er möglichst unauffällig zur nächsten größeren Station gelangen? Er wird sich der Post anschließen, ja, er wird dies alles ganz sauber und legal machen, damit sie ihm nicht gleich schon am ersten Tag die Spürhunde nachhetzen.

Er meldet sich beim Stadtarzt und bittet um die Erlaubnis, einen verbannten Arzt baltischer Herkunft konsultieren zu dürfen. Der Balte wohnt in einer Strafkolonie etwa sechzig Werst südlich von Kirensk. Sein Ruf ist aber im ganzen Gouvernement verbreitet, so tüchtig ist er, so sicher sind seine Diagnosen.

Der Stadtarzt hat nichts gegen diesen Besuch einzuwenden. Er hat selbst alles versucht, hat aber den Ursprung und die Ursachen der chronischen Kolik nicht entdecken können. Vielleicht wird es dem gelehrten Herrn Kollegen da unten, dem Balten, gelingen, diesen Professor John zu heilen.

Die Erlaubnis, Kirensk zu verlassen, muß der Gouverneur in Irkutsk selbst erteilen. Nein, auch das hat wenig Schwierigkeiten. Der Form muß aber durch Mitnahme eines Konvoi-Soldaten genügt werden, der für den Cilny verantwortlich gemacht werden kann. Gut, es wird ein Konvoi-Soldat mitgehen, auf Kosten des Gefangenen. Und in spätestens vierzehn

Tagen muß sich Dieterich wieder beim Gouverneur zurückmelden. Nun, wer weiß, was in vierzehn Tagen ist? In vierzehn Tagen kann sich vieles ereignen. Reiche können in vierzehn Tagen stürzen und neu werden. Glaubt der Herr Gouverneur allen Ernstes, daß dieser Lebenslängliche jemals wieder zurückkehren wird? Vielleicht möchte er ihm die große Gelegenheit geben. Auch ein Gouverneur kann manchmal weich werden, besonders, wenn plötzlich seine ganze Weltanschauung einen heftigen Stoß bekommt. Man hat ihm nämlich ein Geheimtelegramm geschickt und ihm die Abdankung des Zaren mitgeteilt. Hat es da noch Zweck, hier auf verlorenem Posten zu sitzen und Sträflinge zu bewachen, wenn die ganze Welt zusammenbricht? Sie sollen laufen, die Sträflinge, sie sollen sich noch ein wenig Freiheit nehmen. Wer weiß, ob sie viel Freude an ihrer Freiheit erleben werden?

Als Dieterich von seinem Blockhaus am folgenden Morgen Abschied nimmt, will ihn eine unmännliche Rührung überkommen. Hier war Monate hindurch Geborgensein und sogar etwas Gemütlichkeit. Hier war ein Stückchen Erde, das Zuflucht und Schutz bot. Und jetzt sollte ein Abenteuer beginnen, dessen Ausgang noch zweifelhaft schien. Was würde am Ende des Abenteuers liegen? Die Freiheit? Die Heimat? Vielleicht! Aber vielleicht auch Not und der kalte Tod. Überlege es dir nochmals gut, Tawarisch!

Nein, nicht schwach werden! Es ist alles längst überlegt. Mit einem energischen Ruck wirft sich Dieterich seinen gut in Leinwand verpackten Koffer auf die Schulter und stampft hinaus in den Schnee, in die Ungewißheit. Er schaut nicht mehr zurück. Er läßt die schwere Tür seiner Hütte wuchtig zuknallen.

Draußen winkt die große, weite, schöne Freiheit. Dunstfahnen stehen über der Lena. Dunst weht von der Taiga herüber. Der Frühling kündet sich an. In einigen Wochen wird das Eis der Lena mit Donnerrollen bersten, und es werden sich

gewaltige Massen Schmelzwasser zum Eismeer wälzen. Aber schon nach weiteren drei oder vier Monaten wird alles wieder erstarrt und tot daliegen. Die Natur ist gewaltig, ohne Zögern. Die Natur ist brutal in ihrer jungen Kraft. Sei brutal, Tawarisch!

Der Gefangene meldet sich auf dem Polizeibüro, wo ihm ein Konvoi-Soldat als Bewachung zugeteilt werden soll. Er wird diesen lästigen Wächter unterwegs schon irgendwie abschütteln, das ist sicher. Er wird ihn vielleicht am Ziel, im Dorf des Arztes, unter Wodka setzen, daß er drei Tage lang nicht mehr nüchtern wird. Ja, er wird ihn womöglich auf gütlichem Wege abschütteln, durch Zahlung einer Abfindung. Irgendwie muß der Konvoi-Soldat unschädlich gemacht werden, und wenn ein Hundertrubelschein dabei draufgeht.

„Hier bin ich, Herr Kommissar. Hier ist übrigens mein Erlaubnisschein, ausgestellt vom Herrn Gouverneur. Möchten Sie mir nicht den Konvoi-Soldaten sofort mitgeben, weil ich mit der nächsten Post reisen muß!"

Der Kommissar kneift die Augen zu und lächelt, reicht dem Gefangenen die Hand: „Reisen Sie wohl! Meine Kinder werden alle deutschen, englischen und französischen Sprachkenntnisse ja bald wieder vergessen, aber dennoch sage ich: Reisen Sie wohl!"

Er blickt scheu um sich und flüstert: „Übrigens wollte ich Ihnen noch raten, alle russischen Siedlungen zu meiden. Schlagen Sie sich dann viel lieber zu den Burjäten oder zu den Tungusen. Alle Russen, die hier im nördlichen Sibirien leben, sind schlimmer als Tiger. Das macht das Land, Herr, die Eintönigkeit, die Verzweiflung. Und dann noch eine vertrauliche Mitteilung: der Zar ist gestürzt. Bedenken Sie nur, Rußland hat keinen Zaren mehr. Der Himmel hat keine Sonne und keinen Mond mehr. Sibirien hat keinen Schnee und keine Kälte mehr, hähä, können Sie sich das vorstellen? Ich bitte Sie, versuchen Sie, sich doch mal Sibirien ohne Schnee und ohne Winter vorzustellen. Einfach grotesk, unmöglich! Denken Sie

sich die Lena da drüben plötzlich weg. Kirensk, Hauptstadt vom Gouvernement Kirensk, liegt plötzlich nicht mehr mitten in der Lena, sondern irgendwo in der Taiga. Toll, nicht wahr?! Oder können Sie sich Deutschland ohne Kaiser vorstellen? Nein, Sie können das nicht! Das ist unmöglich. Nun, Sie sehen, es ist nichts unmöglich auf dieser Erde. Rußland hat den Zaren abgesetzt, bedenken Sie doch nur, die heilige Person des Zaren, und es haben sich nicht hunderttausend jener glanzvollen Offiziere gefunden, die mit der Waffe in der Hand schützend den Thron, den heiligen Thron Rußlands umgeben. Er hatte doch mehr als hunderttausend Offiziere, der Zar. Rußland hat keinen Zaren mehr, und die Sonne ist nicht verfinstert! Es wird Tag, und es wird Nacht, es schneit und es friert wie immer, als sei nichts geschehen. Bald wird die Schneeschmelze kommen, genau wie vor einem Jahr, genau wie in hundert oder in tausend Jahren. Es ist unglaublich, einfach unglaublich! Ich habe dem Zaren die Treue geschworen, und nun ist der Zar nicht mehr da. Wem soll ich nun die Treue halten? Ich vermute, daß wir bald mit den Sträflingen blutige Auseinandersetzungen haben werden. Sie haben bereits überall im Gebiet der Bleibergwerke, nördlich von hier, im Jakutsker Gouvernement, die Arbeit niedergelegt und die rote Fahne gehißt. Sie sind auf dem Marsch nach Kirensk, das sie dem Erdboden gleichmachen wollen, aus Rache für alle erlittene Drangsal. Sie sollen nach Petersburg ziehen und dort alles zerschlagen! Der Bilinski übrigens, Ihr ehemaliger Nachbar, führt sie an. Ich rate Ihnen, gehen Sie jetzt, damit Sie die abgehende Post nicht versäumen! Wir werden hier kämpfen müssen. Für uns gibt es keine Möglichkeit, wegzukommen. Leben Sie wohl, Professor John! — Einen Konvoi-Soldaten kann ich Ihnen nicht mitgeben. Wir dürfen unsere Kampfkraft hier auch nicht um ein Gewehr schwächen. Leben Sie wohl, Professor John! Vielleicht sehen Sie noch einmal Ihre Heimat."

Er packt die Hand des Lebenslänglichen und drückt sie heftig: „Ich gebe Ihnen die Hand wie einem Freund. Es ist doch jetzt alles einerlei, seitdem wir keinen Zaren mehr haben. Da hast du in der Schule gelernt, was sage ich, eingetrichtert haben sie's dir, daß die Person des Zaren unantastbar und heilig ist, daß es keine größere Sünde geben kann, als den Zaren zu schmähen oder gar zu töten. Und jetzt schmähen sie ihn, und vielleicht werden sie ihn noch töten. Wenn so etwas geschehen kann, dann ist alles gleich, was mit uns geschieht, dann darf ich auch einen Cilny meinen Bruder nennen."

Tränen rinnen über seine Wangen, verfangen sich in seinem ungepflegten Hängebart. Er legt seine Hände schwer auf die Schultern des Gefangenen und küßt ihn auf beide Wangen.

„Nun aber rasch, Bruder, nun aber schnell! Deine Papiere werde ich vernichten. Und vergiß nicht — hahahaha — vergiß nicht, in vierzehn Tagen wiederzukommen — hahaha!"

Er schüttelt sich über diesen letzten Satz, den er als glänzenden Witz ansieht, bricht aber ganz plötzlich ab, wird ernst, dreht sich um und läßt den Deutschen stehen. Dieterich geht langsam, schultert sein Gepäck und begibt sich zum Postgebäude, wo die beiden großen Postschlitten zur Abfahrt hergerichtet werden.

Kirensk ist mit der Außenwelt durch den Telegraph verbunden, aber obendrein geht monatlich einmal von Irkutsk die Post zur Lena-Mündung ab. Manchmal sind es sechs, oft noch mehr Schlitten, die vom Baikalsee nordwärts fahren, um nach wochenlanger Reise und Fährnissen aller Art endlich das ferne nördliche Ziel zu erreichen.

Die Postsachen, in der Hauptsache Sendungen für Beamte, aber auch schon für begüterte Verbannte, dann die Regierungspost für den Gouverneur, werden besonders stark und sorgfältig verpackt, verschnürt und durch Ketten unverlierbar mit dem Schlitten verbunden. Obendrein drückt die Abgangsstation,

also Irkutsk, ihr Siegel auf alle Verschnürungen. Wehe, wenn diese Siegel nicht unversehrt in Kirensk ankommen! Die Schlitten sind nämlich von Soldaten bewacht, die oben auf den Ballen und Säcken liegen, das geladene Gewehr in der Hand. Und dennoch kommt es oft genug vor, daß ein solcher Postzug, bestehend aus mehreren schwer beladenen Schlitten, bewacht von mindestens zwanzig Soldaten, spurlos verschwindet. Nach und nach sickern Einzelheiten durch, und man erfährt, daß der Transport irgendwo in der Nähe eines Dorfes von angesiedelten Sträflingen überfallen und geplündert worden ist. Die verhaßten Konvoi-Soldaten sind in solchen Fällen meist spurlos verschwunden, ebenso ihre Waffen.

Auf dem Rückweg von Kirensk nach Irkutsk sind die Postschlitten meist leer, es sei denn, daß ein Ballen kostbarer Pelze mitgeschickt wird. Der Pelzjäger im hohen Norden ist mißtrauisch und gibt seine mühsam erworbene Ware nur ungern der Post mit. Er verschickt überhaupt nicht gern. Wer etwas kaufen will, der mag herkommen und aussuchen. Er mag die Tauschwaren sofort mitbringen, Stoffe, Lebensmittel, Waffen, Tabak. Nein, der Post vertraut man so leicht keine hochwertige Ware an, aber diesmal sind die Schlitten schwer beladen. Ihre Kufen, die vorn spitz auslaufen, bilden einen Schneepflug, der die weiße Masse glatt und leicht durchschneidet. Zahlreiche prall gefüllte Säcke gehen ab nach Irkutsk. Die Beamten schaffen wertvolle Habe fort, weil sie der Entwicklung nicht trauen. Vielleicht wird das Gouvernement Kirensk bald in den Händen der aufständischen Sträflinge sein.

Der Deutsche zeigt dem Unteroffizier der Geleitmannschaft seinen Ausweis und bezahlt die sechzig Werst lange Reise bis zum nächsten Kolonistendorf im voraus, wie es die Vorschrift erfordert. Es sind nur wenige Kopeken zu entrichten. Der Cilny klaubt sich das Geld mühsam aus allen Taschen zusammen, um den Eindruck grenzenloser Armut zu erwecken. Sie dürfen nicht

ahnen, daß er ein kleines Vermögen bei sich trägt, denn die Taiga ist groß und verschwiegen, und nie gelangt hier ein Fußwanderer ans Ziel, er mag noch so tüchtig ausschreiten können, wenn ihn der Schlitten mal verloren hat. Der Lauf der Wölfe ist rascher als der des schnellsten und stärksten Menschen.

Die Ware ist angekettet, angebunden, die Schnüre sind versiegelt, und nun klettern die Soldaten auf die Ballen. Sie ziehen den Cilny herauf, überlassen ihm und seinem Gepäck einen guten Platz. Überhaupt, die Soldaten sind recht freundlich, denn sie wissen, daß eine neue Zeit in Rußland angebrochen ist, daß man überhaupt guttut, sich rechtzeitig umzustellen, um später von den Ereignissen nicht überrannt zu werden. Wer weiß, was das für ein Bursche ist, dieser Lebenslängliche, der sogar mit der Post reisen darf, was bisher geradezu unmöglich war. Vielleicht ist er eine einflußreiche Persönlichkeit, die aus Sibirien nunmehr wieder auf den Schauplatz ihrer politischen Tätigkeit tritt.

Die kleinen sibirischen Pferde vor den Schlitten ziehen an. Als Kutscher sitzen Sibiriaken vorne auf dem Bock, ganz in Dokars gehüllt. Die Sibiriaken näseln eine eintönige Melodie. Ihre Pferde laufen rasch, laufen wie Maschinen, immer im Trab, ohne je zu erlahmen oder die Gangart zu wechseln. Sie ziehen scheinbar mühelos die hochbeladenen Schlitten hinter sich her. Dieterich dreht sich nicht um, schaut nicht zurück. Es hat keinen Zweck, nochmals rückwärtszuschauen.

Die Soldaten liegen oben auf dem Gepäck. Ihre Gesichter sind ernst, ihre Augen spähen angestrengt umher. Dann wird die erste große Zwischenstation erreicht. Der Cilny ist am vorläufigen Ziel.

Er sieht die Dächer und Häuser rasch näher kommen. Sie fliegen schier heran, weil die Pferde, die hier beheimatet sind und ihren Stall wittern, eine schärfere Gangart annehmen. Die

Post nimmt jeweils von einer Station zur anderen neue Pferde. Dieser Relais-Dienst gehört zu den Steuern der russischen Bauern.

Nun überlegt der Deutsche. Soll er die Soldaten bitten, ihn gegen gute Bezahlung bis Irkutsk mitzunehmen? Sie haben Waffen. Sie werden ihr Ziel sicher erreichen. Aber ist ihnen zu trauen? Werden sie nicht staunen, daß ein Mensch, der soeben noch Kopeke um Kopeke zusammensuchte, nun eine größere Summe freiwillig bietet? Werden sie in seinem Gepäck nicht noch mehr Geld vermuten? Nein, der Plan ist schlecht.

Jetzt fahren sie in das Dorf ein und werden angehalten, umstellt. Wild aussehende Männer, bewaffnete Sträflinge, reißen die erstaunten Soldaten von den Schlitten, entwaffnen sie, ehe noch einer an Widerstand denken kann. Doch der Unteroffizier verschafft sich Gehör und erklärt, daß er sich, zusammen mit seinen Soldaten, zur neuen Regierung bekennt. Zum Zeichen seiner lauteren Gesinnung gibt er hiermit die Postsachen zur Plünderung frei.

„Und dieser da?“ wollen sie wissen.

„Tawarisch!“ sagt der Deutsche. „Tawarisch, ich bin ein Lebenslänglicher. Hier ist mein Schein! Ich muß hier zum baltischen Arzt.“

„Aber du hast die Erlaubnis der zaristischen Regierung. Hier, das ist doch das verruchte Zarenwappen im Stempel deines Papieres. Ungültig, dein Papier, Genosse, du bleibst hier bei uns.“

Er kann mit Müh und Not erreichen, daß ihn die wilden Kerle ungeschoren mit seinem Gepäck zum Arzt gehen lassen, der in einem Blockhaus am anderen Ende der Siedlung wohnt.

„Sie wollen ausrücken. Tun Sie es bald, ehe man sich Ihrer erinnert. Trauen Sie hier keinem Russen! Reisen Sie bald! Das ist der einzige Rat, den ich Ihnen geben kann. Ihre Kolik

kann auch ich nicht heilen. Mir fehlen hier die zu einer gründlichen Untersuchung notwendigen Instrumente und Apparate.“

Der Arzt ist freundlich, ein alter, müder Mann, der nicht mehr auf eine Rückkehr zu hoffen wagt. Aber er will dem Deutschen gern behilflich sein. Er kennt einen Sibiriaken, der Pferde zu verkaufen hat. Ein gutes Pferd muß es sein, dazu ein sibirischer Reiseschlitten. Auch muß der Vorrat an Lebensmitteln und Futter für das Pferd sorgsam gewählt werden. Keine überflüssigen Lasten! Alles, was für mindestens fünf Wochen für Mensch und Pferd notwendig ist, muß mitgeschleppt werden.

Der Sibiriak verlangt 100 Rubel für einen dreijährigen Schimmel, ist aber schließlich mit 80 Rubeln zufrieden. Einen schweren, geräumigen Reiseschlitten gibt er für 60 Rubel ab. Sorge bereitet die Nahrung. Sie muß kräftig sein und reichlich, denn unterwegs, in den Verbrecherkolonien, wird nicht gehalten werden können. Jede russische Siedlung muß vermieden werden. Also keine Möglichkeit, die Lebensmittel zu ergänzen.

Aber gibt es in Sibirien nicht das berühmte Pelmeni, das Wundergericht? Eine Handvoll in heißem Wasser gekocht bildet eine volle Mahlzeit, sowohl in der Zusammensetzung wie auch im Nährwert. Pelmeni ist ein Nudelteig, der mit Fleisch- und Fischbrocken gefüllt ist. Die Pelmeni-Kugeln brauchen nur ganz kurz im Wasser aufgekocht zu werden, und die Mahlzeit ist fertig.

Natürlich wird der Tee nicht vergessen. Kaffee, Zucker und Tabak, alles sorgfältig verpackt, kommt oben drauf, und dann mag es losgehen. Halt, die Atzung für den Schimmel!

Ein anspruchsloser sibirischer Gaul begnügt sich schon mit Zweigen, die er sich selbst sucht. Bekommt er aber hie und da etwas Heu oder gar ein Maß Hafer, dann kennt seine Dankbarkeit keine Grenzen, dann wird er zur unermüdlichen Laufmaschine. Wird der Schimmel laufen können? Wird er bis Irkutsk kommen auf seinen vier unbeschlagenen Hufen? Gewiß,

er wird um die Erde laufen, dieser kleine, tapfere Schelm, sofern du ihn gut behandelst und ihn an dich und deinen Körpergeruch gewöhnst. Jeder Sibiriak weiß, wie er sein Pferd an sich fesselt, auch ohne Kette, ohne Hanfschnur. Er spuckt in seine Handfläche und reibt seinen Speichel um die Nüstern des Tieres. Gut, das wird gemacht. Der Flüchtling spuckt in die Handfläche, reibt die Nüstern des Pferdes, und siehe, der Gaul streckt den kurzen Hals, hebt seinen schweren, gedrungenen Schädel und wiehert. Die Freundschaft ist besiegelt. Der Schimmel kann mit seinem neuen Herrn zufrieden sein. Er wird wenig Schläge kriegen, das ist mal sicher, aber laufen wird er müssen, laufen ohne Müdigkeit und ohne Ende.

Nun, die Richtung? Ja, wie steht es denn mit der Reiserichtung? Was sagen die Sibiriaken? Und der freundliche Arzt, was meint der dazu?

„Irkutsk?" sagen sie alle, „Irkutsk ist nicht zu verfehlen. Es liegt ganz schnurgerade in südwestlicher Richtung. Du kannst aber auch genau südlich reisen, bis Tschita, einer Stadt, die dicht an der Grenze der Mongolei liegt. In Tschita biegst du haarscharf nach Westen, kommst nach einer Woche, nach zwei oder auch erst nach drei Wochen an den Baikalsee. Nun, auf der anderen Seite des heiligen Meeres liegt Irkutsk. Alles sehr einfach. Wer kann Irkutsk schon verfehlen?"

Einen Kompaß besitzt der Deutsche nicht. Der Arzt jedoch will helfen. Er hat eine Schachtel Stahlfedern. Ob nicht die eine oder andere Feder magnetisch ist? Alle werden erprobt. Nein, es ist leider nichts zu machen. Keine Feder läßt sich verwenden. Hier reicht überhaupt kein gewöhnlicher Kompaß aus wegen der Nähe des magnetischen Pols. Aber der Nordstern wird immer vorhanden sein. Hoffentlich werden die Nächte des Vorfrühlings über der Taiga nicht allzu dunstig sein! Jetzt vielleicht noch nicht, aber in einigen Wochen, beim Tauwetter, wird der Nebel jede Sicht verdecken. Wer weiß, wo der Flüchtling dann sein wird, wenn der Nebel alles verschluckt? Vielleicht sitzt er dann längst wohlgeborgen irgendwo in Sicherheit. Wahrscheinlich auf irgendeinem amerikanischen Konsulat, wo man ihm Rat und Hilfe für die Weiterreise geben wird. Die Kunde vom drohenden Kriegsausbruch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist ja noch nicht bis in die sibirische Einsamkeit gedrungen.

So, ist nun alles beisammen?

Man müßte den freundlichen Doktor fragen, vielleicht auch den Sibiriaken, den Pferdeverkäufer. Nein, lieber nicht. Dem Sibiriaken ist doch nicht bedingungslos zu trauen. Er hat seine Rubel und könnte hoffen, durch Verrat wieder in den Besitz des Pferdes zu gelangen. Ein schönes und glattes Geschäft, Pferd und Geld. Nein, lassen wir den Sibiriaken außer Spiel. Aber der Doktor, der ist sicher.

„Gut!" brummt der Arzt. „Sehr gut! Sie haben an alles gedacht. Was ist hier drin, verborgen unter den Fellen, eingenäht in Sackleinen? So, Ihr Lederkoffer mit europäischer Kleidung! Wichtig, gewiß, sehr wichtig! Aber was werden Sie einer scharfen Kontrolle antworten? Oder den Banditen, die Ihren Schlitten unter Umständen anhalten werden? Und wie stellen Sie sich Ihr Leben während dieser langen Reise vor? Müssen doch mal warm essen, oder nicht? Ich sehe aber weder Spirituskocher, noch Petroleum, noch Feuerzeug, noch sonstige Dinge, die unentbehrlich sind. Lieber Freund, es fehlt noch eine möglichst große Kanne Petroleum. Einen Primus-Kocher können Sie von mir haben. Ich benötige ihn nicht mehr. Teekessel, Kochkessel — gut, das genügt. Ich würde raten, recht viel Zucker mitzunehmen. Zucker ist in unserer Kolonie noch zu haben. Eine Waffe, sagten Sie? Nein, wollen Sie erschossen werden? Möchten Sie, daß man Sie als Steppenbandit aufknüpft? Dann nehmen Sie eine Schußwaffe mit. Ach so, wegen der Wölfe! Na, dann sei Ihnen Gott gnädig! Wenn Sie ein

Rudel hungriger Bestien auf den Fersen haben, wird auch die beste Schußwaffe nicht viel nützen. Da hilft nur rasche Flucht. Oder trauen Sie sich zu, dreißig bis hundert Wölfe hintereinander vom rasenden, heftig geschüttelten Schlitten herunter zu erlegen? Nein, nur keine Schußwaffe! Aber ein breites, zweischneidiges Messer, wie es die Sibiriaken stets im Gürtel stecken haben, solch ein Messer besorgen Sie sich. Es ist Hieb- und Stichwaffe zugleich. Sie sehen ja, daß Ihre Ausrüstung noch viele Mängel aufweist. Sorgen Sie noch heute für Anschaffung der fehlenden Teile, und dann behüte Sie Gott! Von Menschen haben Sie nichts Gutes zu erwarten. Nur Gott kann Ihnen helfen, aber er wird Ihnen auch nur dann helfen, wenn Sie mutig Ihr eigenes Glück in beide Hände nehmen."

Am frühen Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, fährt ein schwerbeladener Schlitten südwärts. Der kräftige sibirische Schimmel unter dem hohen, gewölbten Holzbügel greift mächtig aus. Er ist ausgeruht, hat mehrere Tage im Stall gestanden und fühlt in sich eine unbändige Kraft. Mit Leichtigkeit zieht er den Schlitten. Die Kufen graben nur geringe Spuren in den festgefrorenen Schnee. Der Mann auf dem Schlitten späht scharf geradeaus. Erst nach Sonnenaufgang dreht er sich um und schaut zurück. Die letzten Spuren und Häuser der Siedlung sind längst im Dunst verschwunden. Ein leichter Bodenwind wirbelt losen Pulverschnee empor und weht die Schlittenspur wieder zu. Geradeaus, rechts und links, soweit das Auge reicht, dehnt sich die weiße Eintönigkeit, die gewaltige sibirische Taiga, und dieser Mensch hier mit seinem wohlgepackten Fluchtschlitten, dieser Mann, der sich in ein gewagtes Abenteuer begibt, ist nur ein winziges Insekt, das ein grausames Geschick auf einem Strohhalm mitten im Weltmeere aussetzte. Vielleicht wird dieser Strohhalm mit dem Insekt irgendwo und irgendwann von günstigen Strömungen an

rettendes Gestade geworfen. Kann sein, daß der Strohhalm Jahre umherirren wird auf dem unendlichen Weltmeer, genau wie dieser kleine Mensch in der Verlassenheit der gewaltigen, unerforschten Erdflächen von Sibirien.

Der Gaul geht tapfer. Er braucht keine Zügel, keine Aufmunterung. Einmal in die Richtung gesetzt, läuft er weiter. Sein Instinkt leitet ihn, läßt ihn Hindernisse umgehen. Höhen nimmt er im Zickzack. Flüsse und gefrorene Wasserläufe erprobt er zuerst mit den Vorderhufen. Er wird nur solche Eisflächen überqueren, die sein Gewicht und die erhebliche Last seines Schlittens tragen. Uralte Instinkte leiten ihn. Aber mittags, wenn die noch winterlich ferne Sonne am höchsten steht, hält der Gaul. Er hält und ist nicht mehr zu bewegen, auch nur einen einzigen Schritt zu gehen. Er weiß, daß er jetzt eine kurze Rast verdient hat. Ja, diese Rast wird ihm sogar gern gewährt. Zur Vorsicht werden seine Vorderbeine durch einen Hanfstrick gefesselt. So kann er nur langsam weiterhumpeln. Dann mag er die niedrigen Sträucher der Taiga absuchen und sich einige junge, vorjährige Äste als Atzung abknabbern. Sein Herr wird ihm nachher als Magenfüllung noch die Überbleibsel der eigenen Mahlzeit und etwas Heu reichen. Seinen Durst löscht der Schimmel mit Schnee, den er in sich hineinleckt. Einfacher und billiger als die Laufmaschine Pferd kann nichts sein.

Der Mensch aber holt währenddessen seinen Petroleumkocher vom Schlitten, wühlt eine Vertiefung in den Schnee und läßt Teewasser summen. Welch ein Glück, so in Gottes freier und unendlicher Natur beim summenden Kochgerät sitzen zu dürfen! Keine Ketten, keine Soldaten, keine Krankheiten, kein Haß, keine Ungerechtigkeit! Hier hört jedes Befehlen und jede menschliche Macht auf. Bis hierher in die sibirische Einsamkeit reicht auch der Arm des mächtigsten Herrschers nicht.

Mit Behagen schlürft der Flüchtling seinen Tee, während die Mehlspeise im Topf gar wird. Wohlige Wärme durchrieselt

den einsamen Menschen; endlich kommt die große, nervenstärkende Ruhe über ihn. Jetzt weiß er, daß nichts ihn hindern kann, seinen Plan zum guten Ende zu führen. Er weiß, daß er Irkutsk erreichen wird, es sei denn, ein auftauender See verschlinge ihn mit Pferd und Schlitten. Nach der Mahlzeit wird der Schimmel herbeigeholt. Er kommt zutraulich und frißt alles, was noch im Geschirr übrigblieb, macht sich dann über das hingeworfene Heu her, während sein Herr Gesicht und Hände im herrlichen, makellosen Schnee wäscht. Dann läßt sich das Tier wieder geduldig einspannen, zieht an, läuft, läuft, läuft. Ein unermüdlicher Renner ist dieser Schimmel. Jetzt holt er mächtig aus. Der Schlitten tanzt hinter ihm her. Es wird gräßlich kalt. Wo wird man die erste Nacht verbringen? Überhaupt, ist der Gaul nicht vom Kurs abgekommen? Doch, er läuft zu weit östlich. Läßt sich einfach nicht von dieser Richtung abbringen. Und siehe, just vor Sonnenuntergang taucht eine Rauchfahne auf. Sie steht fast senkrecht am Horizont, und das Pferd strebt kraftvoll darauf zu. Jetzt riecht man schon den Schwaden, und nun erscheinen Häuser, niedrige, einfache Blockhäuser. Es ist eine Pelzfaktorei. Fallensteller und Pelzjäger hausen hier, Abkömmlinge von politischen Verbannten. Der Winter ist ihre Fangzeit. Im Sommer werden sie zur Lena reisen und die Vorbeifahrt eines Pelzhändlers abwarten, um ihre kostbare Ware gegen städtische Wertlosigkeiten, aber auch gegen Machorka, Tee, Reis, Mehl und Schweinefleisch umzutauschen.

„Gott segne dich und den Zaren, Fremdling! Sei willkommen in unserem bescheidenen Dorf! Wohin führt dich dein Weg? Gib uns die Ehre, dich und dein Pferd bewirten zu dürfen.“ Sie freuen sich, einen Menschen, einen Fremden bei sich zu sehen. Die Poststrecke führt ja nicht durch ihr Gebiet, sondern liegt weiter westlich. Was mag der Fremde hier wollen?

Zerlumpte, schmutzige Weiber kochen die Abendmahlzeit. Die Männer stopfen ihre Pfeifen mit beißender Machorka, und der Fremde erzählt:

„Meine Brüder, ihr habt mich soeben freundlich begrüßt und auch den Segen Gottes über den Zaren herabgerufen. So vernehmet denn, daß es keinen Zaren mehr gibt. Der Zar ist gefangen, und Rußland lebt in Revolution — —“

Die Männer sitzen eine Weile starr und saugen an ihren Pfeifen, daß die Feuchtigkeit in den Kolben gurgelt. Die Weiber dahinten an der Feuerstelle bekreuzigen sich vor Angst, denn das, was der Fremde soeben sagte, die heilige Person des Zaren sei gefangen, ist doch so furchtbar, daß nur eine schreckliche und sofortige Strafe des Himmels diese Sünde tilgen kann. Doch es ereignet sich nichts. Es fällt kein Blitz, nichts, und einer der Männer spricht: „Unsere Väter haben gelitten und Rußland verlassen, weil sie dem Zaren den Gehorsam versagten. Wir lernten den Zaren fürchten, obwohl wir ihn nie sahen, und nun ist er fort, und Rußland lebt doch, meine Brüder. Rußland ist ohne Zar, und der Zorn Gottes hat unser Land nicht verschlungen. Die Erde hat sich nicht geöffnet und aus breiten Spalten die Hölle ausgespien. Die heiligen Erzengel sind nicht auf glühenden Wolken, in scharlachrote Mäntel gehüllt, mit dem Morgenrot auf das sündige Rußland niedergeritten. Nein, die Himmlischen sind nicht gekommen und haben nicht das verbrecherische Geschlecht blutig ausgerottet. Es hat sich überhaupt nichts von alledem ereignet, was sich nach den Behauptungen der Popen dann ereignen muß, wenn das russische Volk einmal Hand an die geheiligte Person seines Zaren legen sollte, eine Sünde, die selbst der gütige Gottvater nicht verzeihen will und kann.“

Sie bekreuzigen sich still und furchtsam und lauschen hinaus in Nacht und Wind.

„Schweig, Brüderchen, schweig nur!“ wehrt einer ab. „Von solchen Dingen redet man am besten nicht. Vielleicht sind die

Engel der Rache schon unterwegs. Vielleicht fällt in diesem Augenblick das Feuerschwert auf unser armes Land nieder."

Sie sitzen bekümmert und wagen nicht, an den Sturz des Zaren zu glauben, weil ihnen die Angst bleischwer im Nacken sitzt.

Inzwischen sind die Frauen am Feuerherd mit dem Bereiten der Mahlzeit fertig geworden. Eine stark riechende, stark gesalzene Fischsuppe wird aufgetragen. Aber sie schmeckt dem hungrigen Fremden. Jeder tunkt seinen hölzernen Löffel in den gemeinsamen Kessel und sucht sich, was er gern mag. Die Frauen verteilen dann graue, klebrige Brotfladen, mit denen Kessel und Löffel gereinigt werden. Dem Gast wird der beste Platz auf dem Ofen angeboten. Dort ist es heiß und trocken. Dieterich zieht seinen Pelz aus. Die Sibiriaken aber hüllen sich noch fester in ihre Kleidung. — —

Fahle Dämmerung fällt durch das verklebte Fenster des Holzhauses, als der Fremde erwacht. Die Männer sind schon auf, sitzen bekümmert auf dem Holzstoß, den Rücken am Ofen, dem die Frauen neue Scheite zuführen. Rauch und schwere Gerüche erfüllen den niedrigen Raum. Der Deutsche muß sich zuerst einige Minuten besinnen. Wo liegt er? Wo lebt er? Ach ja, er ist ja frei, er ist frei in der großen Taiga, in Sibiriens Unendlichkeit. Er wird gleich aufstehen, seinen Schimmel anspannen und davonfahren, südwärts, der Bahnlinie zu. Und diese Bahnlinie hat Verbindung mit der Heimat. Irgendwie ist diese Bahnlinie mit den deutschen Bahnen verbunden. Wenn du dich auf solch eine sibirische Eisenbahnschiene legst, das Ohr ganz fest darauf, müßtest du eigentlich das Rattern der fernen Züge hören können, wäre dein Ohr nicht so unvollkommen. Auch das Rattern und Fahren der Züge im fernen Deutschland müßtest du hören. Ja, solch ein Schienenstrang ist ein Stück Sehnsucht. Wo eine Bahnlinie geht, bist du geborgen. Wie weit ist's noch bis dahin?

Lächerlich, danach zu fragen! Die Bahnlinie ist da, so gut und so sicher, wie dein Heimweh da ist. Und einmal mußt du die Schwellen sehen und die blinkenden Geleise. Ganz stahlhell, ganz glatt blinken die Schienen. Und du wirst dich hinlegen auf diese Eisenbänder, und du wirst ihre glattgewetzte Fläche küssen, wenn es niemand sieht. Weil solch ein Bahnkörper Rettung bedeutet, verstehst du das — Rettung!

Nicht träumen, Cilny, nicht so viel träumen! Vorerst bist du noch der nach Sibirien verbannte Lebenslängliche. Die Ochrana ist das Auge des Za ... Halt! Was wolltest du jetzt sagen? Es gibt doch keinen Zaren mehr. Wird es da noch eine Ochrana geben? Und selbst ohne feindliche Menschen — ist das Land, ist die schweigende Unendlichkeit nicht Hindernis genug? Könnte nicht plötzlich Tauwetter kommen und die Taiga unbefahrbar machen? Könnten nicht die Rudel hungriger Wölfe kommen? Steh auf, Cilny, steh auf und träume nicht weiter! Du hast ein hartes Abenteuer gewählt!

Draußen steht der Gaul schon im Geschirr. Die eisige Kälte fährt den Flüchtling an wie ein Hieb. Ein heiterer Vorfrühlingstag kündet sich an. Die Frauen reichen dünnen, aber heißen Tee. Die Männer saugen an ihren Pfeifen und packen schweigend an, helfen den Schlitten fahrbereit machen.

„Habt Dank für Speise und Obdach!" sagt der Fremde und reicht allen die Hand.

„Reise mit dem Frieden Gottes!" antworten sie und bekreuzigen sich. „Halte deinen Schlitten immer in dieser Richtung! Bleibe am Rande des immer höher werdenden Nadelwaldes! Du wirst in den nächsten Tagen eine große Sumpfgegend überqueren müssen. Es gebe Gott deinem Pferd die Schlauheit des Fuchses, die Ausdauer und Kraft des Bären und die Geschwindigkeit des Vogels. Reise in Frieden!"

Der Schimmel zieht an. Die eisige Luft peitscht das Gesicht. Die armselige Siedlung der Sibiriaken verschwindet rasch im Dunst des jungen Tages. — —

Die sibirische Taiga ist ohne Ende. Du fährst Stunde um Stunde, und immer ist es die gleiche Gegend. Dort der Wald, ein wirrer Urwald, hier die Steppe, regellos mit hohem Gebüsch und einzelnen, windzerzausten Baumgruppen bewachsen. Dazwischen gewaltige, ganz ebene Flächen — Sümpfe. Der Schlitten gleitet hohl darüber hinweg; es klingt wie fernes Donnerrollen. Gleich kommt wieder eine Geländefalte, eine Welle. Der Schimmel läuft schnurgerade in der einmal am Morgen eingeschlagenen Richtung, weicht weder nach rechts noch nach links aus. Nur wenn die Geländewelle allzu steil ist, muß er den Schlitten im Zickzack hinaufziehen. Und dann nur geht das Tier im Schritt. Unaufgefordert hält es sonst den Trab, einen kurzen, maschinenmäßigen Trab. In regelmäßigen Zwischenräumen verhält das Tier und steht da, mit fliegenden, bebenden Flanken, will sein Futter haben, um bald wieder loszurennen, Stunde um Stunde.

Manchmal überläuft ein heißer Schrecken den Flüchtling. Hier ist er doch vor einigen Stunden schon vorbeigekommen. Richtig, diese Gegend, diese verkrüppelten Baumgruppen, jene Hügel, das alles hat er doch soeben schon erlebt. Erbarmen, der Gaul geht im Kreis! Gleich wird man die Schlittenspur vom frühen Morgen wiederfinden. Nein, die weiße Fläche der stillen Schneelandschaft ist unberührt. Nur rückwärts verläuft die breite Kufenspur tief, fast schnurgerade und weit sichtbar. Nein, der Schimmel rennt keineswegs im Kreise herum, nur die Landschaft ist so eintönig, daß man ganze Gegenden immer wieder sieht. Es ist immer wieder und überall die Taiga, die furchtbare, endlose Taiga.

Am zweiten Abend wird keine Siedlung erreicht. Es muß im Freien übernachtet werden. Eine windgeschützte Geländefalte ist schon der richtige Platz für ein Biwak. Jetzt muß der Petroleumkocher in Tätigkeit treten. Ganz rasch ist die Mahlzeit gekocht und gegessen, und auch der Schimmel bekommt sein reichliches Futter. Er wird ausgeschirrt und an der langen Leine losgelassen. Das Ende der Leine bindet sich Dieterich um das Handgelenk, legt sich dann unter seinen Pelz. Seine Beine stecken in sibirischen Filzstiefeln. Die Kälte kann ihm so nichts anhaben.

Leises Zerren am Handgelenk weckt den Schläfer. Seine Sinne sind sofort wach und aufmerksam. Lauert irgendwo Gefahr? Nein, die Nacht ist vorbei. Alle diese geheimnisvollen Gruppen ringsum sind entzaubert und als Bäume oder Sträucher deutlich zu erkennen. Die Schneefläche schimmert stahlblau. Gleich wird die Sonne aufgehen. Der Schimmel bekommt sein Futter, während sich Dieterich rasch auf dem Petroleumkocher einen starken Tee kocht. Dann geht es weiter, über Hügel und unendliche Flachstrecken, immer durch diese stille Taiga, wo eine Landschaft der anderen gleicht.

Der Flüchtling lernt diese stillen sibirischen Nächte bald lieben. Die Einsamkeit hat für ihn keine Schrecken mehr. Warum Furcht? Nur dort, wo der Mensch wohnt und atmet, ist Furcht angebracht. Hier aber gibt es keine Menschen. Abend für Abend ist's die gleiche Verrichtung des Kochens und des Pferdefütterns. Die Kälte wird nicht mehr empfunden. Unter den Pelzen schläft man warm und wohl und gesund, viel gesünder als in den muffigen Bauernhäusern der Sibiriaken. Der brave Schimmel steht ganz ruhig neben dem Schlitten, den dicken Kopf gesenkt, und schläft mit wachsamen Ohren. Sein Unterbewußtsein wacht. Solch ein sibirisches Pferd hat bessere und schärfere Witterung als ein europäischer Jagdhund. Solange das Pferd ruhig schläft, droht eben keinerlei Gefahr. Die Nächte sind windstill. Nichts regt sich. Nur das Atmen des Menschen

und des Pferdes ist zu hören. Still geht der Mond seine Bahn. Am frühen Morgen, noch ehe der Tag graut, wird der Schimmel an der Leine zerren und ungeduldig scharren, weil er sein Futter haben will und weil die Zeit des Aufbruchs gekommen ist.

Doch halt, was ist das?

Der Flüchtling fährt aus dem Schlaf und lauscht. Schnaubend drängt der Schimmel zum Schlitten hin. Seine Ohren liegen an. Seine Vorderhufe scharren im Schnee. Und dann hält das Tier wieder inne, lauscht, hebt den Kopf, schüttelt die Mähne, zieht heftig die Luft durch die Nüstern, schnaubt und wird immer unruhiger. Es versucht, sich loszureißen.

Was kann das sein? Hier ist etwas, das den Gaul erschreckt. Dieterich richtet sich auf. Späht umher. Nichts zu sehen als Schnee und hie und da die üblichen dunklen Strächergruppen. In einer halben Stunde wird die Dämmerung beginnen. Im Osten wird der Sternenhimmel schon blaßgrün. Der Gaul schnaubt und bewegt lebhaft die Ohren. Er läßt sich nicht mehr beruhigen. Dieterich beklopft seinen Hals, reicht dem Tier eine Handvoll Pelmeni. Der Schimmel aber rührt diesen sonst gern genommenen Leckerbissen nicht an, er drängt sich näher an den Menschen und wiehert leise. Seine Flanken beben.

In wenigen Sekunden ist das Tier angeschirrt, und da zieht es mächtig an. Es ist nicht mehr der gemütliche, kurze, ausdauernde Trab, der aus diesem Pferd scheinbar eine Laufmaschine macht, sondern ein wilder, langgestreckter Galopp. Der Schlitten fliegt wie ein Spielzeug dahin, berührt den Schnee scheinbar kaum. Wenn jetzt ein Hindernis kommt bei dieser Geschwindigkeit, ein Baumstamm dicht unter der losen Schneedecke, ein Wurzelstock oder sonst was, dann kippt der Schlitten, dann ist alles verloren. Das Pferd läßt sich nicht beruhigen und rast weiter, ohne Unterbrechung, ohne Pause, ohne Müdigkeit. Nur die nervös bewegten Ohren verraten die große Angst des Tieres. Was mag es sein?

Dieterich lauscht und hält Umschau. Nichts zu sehen als die weite Schneefläche, nichts zu hören als das Dahinrauschen des Schlittens und das Schnauben des Pferdes. Für alle Fälle bindet sich Dieterich mal am Schlitten fest, um nicht abgeschleudert zu werden. Er zieht das breite, scharf geschliffene sibirische Messer und wartet. Und da vernehmen seine aufmerksamen Ohren das langgezogene Geheul einiger Hunde. Da hinten heulen welche, und links antworten sie. Menschliche Siedlungen in der Nähe? Nein!

Jäh springt ihn das kalte Entsetzen an. — Wölfe! Das — sind — ja — Wölfe!

Der Gaul hat sie schon früher gewittert. Kostbare Zeit ist verlorengegangen. Warum ist man nicht sofort aufgebrochen, als das Tier unruhig wurde? Jetzt ist es vielleicht zu spät. Der Schlitten fliegt dahin. In einigen Minuten wird die Sonne aufgehen. Und da erblickt der Flüchtling endlich die Bestien.

Es sind zwei kleinere Rudel, die an der Verfolgung des Schlittens teilnehmen. Wahrscheinlich haben die hungrigen Bestien den großen Vorrat an Pelmeni gewittert. Auch einen Gaul hetzen sie gern zu Tode, um ihn nachher reißen zu können. Daß sie den Menschen keineswegs verschonen, ist selbstverständlich.

Ein Rudel von sieben bis zehn Tieren läuft etwas auseinandergezogen links, fast auf der Höhe des Schlittens, aber noch dreihundert Meter davon entfernt, während eine zweite Gruppe von fünf Tieren in der Kufenspur folgt. Die schlauen Tiere wollen dem Gaul den Weg zum Wald abschneiden, ihn stundenlang durch die Taiga hetzen, um ihn dann leichter angreifen zu können. Im Wald fühlen sich die Wölfe nicht so sicher. Denn dort lauern die Stärkeren, die Bären und die sibirischen Tiger, die jetzt den Winterschlaf beendet haben und hungrig auf Beute warten.

Der Schimmel greift mächtig aus. Schaumfetzen fliegen rückwärts, über seine Mähne, über den Schlitten. Seine breiten

Hufe sinken kaum ein, während die schmalen Pfoten der Wölfe tief in den Schnee greifen. Die Tageshelligkeit macht die Verfolger unsicher. Sie bleiben langsam zurück, einer nach dem anderen. Nur die beiden Leittiere laufen noch eine Weile hinter dem Schlitten her, bleiben dann plötzlich stehen, sichern nach vorne, kehren um und laufen zurück. Der Schimmel beruhigt sich sofort, fällt vom langgestreckten Galopp, den er länger als eine halbe Stunde ausgehalten hat, in seinen maschinenmäßigen Trab. Doch da schießen plötzlich von vorne mehrere große, starke Tiere, zornig bellend, Geifer vor der Schnauze, auf den Schlitten zu. Ein neuer Angriff der Wölfe?

Nein, die Tiere rasen am Schlitten vorbei, hinaus in die Taiga, den Wölfen nach. Es sind große, halbwilde sibirische Wachhunde; in der Nähe muß also eine Siedlung sein.

Dieterich späht nach vorne. Etwa tausend Meter geradeaus, im Glanz der Morgensonne, liegt ein Dorf, von Palisaden umgeben. Endlich ein Dorf!

Ein gar seltsames Dorf ist's. Ein verlassenes Dorf? Zuerst scheint es so. Kein Mensch zu sehen. Nur zahlreiche junge Hunde rennen bellend auf den Schlitten zu. Die erwachsenen und starken Wachtiere sind ja draußen auf der Verfolgung ihrer Erzfeinde, der Wölfe.

Jawohl, ein gar seltsames Dorf ist es hier. Seltsam allein schon wegen der Stangen, die überall, an allen Häusern, aus dem Dach ragen. Und an diesen Stangen hängen Pferdeköpfe und Pferdehäute, stellenweise auch Fuchs- und Wolfsschwänze. Alles natürlich stark verwittert. Der Flüchtling weiß nun, daß er sich im Lande der Tungusen befindet, daß hier den Geistern Pferdeopfer dargebracht werden, und daß diese Menschen zu den Mongolen zu rechnen sind. Den Russen lieben sie nicht, weil sie ihn als Unterdrücker betrachten. Wie werden sie sich verhalten?

Das Bellen der Hunde hat die Bewohner des Dorfes aus den Hütten gelockt. Da stehen sie nun, kleine, stämmige Männer, Eskimos ähnlich, grüßen freundlich und schirren den schweißbedeckten Schimmel ab. Der Fremde nickt und lacht und gibt ihnen durch Zeichensprache zu verstehen, daß er kein Russe ist, sondern allen Grund hat, die Russen zu meiden. Er legt sich Stricke um die Knöchel und Handgelenke und geht mit schweren Schritten dahin, wie sibirische Kettensträflinge unter der Last ihrer Fesseln zu schreiten pflegen. Zeigt rückwärts nach Norden, und sie verstehen alle. Sie wissen, daß sie einen entflohenen Kettensträfling vor sich haben, und klopfen ihm beruhigend auf die Schulter. Sie schieben seinen Schlitten in eine Ecke, bringen den Schimmel in einen Stall, werfen ihm Laub und Fichtennadeln vor und drängen den Fremden in eine ihrer verräucherten Hütten. In diesem Augenblick kommen auch die riesengroßen Wachhunde wieder zurück. Das struppige Fell der Tiere ist blutig. In ihren Lefzen kleben noch Stücke von Wolfsfell. Ihr Kampf gegen die Bestien der Taiga war erfolgreich. Sie lassen sich schwer keuchend niederfallen und lecken ihre Wunden.

Der Fremde erklärt durch Zeichensprache, daß er jetzt ruhen und schlafen möchte. Sie führen ihn an ein Lager aus Laub und Fellen. Keine Sekunde lang empfindet Dieterich Angst oder Mißtrauen. Draußen steht sein beladener Schlitten. Sie können ihn jetzt töten, sein Pferd und seine Habseligkeiten nehmen. Niemand wird sie je zur Rechenschaft ziehen. Wird überhaupt nochmals ein weißer Mensch diese öde Verlassenheit aufsuchen? Höchstens ein Flüchtling oder ein Elender, der die Gemeinschaft der Kulturmenschen meiden möchte. Nein, diese Naturkinder hier kennen keine Falschheit. Ihnen ist der Gast heilig und unantastbar. Nie wird sich ein Tunguse mit dem Blut eines schlafenden Gegners beflecken. Im Kampf wird er jeden Feind stellen, Auge um Auge. Nur für Minuten kreisen diese Gedanken im

Gehirn des übermüdeten Menschen. Dann senkt sich der Schlaf bleischwer über seine Augen und Sinne.

Es ist schon wieder später Abend, als Dieterich erwacht. Das Holzfeuer im Innern der Hütte brennt lichterloh und verbreitet nicht nur dichten Qualm, der langsam durch das Rindendach entweicht, sondern auch Wärme und flackerndes Licht. Nun kann der Deutsche seine Gastgeber genauer mustern. Die älteren Frauen sind meist erblindet, wahrscheinlich durch das stete Leben und Hantieren in dumpfer Eingeschlossenheit neben den qualmenden Feuern. Die jüngeren Frauen verstehen es ausgezeichnet, große Fische in der glühenden Holzasche zu rösten. Sie legen dem Gast die besten Stücke vor, und der greift tapfer zu. Die Männer kehren von der Jagd und ihren Fallen zurück. Einige bringen mehrere Schneehasen als Beute mit. Andere schleppen Weißfüchse, die sofort abgezogen und ausgeweidet werden. Alles geschieht in der Hütte, die bald mit furchtbarem Wildgeruch erfüllt ist.

Am folgenden Morgen will der Flüchtling weiterziehen, doch sie winken ihm zu bleiben. Noch für kurze Zeit soll er bleiben. Gut, er wird verweilen und sich mal das Tagwerk im Tungusendorf ansehen.

Die Frauen gehen früh zum nahen Fluß, bohren ein rundes Loch in das Eis und stellen sich bereit, einen Dreizack aus Hartholz in der Hand. Sobald ein großer Fisch an die Eisöffnung kommt, wird heftig zugestoßen. Selten verfehlt die Fischerin ihr Ziel, und meist ist's ein ganz großer und schwerer Lachs, der aufs Eis gezogen werden kann. Die Flüsse Sibiriens bergen einen unfaßbaren Reichtum an edlen Fischen. Den ganzen Tag verbringt der Deutsche draußen auf dem Eis beim Fischen. Er hilft dann den Frauen, die schwere Last in das Dorf schleppen. Köstlich mundet der in der Asche gebratene Lachs. Die scharfen Gerüche der ausgenommenen Füchse und Schneehasen stören kaum noch, so rasch gewöhnt sich die Nase an alles. Aber am kommenden Morgen muß aufgebrochen werden. Einen längeren Aufenthalt kann das Programm der Flucht nicht mehr ertragen.

Am frühen Morgen des folgenden Tages findet der Flüchtling sein Pferd bereits gefüttert und getränkt und im Geschirr vor seinem Schlitten. Männer und Frauen des Dorfes sind versammelt, um ihn abfahren zu sehen. Er greift in die Tasche, zieht einige Silbermünzen heraus, reicht sie den Tungusen hin. Doch die Männer schütteln abwehrend den Kopf. Sie wollen keine Bezahlung. Was sollten sie auch mit dem Geld anfangen? Hier braucht der Mensch kein Geld. Hier lebt er fern von der Sklaverei des Silbers und des Goldes und lebt glücklich. Der Fluß liefert ihm Fische, der Wald und die Taiga bergen Wild und Pelztiere, und mit den Pelzen wird einmal im Jahr, wenn der Aufkäufer kommt, ein schwunghafter Tauschhandel getrieben. Nein, mit Silbermünzen können die Tungusen nichts anfangen.

Dieterich reicht den Männern die Hand, winkt den Frauen lächelnd zu. Der gut ausgeruhte und wohlgenährte Schimmel zieht an und läuft. Die Hunde rennen alle neben dem Schlitten her und bellen sich heiser vor Jagdfreude. Sie begleiten den Scheidenden weit in die Taiga hinaus und kehren nur ungern und zögernd um. Die niedrigen Hütten der Siedlung verschwinden hinter einer Geländewelle.

Stunden um Stunden das gleiche Gelände. Stunden um Stunden die Taiga. Gegen Abend wird der Schimmel unruhig, drängt nach rechts ab, legt lauschend und furchtsam die Ohren an, holt kräftiger aus. Bald ist das Tier nicht mehr zu bändigen. Es fällt in wilden Galopp, den es über eine halbe Stunde durchhält. Erst nach völliger Erschöpfung trabt das Pferd wieder im angegebenen Kurs.

Diesmal wird der Rastplatz für die kommende Nacht ganz besonders sorgfältig ausgesucht. In dieser Gegend hausen

hungrige Wölfe, das ist gewiß. Unter allen Umständen ist größte Aufmerksamkeit geboten. Gut, der Mensch wird wachen, damit das Tier schlafen kann. Später, während der langen, eintönigen Tagesreise, kann der Schlaf nachgeholt werden. Das Pferd wird tagsüber seinen Weg nach Süden allein finden. Oder soll die Reise jetzt, während der Nacht, fortgesetzt werden? Besser wohl nicht, denn die umherstreifenden Wölfe könnten dann eher Witterung nehmen. Es wäre nicht ratsam, nachts auf ein Rudel hungriger Wölfe zu stoßen. In dieser Jahreszeit sind alle Wölfe hungrig und angriffslustig. Später, in einigen Wochen, werden sie sich an Junghasen, an Jungrehen und sonstigem Jungwild sattfressen können. Ein satter Wolf ist faul, feig und weicht aus. Aber wehe, wenn hungrige Bestien den Menschen und sein Pferd wittern!

Der Schimmel wird nicht ausgeschirrt. Dieterich legt ihm reichlich Futter vor, braut sich selbst einen starken Tee, kocht Pelmeni auf, wickelt sich in seinen Pelz und wartet. Die Nacht ist still. Lange Wolkenbänke ziehen über die Mondscheibe. Wie dunkle Gespenster huschen Schatten über die weite Schneelandschaft. Das Tauwetter kündet sich an. Manchmal knistert das Eis unter den Kufen des Schlittens. Der gefrorene Taiga-Sumpf lebt auf.

Ganz ruhig steht der Schimmel, den schweren Kopf gesenkt, die Ohren gespitzt. Das Tier schläft, aber seine Ohren wachen. Bleierne Müdigkeit umfängt den Menschen auf dem Schlitten. Soll auch er ruhen? Ist diese Sorge um Sicherheit nicht übertrieben? Das Steppenpferd wird ja die nahende Gefahr sofort erkennen und alsdann das Richtige tun. Warum sich quälen? Die Sinne des Menschen sind doch zu schwach, um das nahende Unheil erfassen zu können. Ein übermüdeter Mensch findet leicht Entschuldigungen für das Versagen seines Willens. Was weiß ein müder Mensch von seinem eigenen Ich? Bald schließen

sich die Augen. Die weite Schneelandschaft verschwimmt und verschwindet. Noch drei- oder viermal zuckt es im Unterbewußtsein. Die Sinne schärfen sich wieder für Sekunden, die Augen starren in die Nacht, um sich bald langsam zu schließen. Und nach wenigen Minuten hat sich der Schlaf des Menschen bemächtigt und hat ihn niedergedrückt. Regelmäßig geht der Atem — —

Das Eis unter den Kufen des Schlittens knistert wieder. Der Gaul schreckt zusammen. Er schreckt und wirft seinen Kopf hoch und schüttelt mit dieser Bewegung den letzten Schlaf und die letzte Müdigkeit aus dem Körper. Alle seine Sinne straffen und spannen sich, denn das Pferd, das Steppentier, hat mit jenem Urinstinkt, den auch Jahrhunderte der Gefangenschaft nie unterdrücken konnten, seinen schärfsten und unbarmherzigsten Gegner, das Tier Wolf, gewittert.

Mehrere Pferde fürchten keinen Angriff hungriger Wölfe. Sie stellen sich zusammen, sie bilden einen Kreis, die Köpfe zueinandergekehrt, die wehrhaften Hinterhufe nach außen. Und wenn dann der heimtückische Gegner naht, findet er eine runde Burg, aus deren Mauer die Hufschläge dicht und rasch wie Hagel fallen. Aber das einzelne Pferd fühlt seine Schwäche. Nur die Ausdauer und Geschwindigkeit seiner Beine können es vor den reißenden Zähnen der hungrigen Bestien retten. Ein minderes, nicht mehr ganz gesundes Pferd wird von den Wolfsrudeln getrieben, bis es ermattet zusammenbricht oder stehenbleibt und das Verhängnis hinnimmt wie ein unabwendbares Schicksal. Die hungrigen Wölfe springen zuerst seinen Kopf an, beißen sich in den empfindlichen Nüstern fest, und dann kommt das qualvolle Ende.

Jetzt stampft der Schimmel, scharrt mit den Vorderhufen und will sich in Bewegung setzen. Er wiehert leise, schreckerfüllt. Der Schlitten zieht an. Das Eis unter den Kufen kracht stärker, und mit einem Mal ist auch der Mensch ganz munter und wach. Er richtet sich auf und packt das neben ihm liegende sibirische

Messer. Greifbar nahe liegt auch ein schwerer, langstieliger Hammer, der für alle Fälle mitgenommen wurde. Und nun klingt es schaurig, lang anhaltend, markdurchdringend: Hoi — huuu — huuu — —! Wölfe heulen in der Ferne.

In der Ferne? Nein, sie antworten schon ganz in der Nähe. Dort drüben, vom Waldrand heulen sie her. Bewegen sich dort nicht kleine, flinke Schatten? Und wieder und immer wieder das schaurige Heulen. Es beginnt hochtönend, es klagt in die Nacht hinaus und über die Weiten Sibiriens, es endet als dumpfes, hohles Knurren. Das Geheul hungriger Wölfe ist schauerlich, gräßlich.

Noch gehen die Bestien nicht zum Angriff vor. Sie wissen, wo der Gegner, ihr Opfer, sitzt. Sie versuchen, ihn zu umgehen, ihm jedweden Rückzug abzuschneiden, um ihn dann von mehreren Seiten angreifen zu können. Und nun heulen sie weiter links, und rechts antworten sie.

Der Schimmel ist nicht mehr zu halten. Dieterich ist rasch vom Schlitten geklettert, hat das Pferd gestreichelt und durch Klopfen beruhigt, hat gleichzeitig alle wichtigen Geschirrteile geprüft und die Riemen nachgezogen. Nun mag es losgehen.

Kräftig holt der Gaul aus. Sein Instinkt sagt ihm, wo noch ein Ausweg ist. Der Schlitten gleitet leicht dahin und schwankt so stark, daß sich Dieterich anbinden muß. Er schnallt einen breiten Lederriemen, den er als Reserveband zum Halten des Gepäcks mitgenommen hat, rund um seine Hüften, befestigt das andere Ende an der Hauptstrebe des Schlittens, so daß er noch einige Bewegungsfreiheit hat. Er kann nun bequem über den ganzen Schlitten hinwegkriechen, eine wichtige Möglichkeit, um etwa aufgesprungene Wölfe abzuwehren.

Eine halbe Stunde schon rast der Schlitten dahin. Sehnsüchtig hält der Deutsche Ausschau nach links, wo bald die blasse Dämmerung über den Baumkronen erscheinen muß. Aber es ist noch zu früh. Groß steht der Mond am sternenklaren Himmel.

Gottes Erbarmen, es wird noch eine Stunde dauern bis zur Tageshelligkeit, die alle Bestien unsicher macht. Wird der Schimmel so lange aushalten? Wird das treue Pferd diese unerhörte Leistung vollbringen können?

Da tauchen von links, ganz hart neben dem Schlitten, die vordersten Wölfe auf. Es ist einfach unbegreiflich, wie sie so rasch an das Gefährt herankommen konnten. Gleichsam aus den Schneewehen gewachsen, tauchen sie plötzlich auf. Sie sind aber schon abgetrieben, ermüdet. Das rasende Tempo des sibirischen Schimmels hat sie schwer mitgenommen, ihre schmalen Läufe brechen tief in den Schnee ein, und dennoch gewinnen sie Vorsprung. Langsam, Meter um Meter, rücken die beiden Leittiere heran. Es sind zwei starke Rüden. Ihre langgestreckten, abgemagerten Körper fliegen in langen Sätzen dahin. Die Ohren sind zurückgelegt, die Lichter funkeln gierig, der Atem keucht. Dieterich packt das Messer, hält es fest und wildentschlossen in der rechten Faust.

Jetzt ist das stärkste Leittier am Schlitten und beißt wütend in die Kufen. Dann ein verzweifelter Satz, es will sich auf das Fahrzeug werfen, schnappt zu. Ein Fetzen der harten Sackleinwand, die über das Gepäck gezogen ist, bleibt zwischen den Lefzen der Bestie, die gleichzeitig an Geschwindigkeit verliert und mehrere Meter zurückbleibt. Das zweite Leittier aber drängt jetzt hurtig vor.

Dieterich beugt sich hinaus, er spürt den Atem des Tieres. Greifbar nahe ist das struppige Fell, und nun ist der Augenblick gekommen. Blitzschnell schwingt die Faust mit dem breiten sibirischen Messer herum, und die stählerne Klinge fährt über den Kopf des Tieres, sinkt in etwas Weiches, findet Widerstand. Das Tier stutzt, und da reißt das Messer Fell, Fleisch und Muskeln entzwei. Der Wolf überschlägt sich, heult, will sich erheben, fällt nieder, versucht seitwärts eine tiefe Schneewehe zu erreichen, aber da sind sie schon bei ihm, seine minder starken

Gefährten. Sie fallen über ihn her. Ihr wildes, gieriges Geheul dringt bis zum entsetzten Menschen auf dem Schlitten. Für kurze Zeit ist ein Teil des Rudels beschäftigt. Die ausgehungerten Wölfe werden ihren Artgenossen zerfleischen, werden dann, mit noch blutiger Schnauze, erneut weiterrasen, weil der Geschmack des Fleisches ihren Hunger nur noch heftiger gereizt hat.

Dieterich beobachtet, wie die Wölfe sich wieder hinter den Schlitten hermachen, wie ihre langen, schmalen Läufe sich verzweifelt in dem weichen Schnee abmühen. Ein Glück, daß der Schnee die Tiere behindert, sonst — —

Das andere Leittier dringt erneut vor. Hinter ihm folgen die schwächeren Wölfe, alle sehr ermüdet. Jetzt geht es bergauf. Der Schimmel kommt nicht mehr rasch genug über diese Geländewelle. Der Wolf ist rasch beim Schlitten. Was soll Dieterich tun? Soll er den Sack mit Pelmeni abwerfen? Die Tiere werden sich darüber hermachen und sich um die getrockneten Fleischbrocken balgen und beißen. Aber ist ein Mensch ohne Pelmeni in dieser weiten Unendlichkeit nicht dem Hungertod preisgegeben? Nein, nicht den Vorrat an Pelmeni, lieber einen Pelz opfern. Irgend etwas muß geopfert werden. Irgend etwas muß es sein, denn die hungrigen Bestien werden sich über jeden Gegenstand werfen.

Während der Mensch auf dem Schlitten überlegt, was er wegwerfen wird, den kaum entbehrlichen Bauernpelz oder den in Sackleinen eingenähten Lederkoffer mit den europäischen Kleidern, springt der hungrige Wolf gegen den Schlitten. Und da schlägt Dieterich erneut zu. Die breite Klinge blitzt und fährt der Bestie in den Rachen, rutscht hart auf Zähnen und Knochen und splittert ab. Die Faust hält nur noch das breite, hölzerne Messerheft. Das getroffene Tier heult auf, bleibt zurück, wälzt sich, und schon sind die Rudelgefährten über ihm —

Der Höhenkamm der langgestreckten Geländefalte ist erreicht. Pfeilschnell schießt der schwere Schlitten abwärts. In diesem Augenblick bricht links das junge Tageslicht über dem Wald hervor.

Verschwunden die Wölfe. Weit und breit liegt die Landschaft, öde und trostlos. Der Schimmel ist am Ende seiner Kraft. Er fällt in Trab, läßt dann den Kopf hängen, geht im Schritt weiter. Sein Fell ist über und über mit Schaum bedeckt. Anscheinend hat er solche Rennen auf Leben und Tod schon oft mitgemacht. Dieterich läßt halten, wischt das zitternde Tier ab, reicht ihm Futter, streichelt es. Dann geht die Fahrt weiter, Stunde um Stunde durch die grausame, weiße Eintönigkeit Sibiriens.

Gegen Abend sichtet der Flüchtling mehrere ferne Qualmfahnen. Eine Siedlung kündet sich an. Der Schimmel hat den Rauch des Holzfeuers gewittert und läuft schneller. Wieder schlägt dem Schlitten das halb wütende, halb frohe Gebell der zahlreichen Dorfhunde entgegen, und dann kommt der bewegte Empfang durch die Tungusen. Diese Siedlung ist reicher als die letzte. Hier gibt es große Renntierherden und natürlich auch frisches Fleisch, vor allem aber gute Milch. Auch ein ermüdetes Pferd säuft gern Milch. Überhaupt ist ein sibirischer Schimmel ein Allesfresser. So bekommt denn das brave Pferd sofort seine gute Portion kräftiger Renntiermilch.

Drei Tage Ruhepause für Mensch und Tier, nach dem furchtbaren zweimaligen Wettrennen mit den Wölfen, ist doch wohl nicht zuviel. Die Tungusen bringen einen alten Mann, einen Angehörigen ihres Stammes. Er spricht russisch, dieser Alte, der in seiner Jugend als Soldat des Zaren und dann als Siedler irgendwo am Baikalsee gelebt hat. Ob der Fremdling dem Stamme die Ehre geben will, für längere Zeit hier zu bleiben, fragt der Alte. Der Fremdling sagt zu. Und ob der Gast die Absicht hat, mit dem Schlitten weiter südwärts zu fahren. Jawohl, der Gast hegt diese Absicht.

Davor muß der Fremde gewarnt werden, denn das große Tauwetter ist unterwegs, man merkt dies sehr deutlich am Verhalten der Renntiere. Wer mit solch einem Schlitten mitten in der Taiga vom Tauwetter überrascht wird, fünf oder zehn oder mehr Tagereisen von der nächsten Siedlung entfernt, erzählt der Alte, der ist so gut wie verloren, sofern er nicht recht viel Proviant bei sich hat. Das Tauwetter verwandelt in wenigen Stunden jede Schneefläche in Wasser, dann in tiefen Schlamm, bricht jede Eisdecke durch, überdeckt das weite Land mit Sümpfen und Tümpeln ohne Ende. Erst nach weiteren vierzehn Tagen, wenn sich die Wasser gesammelt und gesetzt haben, wenn die Schneeschmelze zum Eismeer abfließt, erst dann kann an die Weiterreise gedacht werden, diesmal aber nur in der Telega, das heißt im niedrigen Bauernwagen.

Der Deutsche nimmt die angebotene Gastfreundschaft gern an. Gut, er wird seinen Schlitten hier lassen und dafür eine Telega in Tausch nehmen, einen vierräderigen, niedrigen Karren, ganz leicht gebaut, die Achsen aus Holz, das kräftig mit Renntierfett eingeschmiert worden ist. Nachdem Pferd und Schlitten versorgt sind, muß sich der Fremde am großen Feuer niedersetzen und erzählen. Er spricht russisch, und der alte Tunguse übersetzt es seinen Stammesgenossen. Er erzählt vom großen Krieg, den der Zar aller Russen gegen den Kaiser von Deutschland führte, berichtet vom Niedergang des Zarentums und der Gefangennahme des Zaren. Die Tungusen staunen, daß es außer dem allmächtigen Zaren, der in sagenhafter Ferne und in sagenhaft prachtvollen Schlössern wohnen und stets nur aus goldenem Geschirr essen soll, noch einen anderen Herrscher gibt. Und gar erst Krieg! Die Kunde von diesem großen Krieg der weißen Männer unter sich war noch nicht bis in diesen fernen Winkel der Taiga gedrungen. Der erste Fremde war vor mehreren Jahren hier.

„Ein Pelzhändler wahrscheinlich?" fragt der Deutsche.

„Nein, es war kein Pelzhändler," sagt der Alte und schaut furchtsam um sich. „Wir sind keine Jäger, nur Hirten. Wir leben von unseren Renntierherden, mit denen wir im Sommer umherziehen, um im Winter wieder diese feste Siedlung zu erreichen, wo inzwischen nur Greise zur Bewachung der Hütten und der Vorräte zurückbleiben. Manchmal tauschen wir unsere überflüssigen Renntierfelle bei benachbarten Mongolenstämmen gegen Reis und Reisschnaps um. Weißt du, wir sind ein armes Volk geworden seit dem großen Gewitter — —"

„Was für ein großes Gewitter?" will der Deutsche wissen, doch der Alte wehrt entsetzt ab: „Weißt du, es darf nicht ausgesprochen werden. Danach kam ja auch der weiße Mann, in Begleitung einiger Burjäten. Er wollte an die Stelle des großen Gewitters gehen, aber der Sumpf hat ihn verschlungen, ihn und seine Begleiter."

„Erzähle mir noch einiges von diesem großen Gewitter, Väterchen! Da, nimm, stopfe deine Pfeife mit Machorka und sprich!"

Der Tunguse schaut gierig auf den dargebotenen Tabak, eine große Kostbarkeit und ein seltener Genuß für Leute, die Moos und Laub rauchen.

„Nimm den Tabak und sage mir noch einige Worte über das große Gewitter!"

Der Alte duckt sich, greift rasch in den Tabaksbeutel, stopft sich hastig die aus der Tasche seines Pelzmantels hervorgezerrte Pfeife, greift erneut zu, dreht eine zweite Ladung Tabak zum Priem, den er in den Mund schiebt, beugt sich ganz nahe zu dem Fremden hin und spricht: „Es war furchtbar, Bruder, glaub es mir. Es war zur Zeit, da jene, die mit Pfeil, Speer und Renntierschlingen umgehen lernen, noch in den Schlaf gesungen werden mußten. Wir waren mit unseren Herden auf der Sommerweide, da brach aus heiterem Morgenhimmel, kurz vor Sonnenaufgang, ein furchtbares Gewitter nieder.

Mit einem Male fiel Feuer vom Himmel und steckte den Wald in Brand. Tausende von Bäumen wurden geknickt, Tausende von Renntieren wurden getötet, ganze Siedlungen in den Boden gestampft. Dort, wo große Tungusendörfer waren, dehnen sich jetzt Löcher, mit Sumpfwasser angefüllt. Wochenlang hat der Wald gebrannt, und wir sind arm geworden, weil Uchdy, der böse Geist, über uns gekommen ist."

Bei diesen Worten springen die friedlichen Tungusen auf, werfen sich schreiend nieder, bergen ihre Gesichter gegen den Boden und lauschen angstvoll. Das furchtbare Zauberwort Uchdy, der Name des großen, aber schlechten Geistes, der jäh und aus lauter Bosheit die Herden und Siedlungen der Tungusen vernichtete, ist ausgesprochen worden. Wenn er nun seinen Namen gehört hat, wird er kommen und neue Verheerungen anrichten. Uchdy ist der Gott der bösen Gewalt. Man fürchtet ihn, man opfert ihm regelmäßig ein feistes Renntier, man stellt sich gut mit ihm, aber man spricht seinen Namen nicht aus, nein, nur das nicht!

Die Tungusen lauschen, aber nichts ereignet sich, nichts. Die Taiga liegt draußen ganz still und friedlich. Hunde heulen, und ganz weit weg antworten hungrige Wölfe. Pferde scharren und wiehern. Das Feuer knistert friedlich, und das Schmelzwasser gluckert und sickert über der Erde und unter der Erde. Aber der böse Uchdy kommt nicht.

„Väterchen, du wirst morgen nach Sonnenaufgang mit mir dorthin reiten, wo der böse Geist eure Herden und Siedlungen vernichtete!"

Der Alte hebt entsetzt die Hände und wehrt ab: „Sprich nicht weiter, Fremdling! Was du willst, ist unmöglich. Dein weißer Bruder ist in das Land des Gewitters gegangen und nicht mehr wiedergekehrt. Bleibe hier!"

„So werde ich denn allein reiten, und du wirst keinen russischen Tabak rauchen. Und man wird sich erzählen, daß die

Tungusen ihre Gäste weder begleiten noch beschützen. Begleite mich! Drei, nein fünf solcher Pakete Tabak sollen dein eigen sein."

„Nein, es geht nicht, Fremder, es geht wirklich nicht. Hier ist der Raum, der von nun an hoffentlich für viele Tage dich und deine Habe beherbergen soll. Hier magst du wohnen und dich des Lebens freuen, aber in das Land des Gewitters wirst du nicht reiten."

„Väterchen, ich werde nachsehen, es könnten auch sechs Pakete Tabak sein. Was hältst du von sechs Paketen Tabak? Na, was hältst du davon?"

„Leg deine müden Glieder auf das Lager und schlaf, Bruder!"

Dieterich begibt sich zur Ruhe. Die Anstrengungen der letzten Tage haben seine Kraft erheblich mitgenommen. Ein leises Rütteln weckt ihn auf. Er hat sicher nur wenige Stunden geschlafen, denn ringsum schweigt noch die tiefe Nacht. Vor ihm, unsicher beleuchtet vom tief herabgebrannten Holzfeuer des Lehmofens, steht der alte Tunguse.

„Fremder, Bruder, sind es wirklich sechs? Du sagtest doch sechs, nicht wahr, das sagtest du!"

„Natürlich sprach ich von sechs," brummt schlaftrunken der Gast, „aber du wolltest ja nicht. Geh hin und schlafe! Die Nacht ist eine schlecht. Ratgeberin."

„Wirst du mir sofort drei geben und drei am Rande des Gewitterlandes?"

Dieterich springt auf. „Wie, du willst tatsächlich — —?"

„So ist es! Aber nur bis an den Rand des Gewitterlandes werde ich gehen, und niemals darfst du den furchtbaren Namen aussprechen. Willst du das? Wenn du willst, dann steh auf. Die Pferde sind gesattelt."

Sie reiten schweigend durch die Nacht, scharf ostwärts. Mehrere große Hunde, auf Wölfe dressiert, begleiten sie. Der

Tunguse qualmt vom Tabak seiner drei Vorschußpakete. Die Pferde gehen im Zickzack dahin, denn es gilt, Sümpfe und Wassertümpel zu umgehen und zu meiden.

Kurz nach Sonnenaufgang erblicken sie weit vor sich, am fernen östlichen Horizont, die unregelmäßige Linie eines stark gelichteten Waldes.

„Dort beginnt das Land des Gewitters," sagt der Alte und macht sich ganz klein im Sattel. „Du wirst nicht hineinreiten, weil es kein Ende hat. Du würdest dein ganzes Leben lang reiten, ohne je wieder herauszukommen. Aber von jener Höhe herab werden wir große Gebiete dieses Landes überblicken können."

Sie reiten und reiten. Bald tauchen die ersten großen Erdlöcher auf. Sie sind voll Schmelzwasser, sind alle kreisrund und haben aufgeworfene Ränder. Einige dieser Trichter haben nur zehn Meter im Durchmesser, während andere wohl fünfzig und hundert Meter breit sind. Dann kommt ein langes Waldstück. Alle Bäume sind ohne Kronen, einfach geköpft. Hunderttausend Riesenbäume stehen da tot und leer, ein seltsamer Streichholzwald, scheinbar vom Trommelfeuer durchschüttelt.

Aber es war kein Feuer aus ehernen Kanonenmündungen, nein, es war ein beispielloser Meteorniedergang im Sommer 1908. Alle Erdbebenwarten der Welt haben den Aufprall des Fremdkörpers registriert. Das unfaßbar große Weltengeschoß muß beim Eintritt in die Lufthülle mit furchtbarem Getöse geplatzt sein. Ein dichter Regen von Splittern, die meisten größer als mehrstöckige Häuser, ging rasselnd über der Taiga nieder und bestreute ein Gebiet, das viel größer ist als ganz Deutschland. Jedes Leben wurde hier vernichtet, der Urwald versengt oder vom Luftdruck niedergemäht. Die verschont gebliebenen Tungusen am Rande des Zerstörungsgebietes flüchteten entsetzt und opferten der erzürnten Gottheit Uchdy manches feiste Renntier.

Die Kunde von dieser Urweltkatastrophe ist bald auch nach Europa gedrungen. Mehrere Forscher machten sich auf den Weg zur Taiga. Der Weltkrieg unterbrach diese Forschungsarbeit.

Die beiden Männer reiten scharf, besteigen die Höhe. Was hier dem Auge geboten wird, ist so unfaßbar, daß es sich in Worten kaum ausdrücken läßt. Kilometerweit schweift der Blick über zerstörten Urwald. Überall nur Sümpfe, ganz runde, wassergefüllte Kraterlöcher, Einschlagstellen. Die Stämme liegen alle in einer Richtung, so wie sie der Luftdruck umgeknickt und hingeworfen hat. Wie ausgeschüttete, sauber nach einer Richtung hin geordnete Streichhölzer liegen sie und modern langsam dahin. Dann zeigt sich viele Kilometer lang ein auf gleicher Höhe glatt abgeschnittener Wald. Hier hat scheinbar ein großes Messer, eine Riesensense, einen Streich geführt und allen Bäumen auf gleicher Höhe die Kronen geraubt. Aber auch das niedrige Stangenholz ist verkommen und tot. Nicht genug. Gewaltige Brandflächen wechseln ab mit Kohlstellen. Und dann diese Stille. Kein Wassergetier, kein Vogel, kein Tier, kaum ein Insekt in diesem Zerstörungsgebiet. Die Natur ist schrecklich in ihrer Gewalt und Macht!

Dieterich will weiter in das Gebiet des großen Gewitters dringen, doch der Alte fleht ihn an zu bleiben. So reiten sie dann bald zurück. Der Tunguse ist hochbefriedigt über die sechs Pakete Machorka, der Fremde aber freut sich, daß er auf der abenteuerlichen Flucht durch die Taiga zufällig in die Nähe des gewaltigsten Meteorniederganges aller Zeiten kommen konnte und diese Einschlagstellen besichtigen durfte.

Noch vor Dunkelwerden treffen sie wieder im Tungusendorf ein. Man setzt ihnen gebratenes Pferdefleisch und Renntiermilch vor, und Dieterich möchte hier länger verweilen, weil diese primitiven Leute gar so zuvorkommend sind.

Aber er wird noch länger bleiben müssen, als ihm lieb ist. Denn schon geht das Brennen in seinen Eingeweiden wieder

los. Die Kolikanfälle sind wieder da, eine Folge des grausamen Kolbenschlages und der Malaria.

Bald liegt der Fremde fieberdurchschüttelt in der Hütte des alten Tungusen. Und weil seine Schmerzen immer schlimmer werden, läßt der Tunguse seinen Freund, den Medizinmann des Stammes, rufen.

Es erscheint ein großer, wild aussehender, übelriechender Bursche, der mit lebhaften Gebärden um den Liegenden schleicht, Zaubersprüche murmelt und aus mitgebrachten Holzspänen ein Feuer auf der Erde entfacht. Starker, wohlriechender Qualm entquillt dem harzigen Holz. Aus seinem Lederbeutel holt der Medizinmann einen Klumpen Ton, den er knetet und mit glühender Asche des Opferfeuers vermengt. Er legt den Tonklumpen dann auf die Erde, steckt ein paar Holzspäne hinein, vollführt einen beschwörenden Tanz zwischen dem Kranken und dem Tonklumpen, aber leider wird der gute Zweck, den Schmerz und die Krankheit vom Menschen auf den Ton zu übertragen, nicht erreicht.

Der Medizinmann arbeitet sich in Hitze. Der Kranke aber stöhnt weiter.

Dies wird dem Zauberer nun doch zu bunt. Solch einen Mißerfolg hatte er nicht erwartet. Er geht, grobe Verwünschungen ausstoßend, so daß der Liegende lachen muß. Und siehe, dieses Lachen wirkt Wunder. Ganz rasch tritt eine bedeutende Besserung ein. Die Kolik muß nun mal ihre Zeit haben wie jedes Ding.

Nach ein paar Tagen ist der Fremde gesund und kann wieder aufstehen. Aber welch ein Anblick draußen, vor der Hütte! Die unendliche Schneedecke ist inzwischen völlig verschwunden. Warm scheint die Sonne. Stellenweise sprießt schon junges Grün. Der sibirische Frühling hat es meist sehr eilig, er ist kurz, wird rasch vom heißen, manchmal unerträglichen Sommer abgelöst.

Der gastfreundliche Tunguse macht dem Fremden klar, daß jetzt eine ganz andere Reiseart nötig ist. Am besten sei jetzt die zweirädrige Karre, nicht die vierrädrige Telega mit den fettgeschmierten Holzachsen. Und mit einem Schlitten sei überhaupt nichts anzufangen.

So tauscht Dieterich sein bisheriges Fahrzeug gegen einen niedrigen zweirädrigen Karren, der sehr stark gebaut ist und jeden schlechten Weg aushalten wird.

Und so wird denn endlich der brave Schimmel eingespannt. Das Pferd hat sich inzwischen prachtvoll erholt, hat sich täglich sattgefressen und ist schier übermütig vor Kraft.

Das ganze Tungusendorf ist auf den Beinen, als der Fremde abfährt, einem sagenhaft fernen Land entgegen, wo die Frauen strohfarbene Haare und himmelblaue Augen haben sollen und wo es angeblich Häuser gibt, die ganz aus Stein oder Eisen hergestellt und höher sind als die höchste Fichte des Urwaldes.

Diese Schilderungen aus dem fernen Land, wo sich allabendlich die Sonne in die Erde verkriecht, scheinen den Tungusen ebenso haarsträubend wie unmöglich, aber der Medizinmann behauptet, daß es wohl so sein muß.

Noch viele Jahre wird man in dieser Tungusensiedlung von einem seltsamen Fremdling aus dem Land der Abendsonne sprechen, ja es werden sich um seine Person vielleicht Sagen bilden und Gruselgeschichten, die man schaudernd am langen Winterabend erzählt, wenn draußen der Sturm über die Taiga heult.

Der Fremde eilt rasch südwärts. In einigen Tagen wird er an einen Fluß gelangen, das haben ihm die Tungusen gesagt. Diesem Fluß muß er abwärts folgen, bis er auf eine Hütte stößt. Dort wohnt ein weißer Mann, ein Russe zwar, aber ein Freund aller Tungusen und Fremden.

Acht Tage lang rollt der zweirädrige Karren über Stock und Stein. Unendlich dehnt sich eine gewaltige Ebene, völlig schneefrei. Kurzes Gras sprießt dicht. Der Schimmel braucht keineswegs zu hungern. Von Wölfen weit und breit keine Spur. Auch der Urwald liegt fern. Manchmal erscheint seine wirre Masse ganz weit am Horizont als dunkle Linie. Die Gegend ist fast sumpffrei, zeigt geringen Baumbestand und bleibt tagelang brettflach. Der treue Schimmel trabt ohne die geringste Ermüdung. Die Nächte sind still, freundlich, wenn auch noch sehr kalt. Abends nach dem Ausschirren wird das Pferd an beiden Vorderfüßen leicht gefesselt, damit es nicht traben, sondern nur langsam gehen kann, und dann mag es durch die Gegend streifen, sich satt fressen. Es geht nie weit, das treue Tier. Es bleibt immer ruhig in der Nähe des Karrens, und sein ruhiges Benehmen zeigt, daß in dieser Gegend keinerlei Gefahr für Mensch und Tier droht.

Nach Einnahme des aufgewärmten Pelmeni kriecht Dieterich jeden Abend völlig ruhig in seinen Karren und deckt sich mit Pelzen zu. Am frühen Morgen weckt ihn das laute Wiehern des Schimmels, der beim Fahrzeug steht und weiter will.

Die Einsamkeit dieser fruchtbaren Steppe ist schön, aber dennoch ist's für Mensch und Tier eine große Freude, als am Abend des achten Reisetages seit Verlassen der Tungusensiedlung der angekündigte Fluß, ganz weit am Horizont, hell im Schein der Abendsonne glänzt.

Eine halbe Stunde später ist sein Ufer erreicht, und ehe die Dunkelheit über die Steppe kommt, hält der Karren vor einem niedrigen, mit Palisaden befestigten Blockhaus. Die Tür des Gebäudes geht auf, und im Rahmen steht ein bärtiger alter Mann, ein Russe.

„Der Friede Gottes sei mit dir, Bruder!" ruft ihm Dieterich zu. Der andere winkt und heißt ihn nähertreten, zeigt mit einer umfassenden Bewegung auf sein Haus und spricht: „Mein

Haus ist dein Haus, solange du meine Hütte als die deinige betrachten möchtest. Bringst du Nachrichten aus dem Norden? Ist der Krieg bald beendet? Was meldet der Telegraphendraht? Es muß doch schön sein, in einer Gegend zu leben, wo ein Telegraphendraht von Mast zu Mast geht und alles Neue aus der ganzen Welt meldet."

Der Schimmel ist ermüdet, stampft unruhig und will abgeschirrt werden; und während ihm der Russe die Vorderbeine fesselt, sagt Dieterich: „Neues aus der großen Welt möchtest du wissen, Bruder? So erfahre denn, das große russische Reich hat keinen Zaren mehr. Der Zar ist vom Thron gestürzt und ist Gefangener des Volkes."

„Sprich nicht weiter, Bruder! Laß diese Gotteslästerung nicht mehr deinem Mund entweichen. Es ist eine fürchterliche Sünde, was du da sagst. Eine Unmöglichkeit ist's, sage ich —"

Der Alte hält inne mit der Arbeit des Fesselns, weicht entsetzt einen Schritt zurück und starrt den Fremden an.

„Gefangener des Volkes, sagtest du? Sieh, jetzt ist deine Lüge offenkundig. Wie kann ein Gesalbter Gottes in die Macht und in die Leibeigenschaft des gemeinen Volkes kommen? Wo bleiben die Soldaten des Zaren? Und wo bleiben seine tapferen Offiziere? Sie haben doch alle geschworen, den Zaren jederzeit, zu Wasser und zu Lande, wo es auch sein möge, gegen jeden Feind zu schützen — — Geh, du hast nur schlecht gescherzt!"

„Doch, der Zar ist abgesetzt! Das russische Volk will keinen Zaren mehr! Sieh, ich bin ein Cilny, ein Lebenslänglicher, weil ich es wagte, die Flucht in meine deutsche Heimat zu versuchen. Nun bin ich geflohen. In den Strafkolonien des Nordens herrscht Revolution. Abgesetzt, gefangen, vielleicht schon erschossen sind die Wächter, die Bluthunde der Ochrana, und Herren sind jetzt jene, die man früher knechtete."

Der alte Russe wird nachdenklich. „Wer wird denn jetzt in Petersburg regieren?"

„Mach dir keine Sorge, Alter. Natürlich wird nun das Volk regieren."

„Das Volk, gut gesagt, das Volk wird regieren; aber das Volk ist arm. Für wen soll ich nun weiter Felle sammeln, Fallen stellen, Tiere jagen, den scheuen, schnellen Schneehasen und den Weißfuchs? Versteh mich gut, meine Fellhändler, jene, meine ich, die einmal im Jahre hierher kommen, um mir alles abzukaufen, erzählten mir immer von der Verwendung dieser Pelze. Dieser hier ist für eine hochwohlgeborene Fürstin, als Schlittendecke; dieser Posten hier für den hochherrschaftlichen Kutscher als Fußsack; jener als Uniformpelz für Offiziere am Hofe des Zaren. Hast du schon mal gehört, daß gemeines russisches Volk solche vornehmen und feinen Pelze trägt? Den Schafpelz trägt das Volk, genau so gut wie du und ich und jeder gottesfürchtige Mensch. In vornehmen Pelzen steckt Sünde und Reichtum. Ist das russische Volk reich? Nein, es ist arm! Also werden meine Pelze keinen Absatz mehr finden, und ich muß sehen, wo ich bleibe."

Der Alte ist bekümmert und wiegt den Kopf hin und her. Jetzt geht ihm der Zarensturz besonders nahe, weil er um den Absatz seiner Fangbeute besorgt ist.

„Keine Angst, Bruder," sagt der Fremde, „es werden in Rußland immer Leute sein, die feine Pelze tragen. Trägt der Zar sie nicht, trägt der hochwohlgeborene Offizier sie nicht, so muß wohl der Muschik sie tragen. Wer regiert, hat Geld und muß demnach auch feine Pelze tragen.

Der alte Russe führt seinen Gast in den Pelzschuppen. Hier lagern vom Boden bis hinauf unter die Balken zahllose Felle auserlesener Art. Nach europäischen Begriffen ist hier ein geradezu gewaltiges Vermögen an Rohpelzen aufgestapelt. Seit Jahrzehnten liefert dieser alte Jäger und

Fallensteller alljährlich solch einen Stoß kostbarer Pelze ab, und dennoch kann er nur kärglich sein Leben fristen.

Drei Tage und drei Nächte verbringt Dieterich in der Blockhütte des alten Jägers. Er wird nun seinen Kurs etwas ändern, um zwei Tagereisen westwärts eine Siedlung von etwa zehn Häusern zu erreichen. Dort soll es nämlich Schußwaffen geben, behauptet der Alte.

Der Schimmel ist angeschirrt, der Wagen wieder beladen. Der Russe drückt seinem Gast lange die Hand und sagt: „Glaubst du wirklich, daß die Muschiks sich nun die feinen Pelze anschaffen werden? — Woher werden sie das viele Geld für solch einen feinen Pelz nehmen?"

Die Siedlung der zehn Häuser ist erreicht. Wie üblich, wird der Fremde zuerst lange angestaunt, dann freundlich begrüßt.

Ob sie Schußwaffen haben, möchte der Gast wissen. Ja, Schußwaffen haben sie, aber keine Munition. Ob er ihnen vielleicht Munition gegen Felle tauschen möchte. Sie bringen ihre alten Vorderlader herbei, und Dieterich staunt, daß Menschen es wagen, mit diesen veralteten, verrosteten Flinten auf die gefährliche Tigerjagd zu gehen.

Nein, sie gehen damit nicht auf Tigerjagd. Ein zerschossenes Fell verliert seinen hohen Wert. Und Pulver ist zudem sehr teuer. Wie sie den Tiger jagen? Mit dem Messer, mit dem großen, breiten sibirischen Messer, wie denn sonst?

Mehrere Jäger tun sich zusammen. Sie gehen auf Tigerjagd, wenn der Winter mit seinen Schneefällen beginnen wird. Der sibirische Tiger läßt sich nämlich einschneien und hält Winterschlaf, aus dem er im Frühjahr sehr hungrig und sehr wild erwacht.

Das Winterbett des Tigers muß zuerst ausgemacht werden, und dann schleichen die Jäger heran. Einer springt von hinten auf das Tier und stößt ihm die breite Klinge tief ins Genick.

Dies ist die einzige Möglichkeit, eine solche Raubkatze ganz rasch zu töten.

Ja, wenn der Stich nicht kräftig genug geführt wird, wenn die Hand des Jägers zittert, wenn der Tiger aus seinem Halbschlaf erwacht, wenn zufällig ein zweites Tier hinzukommt, ja, dann wird's gefährlich.

Fast alle Jäger dieses Gebietes tragen an ihrem Körper irgendwelche Verstümmelungen oder gräßliche Kratznarben, die von Kämpfen mit Tigern herrühren. Wenn sie auf Tigerjagd gehen, tragen sie Oberkleidung aus hartem, glattem Leder, darunter wieder dicke Felle. Daran mag schon mancher Prankenhieb abgleiten, aber nicht immer geht alles gut. —

Diese Gegend Sibiriens birgt noch eine ander Kostbarkeit, nämlich reines Flußgold. Irgendwo wird das Gold aus den verborgenen Adern des Quellgebietes gewaschen und fortgeschwemmt. Es lagert sich im Sand der trägen Flüsse an und wird mit primitiven Mitteln ausgewaschen. Man findet hier auch Platin

Manchmal kommt ein Pelzhändler, ein Jäger oder ein Abenteurer, um gegen einige Messer, einige Pakete Tabak eine Handvoll Flußgold in kleinen Körnern auszutauschen. Was kann der Pelzhändler mit diesem gelben Metall schon anfangen? Zum Bearbeiten als Waffe ist es zu weich. Wozu kann Gold schon gut sein! Du kannst damit nicht einmal den kleinsten Tiger töten, nicht einmal den schwächsten Tiger auch nur einschüchtern. Nein, mit Gold findest du den Weg nach Irkutsk nicht. Und wenn dich die plündernden Räuber der Taiga treffen, wenn sie Gold bei dir finden, ist dein Leben verwirkt. Nur der wilde Taigaräuber hängt am unseligen Gold. Braucht der flüchtende Mensch in dieser Unendlichkeit den Unsegen des blinkenden Metalls? Nein! Wertvoller als das Gold Sibiriens ist dieser armselige, struppige Schimmel. Was wäre der Flüchtling ohne seinen Schimmel!

„Fremdling, reise schnell durch unser Gebiet. Schone nicht die Kraft deines Pferdes. Verweile nachts nicht draußen im Freien, sondern suche die Siedlungen, die von hier ab nach dem Süden zu, bis zum heiligen Meer Rußlands, in täglichen Etappen zu erreichen sind. Denn die Tiger sind zu dieser Zeit hungrig, grausam und hartnäckig in der Verfolgung ihres Opfers. Die Tiger der Taiga sind unbarmherzige Räuber."

So sprechen die erfahrenen Tigerjäger, als sich der Flüchtling wieder von ihnen verabschiedet. Ihre Worte sind überzeugend, aber dennoch bleiben sie unbeherzigt, denn er weiß, dieser Unstete, daß Menschen noch schlimmer, noch grausamer, noch hartnäckiger in der Verfolgung sein können als Tiger.

Wieder die Taiga, Tag um Tag, Nacht um Nacht. Aber es ist eine andere Taiga. Es ist nicht mehr die öde Weite, voller Gefahren und lauernder Ungewißheit. Vielleicht sind die Gefahren noch da, aber der Flüchtling sieht sie nicht, beachtet sie nicht. Er sieht nur den werdenden Frühling, nicht den langsamen Frühling Deutschlands; nein, einen starken, drängenden Lenz, der alles auf einmal nimmt und in wenigen Tagen alles spendet und alles haben will, was in Europa drei Monate Zeit haben muß.

Ganz plötzlich ist der Wald erwacht. Ganz plötzlich grünt die Steppe, bedeckt sich mit Blumen. Millionen Vögel sind da. Jungwild macht sich bemerkbar. Der Kuckuck schreit. Kiebitze kreisen und stoßen ihr schrilles „Ki—witt" in die laue Luft. Und nachts flöten unzählige Nachtigallen.

Tag um Tag, Nacht um Nacht die Taiga, die Taiga ohne Ende.

Und einmal beschleunigt der Schimmel seinen Trab, holt weit aus. Gefahr? Nein, seine Nüstern haben den Duft von Holzfeuer erhascht. Gewohnheitsmäßig strebt das Pferd auf diesen Duft zu, hält bald vor einer großen Palisadenwand.

Dahinter stehen niedrige Hütten, aus deren kaminlosen Dächern bläulicher Rauch wirbelt. Weit und breit kein Mensch zu sehen.

Das Tor in der Palisadenwand wird geöffnet. Ein riesiger, gelbroter Steppenhund fährt knurrend auf Dieterich los. Das Tor fliegt wieder zu. Die Bestie dahinter tobt sich heiser. Endlich erscheinen zwei Menschen. Sind es noch Menschen? Nein, es sind menschliche Karikaturen, es sind gedrungene, fast ebenso breite wie hohe Männer mit unförmlichen Köpfen.

Diese Köpfe sind geradezu schrecklich anzusehen. Es sind dreieckige Gebilde, spitz das Kinn, flach die Stirn, ganz breit die Backenknochen. Und unter dem starken Stirnknochen rollen große, runde, schwarze Augen.

Diese Männer sind Burjäten und gehören zu den letzten Ureinwohnern Sibiriens. Die Burjäten sind große Pferdezüchter. Überhaupt spielt das Pferd in ihrem Leben und ihrer Religion eine große Rolle. Dieterich erblickte hinter den Palisaden die breite Gasse zwischen den Hütten. An den Giebeln sind lange Stangen befestigt und an diesen Stangen baumeln ganze Pferdehäute, mit Kopf und Hufen, die Häute von Opfertieren, die man schlachtete, um die Geister der Luft und Erde, des Feuers und des Wassers zu besänftigen.

„Cilny?" schreit der ältere Burjäte mit schriller Stimme und zeigt auf den Fremden im Rahmen des Tores.

Wie ein Fieberschauer rieselt dieses grausige „Cilny" durch seine Sinne. Soll er bejahen? Würde ihm vielleicht schlecht bekommen. Wer weiß, ob diese Burjäten nicht schon mal schlechte Erfahrungen mit Cilnys machten. Vielleicht wurde ihre Gastfreundschaft mißbraucht, wurden sie durch flüchtige Verbannte betrogen und haben den Entschluß gefaßt, sich bei nächster Gelegenheit zu rächen.

Nein, es hat keinen Zweck, hier Farbe zu bekennen. Ganz energisch schüttelt Dieterich den Kopf. Die beiden Burjäten

werden sofort freundlicher, bleiben aber immer noch mißtrauisch mit der erneuten Frage: „Rußki?"

Wieder schüttelt der Fremde verneinend den Kopf. Nein, er ist kein Russe. Die beiden Burjäten sehen sich erstaunt an. Nach ihren Begriffen kann es nun nichts mehr geben. Jeder weiße Mann ist in ihren Augen Verfolger, Polizist, Pelzhändler oder Soldat, das heißt Russe, oder Verfolgter, das heißt Cilny. Die paar Sibiriaken, die einige Tagreisen im Umkreis wohnen, sind ihnen bekannt. Was kann es außer Russen schon noch geben im weiten Sibirien, überhaupt in dieser weiten Welt?

„Niemiz!" sagt der Fremde und zeigt auf seine Brust. Er ist Niemiz, das heißt Deutscher. Aber dieses Wort haben die Burjäten noch nie vernommen. Was mag denn ein Niemiz sein?

„Allemand! German!" schreit der seltsame Mensch und zeigt wieder auf seine Brust. Die Burjäten weichen einige Schritte zurück. Sie sind fast überzeugt, daß dieser Fremde ein Feind ist, daß er etwas Böses vorhat. Sie weichen und rufen die großen gelben Steppenhunde herbei.

„Ich bin Deutscher, ihr Kaffern!" schreit er nun. „Seid ihr denn ganz verrückt, Deutscher bin ich, Deutscher!"

Sie werden jetzt sofort freundlich. Sie lachen und klatschen in die Hände. Sie schicken die gelben Hunde durch Fußtritte weg und wiederholen: „Doitzu!" Auch der Japaner sagt so. Wer weiß, wie dieser Begriff hier in das Land der Burjäten gekommen ist!

„Doitzu!" wiederholen die beiden Männer, ziehen ihre Dolche und legen sie auf den Boden, zum Zeichen ihrer Entwaffnung und ihrer Friedfertigkeit. Die Dolche haben schön verzierte Griffe. Ihre breiten Klingen aber sind wundervoll geschliffen und scharf. Und wie der Flüchtling sie aufhebt, um sie rasch zu bewundern, liest er, quer über dem Stahl, kurz vor dem Heftansatz: „Solingen."

Sie führen den Fremden in eine der rauchigen Hütten, und nun wird ein Mahl bereitet, bestehend aus sehr viel Pferdefleisch und Reis in vielerlei Zubereitung. Dazu wird ein starkes, berauschendes Getränk gereicht. Es ist Reisschnaps. Reis und Reisschnaps sind beide große Handelsartikel in dieser Gegend. Die Burjäten liefern gute Pferde, kostbare Felle und ungegerbte Häute gegen schlechte Stoffe, minderwertigen Reis und fürchterlichen Schnaps. Und dieser Schnaps hat sein Zerstörungswerk heftig begonnen, denn viele Burjätenfrauen über dreißig Jahre sind blind. Blind sind auch zahlreiche ältere Männer, aber bei den Frauen, die stets in den rauchigen Hütten kochen und arbeiten müssen, sind die Augen lange nicht so widerstandsfähig gegen die verhängnisvollen Wirkungen des entsetzlichen mit Methylalkohol und sonstigen schädlichen Mischungen gestreckten Reisschnapses. Die sogenannte Kultur nimmt hochwertige Ware und gibt dafür Gift. Braucht man sich da zu wundern, daß die Burjäten die Hand an den Dolchgriff legen, wenn ein weißer Mann naht!

Nach der Mahlzeit bereiten die Frauen rasch ein Lager aus Fellen, ziehen dem Fremden die Stiefel aus, entfernen sich, denn sie haben noch viel zu tun, weil am folgenden Tag das große Frühlingsfest stattfinden soll. — —

Die Religion der Burjäten ist Schamanismus, das heißt Geisterglaube. Beschwichtigung und Besänftigung der Geister ist Gottesdienst. Wenn nun im Frühjahr die Geister einherschleichen, wenn aus Sümpfen nachts die bläulichen Flammen steigen und auf der Wasserfläche irren, wenn es im Wald raschelt, wenn Blitze niederfahren, Wald und Taiga in Brand setzen, wenn der Donner unheimlich dahinrollt, dann sind die Geister zornig und verlangen ihr Opfer. Gut, sie sollen ihr Opfer haben.

In dieser Burjätensiedlung hat man seit einem Jahr die beiden Opfer der diesjährigen Geisterbeschwörung auf den großen Tag vorbereitet.

Da ist zunächst ein schöner einjähriger Schimmelhengst, wohlgenährt, voller Feuer und Übermut. Und dann ist weiterhin ein einjähriger Braunbär da, fett, faul und rundlich. Der Bär wurde ein ganzes Jahr lang mit den auserlesensten Leckerbissen gefüttert, mit dem Mark der Pferdeknochen, mit Reis in Stutenmilch geweicht, mit wildem Honig aus der Taiga und mit dem zarten Fleisch junger Hunde.

Die Burjäten versammeln sich kurz vor Sonnenaufgang auf dem freien Platz zwischen ihren Hütten, das Gesicht nach Osten, wo die Sonne gleich erscheinen wird. Eine lange Stange ist in die Erde gestoßen und ragt schief nach Sonnenaufgang.

Ein alter Burjäte, wahrscheinlich der Priester, näselt Gebete, während andere Männer vier starke Holzpfähle tief in den Boden rammen. Der Schimmel wird zuerst herangeführt. Ein stolzes Tier, das noch nichts von seinem baldigen gewaltsamen Ende ahnt. Sie binden ihm die Hufe an die Pflöcke und schauen ostwärts.

Just im Augenblick, da die Sonne aufgeht, werfen sie das Pferd brutal nieder. Es will sich wehren, aber seine Beine hängen fest an den Pflöcken. Und nun beginnt das Opfer.

Das Gesicht der Sonnenscheibe zugewandt, naht der Priester. Er schwenkt ein breites, scharfes Messer und murmelt Beschwörungen, fährt mit der Spitze über das Fell und zeichnet einen Kreis an der Stelle, wo sich das Herz befindet.

Nun werfen sich mehrere Männer auf das Pferd, um es ganz hilflos niederzuhalten, und der Burjäte schneidet langsam in die Haut des Tieres, schneidet tiefer, durchschneidet die Muskeln und wühlt sich mit dem Messer durch bis ans Herz. Gräßlich, unfaßbar schmerzlich, fürchterlich schreit das Pferd. Nein, es ist kein Wiehern mehr, es ist ein einziges, langgezogenes, helles Heulen, das dem Deutschen alle Farbe aus dem Gesicht treibt. Die Burjäten bleiben ruhig. Der Priester schneidet weiter, und da ist das Pferd ganz plötzlich stumm. Das wühlende

Messer hat sein Herz erreicht und sein Leben beendet. Noch zuckt der Körper einige Male auf, aber das Tier hat ausgelitten.

Der Burjäte hebt das blutige Herz des Schimmels empor, zeigt es der Sonne, zeigt es allen Anwesenden, schreitet zur Stange und legt die blutige Beute darauf. Nun mögen die Geister in Gestalt von Vögeln, von Adlern, von Habichten, von Raben, kommen und das Opfer verzehren. Bleibt das Opfer unberührt, dann ist's schlimm, dann wird die Siedlung wenig frohe Tage in diesem Jahr erleben. Aber damit die Geister bei dieser begehrten Mahlzeit nicht zu dürsten brauchen, wird das Blut des Pferdes in einem Gefäß aufgefangen das gleichfalls an die Stange gehängt wird. An die gleiche Stange kommt auch die rasch abgezogene Haut des Opfertieres, während die Männer das Fleisch familienweise verteilen.

Große Feuer prasseln. Bald wird der Pferdebraten gar sein. Aber die Geister verlangen noch das zweite Opfer: den Bären. Das Fleisch dieses Bären wird zusammen mit dem Pferdefleisch eine ganz besondere Würze des Festmahls bilden. Auf die gleiche grausame Weise wird der Bär seines Herzens beraubt und getötet, sofort abgezogen und stückweise verteilt. Und dann beginnt gegen Mittag das ausgiebige Festmahl, das bis tief in die Nacht hinein dauert.

Gerade wollen sich die betrunkenen Burjäten zur Ruhe begeben, da pocht es heftig gegen das Palisadentor. Die vollgefressenen Steppenhunde schnellen auf, so gut es ihre schweren Bäuche erlauben, eilen mit wütendem Gebell zum Tor. Die Burjäten hinterher. Das Tor wird nicht geöffnet. Vorerst wird gefragt, wer draußen ist. Und draußen antworten Stimmen, und die Burjäten reißen hoch erfreut das Tor auf, lassen eine Wagenkolonne einfahren.

Rasch werden die Überbleibsel der langen Mahlzeit zusammengetragen und den neuen Gästen vorgesetzt. Es sind drei Burjäten, die zusammen neun Fahrzeuge, hochbeladen mit

kostbaren Fellen, bei sich führen. Ihr Ziel ist Irkutsk, und nach Irkutsk will auch der andere Gast, der Doitzu.

Einer der drei Burjäten versteht Russisch. Mit ihm schließt der Deutsche einen mündlichen Vertrag. Die Pelzkarawane der Burjäten wird einen zehnten Wagen erhalten und einen vierten Mann als Begleiter.

Die Burjäten wissen nun, daß dieser Fremde ein Doitzu ist, ein Feind der Russen, und daß er sich auf der Flucht befindet, um seine ferne Heimat wieder zu erreichen. Sie wissen ferner, daß Pferd und Wagen ihnen gehören sollen, sobald das ferne Ziel Irkutsk erreicht ist. Nur eine einzige Bedingung stellt der Fremde: sein Pferd darf nie als Opfertier geschlachtet werden.

Die Burjäten sind mit allem einverstanden. Eine Runde Reisschnaps besiegelt den Bund, und dann wird die Ladung des Doitzu zurechtgestutzt. Äußerlich soll das Fahrzeug von einem burjätischen Pelzwagen nicht zu unterscheiden sein. Es darf bei den Siedlern, die man unterwegs antreffen wird, kein Aufsehen und keine Neugierde erregen.

Am folgenden Morgen fährt die Karawane durch das Palisadentor hinaus in die weite Taiga. Es geht rasch südwärts. Die erfahrenen Burjäten wählen den richtigen Weg. Den ganzen Tag wird gefahren, abends gelagert. Große offene Feuer sollen die Milliarden Stechmücken und Sumpffliegen abhalten, aber auch die Raubtiere verscheuchen. Die zehn Wagen werden als geschlossene Burg zusammengefahren, die Pferde und Menschen im so geschaffenen Mittelraum untergebracht. Und so geht das Tag um Tag, Nacht für Nacht.

Das Gras der Taiga wächst, geht den Pferden bald bis zum Bauch. Ein kräftiges, wohlriechendes, gesundes Futter. Beim Dahinfahren naschen die Tiere im Überfluß. Die ganze Natur feiert Hochzeit. Ein wundervoller Spaziergang wäre diese Reise

ohne die Milliarden Mücken, die in dichten grauen Schwärmen ohne Pause die Pelzkolonne begleiten.

Tag um Tag wird gefahren, und allabendlich entsteht die Wagenburg, um die Nachtgetier schleicht.

Im Laufe der nächsten Tage trifft die Karawane öfters wilde Tiere. Bald ist es ein riesiger Kadiakbär, der sich trollt, bald sind es sibirische Tiger, die keinen Angriff wagen, bald Schneepanther mit hellem Fell. Nur vor dem Panther haben die Burjäten eine fürchterliche Angst, weil dieses Raubtier mit Vorliebe hoch oben in den starken Gabelungen der Bäume sitzt und mit einem mächtigen Satz auf seine vorbeikommende Beute niederspringt. An den gefährlichen Stellen, das heißt in der Nähe von dichten Baumgruppen, erheben die Burjäten daher ein großes Geschrei und blicken scharf nach oben.

Es werden Blaufüchse gesichtet. Es werden Biber und Ottern verscheucht. Der ganze ungeheure Wildreichtum Sibiriens zeigt sich den Dahinziehenden. Bald geht die Wagenkolonne über ebene Steppen, bald an tagelangen Sümpfen vorbei, bald über Höhen, deren Steilhänge mühsam im Serpentingang erklettert werden. Dann kommt Geröll, das in großem Bogen umfahren werden muß. Überbleibsel von Eiszeitgletschern; dann ist's wieder eine lange Strecke Urwald, an dessen Rand man entlangzieht, weil das Eindringen in diese grüne Wildnis unmöglich erscheint. Und dann folgen lange Strecken mit hohem Schilf bewachsen. Hier treiben die Burjäten ihre Pferde zu großer Eile an, denn hier wohnen die bösen Geister des Wassers. Unter keinen Umständen würden sie hier übernachten, aus Furcht vor den tanzenden Irrlichtern über dem Sumpf.

Alsdann müssen Flüsse überquert werden. Durch vorsichtiges Fühlen und Suchen mit Stangen werden seichte Stellen ausgesucht, die Wagen entladen, die Bündel und Lasten hinübergetragen, dann die Pferde mit den leeren Fahrzeugen hinübergebracht. Für die Burjäten wäre das Umkippen eines Wagens

und damit das Verderben der Pelze ein nicht gutzumachender Verlust. Deshalb das vorsichtige Hinübertragen der Felle. Wohl zehnmal werden die Wagen auf diese Art und Weise entladen und wieder beladen. Viele Stunden gehen hierdurch verloren, aber Zeit spielt ja keine Rolle in Sibirien. Einmal muß ja doch das Ziel kommen. Und siehe, das Ziel ist nahe.

Irkutsk, die Großstadt am Angarafluß, die größte Stadt Sibiriens, kommt in Sicht, mit ihren Zwiebeltürmen, ihren vergoldeten Kuppeln, ihren vielen Dächern und Straßen.

Es ist früher Nachmittag, als die Stadt ganz weit in der Ferne auftaucht. Die Burjäten rufen und zeigen sich das Wunder, wecken auch den Doitzu, der vor Ermattung und Fieber auf seinem Fahrzeug eingeschlafen ist. Dieterich schaut auf. Nein, es ist kein Traum, es ist Tatsache. Irkutsk ist nahe! In einer, höchstens in zwei Stunden werden die Pferde es geschafft haben. Ohne diese Burjäten, ohne ihre Begleitung und ihre Erfahrungen hätte der Deutsche wohl nie das große Ziel erreicht. Er wäre vielleicht in der unendlichen Taiga umgekommen, eine Beute der wilden Tiere, vielleicht vom Sumpf verschlungen worden, mit Pferd und Karren. Nun ist er in Irkutsk. Nun wird alles gut sein. Wie in ferner Kindheit faltet der Flüchtling die Hände und betet andächtig — —

Eine Werst vor den ersten Häusern hält die Karawane, und der russisch sprechende Burjäte kommt zum Deutschen: „So, nun haben wir dich hergebracht, nun verrate dich nicht in letzter Minute. Krieche in die Heuladung deines Karrens, den wir hinter unseren letzten Wagen binden. Keine zwei Werst von hier ist die Zollkontrolle für alle nach Irkutsk gebrachten Waren. Man wird unsere Wagen betasten, vielleicht auch den einen oder den anderen genauer untersuchen. Aber du bleibst als Kranker hier liegen und stellst dich schlafend."

Er hilft dem Flüchtling unter die Felldecke, verschnürt den Wagen gut, und dann setzt sich die Kolonne in Bewegung. Diese

letzten zwei Werst erscheinen länger als die längste Fahrt an unwegsamen Sümpfen vorbei. Und doch haben auch sie bald ein Ende.

Durch ein kleines Guckloch sieht der Verborgene eine Teestube mit schmierigen Fenstern. Über der Tür hängt eine rote Fahne. Jetzt kommen Soldaten aus dem Haus, russische Infanteristen mit roten Binden am Arm.

Ein Unteroffizier herrscht den Burjäten an: „Was ist's, was bringst du, schiefes Teufelsgesicht? Felle, sagst du, Pelze für die Faktorei unten am Fluß? Laß mal deine Ladung sehen, alter Mongolenteufel."

Er hebt einige Felle hoch, wühlt mit der Hand tief hinein und findet nur Felle, weiter nichts als Felle.

„Und Waffen habt ihr keine?"

„Wir haben keine anderen Waffen als unsere Dolche."

„Schon gut. Und Ausweise? Jeder Reisende, jede Karawane hat Ausweise mit Stempel! Nun —?"

„Wir sind Burjäten. Unsere Stammespriester verstehen nicht die Kunst, das gesprochene Wort auf Papier zu bringen."

„Schon gut. Alles Felle? Alle zehn Wagen?"

„Du sagst es, alles Felle, alles nur Felle!"

„Paschol!! Du stinkender Steppenräuber, paschol!!"

Der Burjäte schwingt sich rasch auf den Wagen. Das Pferd zieht hurtig an, und bald verschwindet die Karawane im weißen Staub der Straße, die zum Herzen der Großstadt Irkutsk führt.

Der Deutsche kriecht aus seinem Versteck, setzt sich wieder vorne auf sein Fahrzeug. Er ist fast betäubt vor Glück, weil alles so gut abging. Vor seinen Augen tanzt das struppige Fell seines treuen Schimmels. In großen Flocken hängt dieses Fell herab, weil das Sommerhaar durchkommt. Und da empfindet der Flüchtling ein großes Mitleid. Soll er sich vom getreuen Gefährten seiner Flucht trennen? Ihn einem ungewissen Schicksal überlassen? Ja, es muß sein!

Winter war es, als die Flucht in Kirensk, am Kältepol der Erde, begann, und jetzt brennt unbarmherzig die Julisonne nieder. Dazwischen liegen Strapazen sondergleichen, liegen Entbehrungen, Gefahren, Wettrennen mit Wölfen auf Leben und Tod, liegen Fieber, Angst und Freude. Ein gewaltiges Stück des endlosen, schönen, schreckhaften Landes Sibirien liegt dazwischen.

Auf einem großen Platz in der Nähe der Stadtmitte hält die Kolonne. Einige Gassenjungen lümmeln in der Nähe herum, kommen näher, die Finger zum Diebstahl bereit. Sonst ist weit und breit, der Hitze wegen, kein Mensch zu erblicken. Und trotz dieser Hitze haben die Burjäten und auch der Flüchtling noch die dicken Pelze an. Ja, gerade diese Pelze bilden einen vorzüglichen Schutz gegen Hitze.

Der Burjätenführer kommt lachend auf den Deutschen zu.

„So, nun bist du am Ziel. So versuch denn weiterzukommen, bis in deine Heimat. Drüben führt die Eisenbahn nach China."

„Ich danke dir," sagt der Deutsche und schüttelt dem Burjäten die Hand. „Ich danke dir und deinen Gefährten für jede Hilfe. So nimm denn meinen Gaul und mein Fahrzeug mit allem, was drauf ist, als Gegenleistung, aber versprich mir nochmals, daß du den Schimmel gut behandeln wirst."

„Fremder, du sahst ja selbst, wie wir Fuhrleute unsere Pferde schonen und pflegen, weil wir ohne unsere Tiere in der Taiga umkommen. Du kannst ruhig deinen Weg gehen."

Der treue Schimmel steht da, etwas ermüdet, etwas mitgenommen von der langen Reise. Trotz der guten Fütterung ist er ziemlich mager. Seine großen Augen bewundern neugierig diese seltsame Umgebung. Der Deutsche streichelt den Hals des Tieres, beklopft noch einmal die struppige Mähne, alsdann zieht er seinen Koffer aus dem Fahrzeug und wendet sich rasch

ab. Es hat jetzt keinen Zweck mehr, lange hinzuschauen. Rasch weg, nur rasch weg, ehe die Rührung kommt.

Die Warenkarawane zieht an, setzt sich in Trab, verschwindet in einer Staubwolke — —

Endlich wieder ein Mensch

Die Gassenbuben nähern sich. Was will dieser Fremde im schäbigen Pelz? Was trägt er da wohlverpackt in Sackleinen? Warum schimmern seine Augen feucht? Er sieht aus wie ein Tatar und hat gewiß nichts zu verschenken.

„Holt mir einen Iswoschik, einen Droschkenkutscher, mit seinem Fahrzeug herbei, ich will euch dann je fünf Kopeken schenken," sagt der Fremde.

Wie ein Schwarm Spatzen stürzen die Gassenjungen davon, und bald ist die Droschke da. Der Fremde verteilt die versprochenen Kopeken, setzt sich in das Fahrzeug, den Koffer in Sackleinen auf den Knien, den Tungusendolch im Gürtel.

„Wohin, Bruder aus der Taiga?" sagt der Iswoschik.

„In das beste Hotel der Stadt, aber schnell!" antwortet der Fremde.

Der Kutscher schaut ihn mißtrauisch von der Seite an. So ein verruchter Steppenteufel! Kommt der Kerl da mit seinem verlausten Pelz nach Irkutsk und will dort wohnen, wo eine Nacht viele Rubel kostet und wo die Leute so vornehm tun müssen wie früher am Zarenhof. Er wird sich wundern, dieser Steppenwolf, er wird sich wundern!

Die Kutsche holpert durch die Löcher der staubigen, sehr breiten, ungepflasterten Straße.

Vor der Hoteltür hält der Iswoschik und wird entlohnt. Er verbeugt sich dreimal wegen des reichlichen Trinkgeldes und bekommt eine grenzenlose Hochachtung vor diesem dummen

Steppenteufel. Wird also doch kein gewöhnlicher Taigawolf gewesen sein, dieser Fahrgast.

Der aber schreitet gemessen auf die Hoteltür zu. Hinter dem Türfensterchen sieht er neugierige Gesichter, sieht den Portier mit Goldbortenmütze und zwei Boys. Aber niemand reißt vor ihm die Tür auf. Er tritt ein. Sie mustern ihn belustigt. Er verlangt ein Zimmer, das beste Zimmer des Hauses. Sie grinsen über diesen guten Scherz. Und da naht der geschniegelte Herr Direktor. Seine ganze Erscheinung ist tadellos, als müßte jeden Augenblick ein ganz hoher Gast feierlichst empfangen werden.

„Bruderherz aus der Taiga, du hast dich geirrt," sagt er, kommt aber nicht weiter, denn der Fremde hat seinen Dolch gezogen, mit raschem Schnitt die Sackleinwand vom feinen Lederkoffer geschnitten und sagt:

„Herr Direktor, ich schätze, Sie verstehen etwas von Hoteletiketten. Betrachten Sie bitte, in welchen Häusern ich logierte, hier und hier und hier —!"

Der Direktor liest und staunt. Der Portier kommt neugierig herbei und liest. Seine Haltung wird dienstlich ehrerbietig.

„Ja, wenn das so ist, wenn der Herr Westeuropäer ist, dann allerdings, jawohl, dann allerdings," scharwenzelt der Direktor.

„Geben Sie, bitte, ein Anmeldeformular her!" ersucht der Fremde.

Sie reichen ihm ein Formular, schieben ihm Tinte und Feder zu, und der Gast schreibt. Und sie lesen es dann mit Ehrfurcht:

„Professor John Dieterich aus Brüssel, auf der Durchreise nach Wladiwostok."

Der Direktor verbeugt sich.

Der Portier verbeugt sich.

Der windige Boy im bunten Affenjäckchen verbeugt sich und hebt den schweren Koffer auf, trägt ihn voran.

„Natürlich ein Zimmer mit Bad, nicht wahr, Herr Professor?" lächelt der Direktor.

„Selbstverständlich mit Bad!" bestätigt der Professor.

Die teppichbelegten Treppen knarren diskret.

Eine wattierte Hoteltür wird geöffnet, dann wieder von innen zugeschlossen. Das übliche Leben und Treiben im Grandhotel nimmt wieder seinen Fortgang.

Oben aber, im feinen Zimmer mit Bad, verwandelt sich der Steppenwolf wieder in einen Menschen von europäischer Kultur. Die europäischen Anzüge, die Wäsche, die Kragen, alles paßt noch genau, ist zwar ein wenig weit geworden, aber auf solche Kleinigkeiten schaut man nicht. Die weißen Kragen wurden etwas gelb, die Anzüge sind etwas verknittert, aber über Nacht sollen sie hängen und glatt werden. Der Stoff ist ja gut und aus reiner Wolle. Gut ist auch der Staubmantel. Gut ist gleichfalls noch der Hut. Man wird in Irkutsk vergebens einen besseren suchen. Ausgiebig wird gebadet. Langsam, mit Genuß fährt das Rasiermesser über die Wangen, holt den wirren Vollbart herunter, und dann schläft der neue Gast, schläft und schläft.

Und während er schläft, wandert seine Anmeldung zum Polizeibüro der Stadt Irkutsk. Ein belgischer Professor auf der Durchreise nach Wladiwostok. Aha, vermutlich einer jener Ausländer, die jetzt in Scharen das rot gewordene Rußland mit dem Transsibirier verlassen. Er soll zum Teufel fahren!

Wird sich Professor John richtig zu benehmen wissen? Wird er nicht auffallen? Wird sich die Polizei nicht wundern über diesen Mitteleuropäer, der plötzlich, wie vom Himmel herabgeschneit, hier erscheint?

Nein, in Rußland wundert man sich über nichts mehr. Nicht einmal der Hotelportier wundert sich, als sich nun ein seltsamer Mensch seiner Loge nähert. Ein Mann in eleganter Kleidung. Alles ist erstklassig an diesem Mann, der hohe, steife Leinenkragen, das Seidenhemd, der Sommeranzug, die gelben, modischen Schuhe, die weißen Tuchgamaschen, die Handschuhe. Nur das Gesicht paßt nicht recht zu diesem Anzug. Wo hat der Portier dieses Gesicht schon mal gesehen? Und die Stimme kommt dem Portier bekannt vor. Ist das nicht —? Kein Zweifel, es ist der gestern nachmittag eingetroffene Steppenwilde, der sich aus seinem Dokar, dem stinkenden Schafspelz der Sibiriaken, geschält hat und nun als eleganter Westeuropäer dasteht. Gut so, sehr schön, Herr Professor, die Umwandlung ist gelungen, aber das Gesicht, nein, das Gesicht — hahaha —!

Dieser Portier ist ein abgeschliffener Hotelmann, der weiß, was sich gehört; aber nun muß er doch lachen, und wenn dieses Lachen den Gast auch beleidigt, er muß lachen, daß ihm der Bauch wackelt. Der Fremde hat nämlich seinen Steppenbart sorgsam abrasiert. Nicht genug, er hat sein glattes Kinn mit Puder eingerieben, und scharf abgegrenzt hebt sich die sonnenbraune Fläche seines Gesichtes maskengleich davon ab. Ist das nun zum Lachen oder nicht?

„Herr Professor," sagt der Hotelmann, „darf ich dem Herrn Professor einen Spiegel vorhalten? Ich würde dem Herrn Professor doch raten, sich nebenan im Friseurladen entsprechend schminken zu lassen, bis das Kinn nachgebräunt ist. Meinen der Herr Professor nicht auch so?"

Der Herr Professor meinen so.

Der Herr Professor meinen noch mehr: „Herr Portier, ich danke Ihnen für den Hinweis, aber nun sagen Sie mir noch, wo hier in der Nähe ein Arzt ist, ein guter Arzt. Ich leide so furchtbar an Koliken."

„Ein Arzt, Herr Professor? Gehen Sie zum Dr. Bergmann! Er hat hier ein eigenes Krankenhaus. Er ist zwar ein Deutschrusse, dieser Dr. Bergmann, aber seine Praxis ist gut. Trau doch einer den Deutschrussen! Mir persönlich ist ein richtiger Deutscher schon lieber als ein Deutschrusse. Nicht mehr Deutscher, niemals oder noch nicht Russe. So ein Mensch weiß nicht, wo er hingehört. Er soll Rußland gegen Deutschland

dienen, aber er möchte Deutschland, dem Land seiner Väter, nützlich sein. Aber was rede ich hier, und der Professor stehen da mit Kolik! Wenn es dem Professor wirklich nichts ausmacht, daß der Arzt ein Deutschrusse ist — —"

Nein, es macht dem Professor nichts aus. Aber auch der tüchtige Dr. Bergmann kann nicht helfen. Er kann die Koliken für kurze Zeit lindern, aber sie werden wiederkommen, das ist sicher. Dagegen gibt er dem Patienten einen guten Rat: „Ihr Deutsch ist so famos, wie es nur ein Deutscher sprechen kann. Betrachten Sie mich als Landsmann und hören Sie, bitte, auf meinen Rat! Bleiben Sie jetzt einige Zeit in Irkutsk! Sagen Sie nichts, ich sehe doch, daß Sie deutscher Flüchtling sind! Bleiben Sie hier, bis sich die Unruhe im Lande etwas gelegt hat! Hier können Sie untertauchen. Nach der kurzen Verbrüderung im März dieses Jahres hat die Entente ihre besten Diplomaten nach Rußland geschickt. General Brussilow läßt in diesem Augenblick seine Armeen gegen die Deutschen und Österreicher antreten, um die Front in Frankreich zu entlasten. Gleichzeitig hat die Hetzjagd hinter flüchtigen Kriegsgefangenen eingesetzt. Einzeln reisende Leute, überhaupt jeder verdächtige Mensch, jeder Mann ohne Papiere wird festgenommen und unter Umständen erschossen. Den Deutschen erkennt man sofort an der sauberen Haltung, selbst im schmierigsten Dokar. Bleiben Sie also hier, bis sich dies alles gelegt hat!"

Professor John wird in Irkutsk bleiben. Nein, jetzt wird er die bisherigen Erfolge nicht durch eine Unbesonnenheit verspielen. Die transsibirischen Züge sind schwer bewacht, und jeder Reisende steht unter schärfster Aufsicht. Nein, es hat keinen Sinn, jetzt zu fahren. Später, im Herbst vielleicht.

Das teuere Hotelzimmer ist aufgegeben. Eine viel billigere Privatwohnung ist gemietet. Alles ist recht gemütlich. Der Samowar summt auf dem Tisch. Das Brot ist gut, die Butter

frisch, jede Speise reichlich, das Bett kühl, weich und ohne Ungeziefer. Jeden Morgen rasiert sich Professor John. Es ist ein Hochgenuß, das Kinn einseifen zu können. Es braucht nicht hinausgehorcht zu werden auf jeden Schritt und Tritt. Niemand wird plötzlich die Tür öffnen und das Rasiermesser beschlagnahmen wollen. Nur die Vermieterin, auch ein „Tantchen", aber lange nicht so lieb und mütterlich wie das Tantchen in Orenburg, bringt das Frühstück und erzählt, daß sie heute nacht schon wieder eine Masse eingefangener Ausreißer, Deutsche und Österreicher, durch die Stadt gebracht haben, in die Gefangenenlager zurück.

Professor John muß sich nun mit dem Frühstück beeilen, denn ab neun Uhr kommen seine Schüler. Er hat nämlich in der Irkutsker Zeitung angezeigt, daß er sich hier als Sprachlehrer niedergelassen hat. Und es haben sich gleich mehrere Schüler gemeldet. Professor John wird sich mit dem Honorar für diese Stunden über Wasser halten können.

Für heute abend ist eine große Wohltätigkeitsveranstaltung angesetzt. Der Erlös soll für die Kriegsblinden sein. Wie es heißt, soll jeder Kriegsblinde nun einen gut dressierten Hund bekommen. Hierfür muß Geld beschafft werden. Die Bürger von Irkutsk stellen sich gern in den Dienst der guten Sache, denn es ist klug, sich jetzt, in diesen seltsamen Zeiten, mit dem gemeinen Volk gut zu halten. Auch die Damen der ehemals zaristischen Offiziere tun gut, da mitzumachen. Ganz Irkutsk wird anwesend sein. Und die Darbietungen sollen von Damen und Herren der Stadt, nicht von Berufskünstlern oder Berufsartisten, bestritten werden. Eine richtige Wohltätigkeitsveranstaltung!

Den Sprachlehrer Professor John hat man auch gewonnen. Er hat einmal, in vorgerückter Stunde, seltsame Fähigkeiten gezeigt. Er hat z. B. im Wege der Gedankenübertragung, indem er sich in einen Trancezustand versetzt, versteckte Gegenstände

gefunden, hat auf dem Klavier eine Melodie gespielt und Wörter und Sätze geschrieben, die jemand dachte. Auch hat er die drolligsten hypnotischen Experimente gemacht. Nun soll er bei dieser Wohltätigkeitsvorstellung diese und ähnliche Dinge zeigen. Irkutsk wird darüber staunen.

Am Nachmittag dieses entscheidenden Tages spaziert der elegante Westeuropäer Professor John hinaus zur Vorstadt, wo sich hinter einer hohen Mauer das Gefängnis befindet. Hinter dieser Mauer dehnt sich ein Hof, und in diesem Hof stehen große Baracken, und in diesen Baracken lagen einst viele Menschen, vierundsiebzig Menschen in jeder Baracke. Menschen aller Rassen, europäische Revolutionäre und wilde Tscherkessen, sanfte Armenier, grinsende Eskimos, abergläubische Burjäten und chinesische Banditen. Sogar ein Pope war dabei. Und ein diebischer Chinamann, und ein kindisches Katzenväterchen, und ein junger Mann, der sich vertauschen ließ, der um zehn Rubel sein Leben verkaufte. Weißt du noch, wer alles dabei war?

Hinter der hohen Mauer liegt ein vielfach umgegrabenes Feld, teilweise wild bewachsen, teilweise völlig kahl. Dort, wo Chlorkalk eingeschüttet wurde, ist jeder Pflanzenwuchs auf Jahre hinaus vernichtet. Wo mögen sie liegen, hier oder dort unter jenem breiten Hügel, die Leidensgenossen, Katzenväterchen, der fromme Pope, der betende Moslem und die anderen? Vielleicht liegt der Moslem nicht einmal so, daß sein Antlitz gen Mekka zeigt.

Es ist ein seltsamer und wehmütiger Pilgergang des Flüchtlings, hier an die Gefängnismauer und auf den Friedhof der Namenlosen. Wer weiß, ob dies nicht sein letzter freier Gang ist! Er hat sich jetzt in ein gar seltsames Abenteuer eingelassen. Öffentlich auftreten soll er! Hält er denn die Leute von Irkutsk für dreifache Dummköpfe? Glaubt er, daß man ihn nicht erkennen wird? Hofft er denn, daß sich im Zuschauerraum nicht

einer der vielen Wächter, Polizisten und sonstigen Beamten befindet, mit denen er damals zu tun hatte? Er hegt gar kühne Hoffnungen, dieser abenteuernde Professor John! Dem Mutigen gehört die Welt. Dem Übermütigen aber bleibt schließlich nur die graue Gefängnismauer oder der bittere Tod.

Die Abendvorstellung ist vorbei. Das Publikum zerstreut sich. Geradezu erstaunlich war der Erfolg dieses Sprachlehrers, dieses — na, wie heißt er denn, ein Belgier ist er! — dieses Professors John. Wie er durch seinen Blick die Leute hypnotisiert und zu steifen Brettern macht! Wie er das Wort schrieb, das der dicke Major gedacht hatte, und wie er einer Dame ein Kopekenstück mit einer bestimmten Jahreszahl aus dem Portemonnaie nahm und dem Polizeimeister überbrachte! Wie er die Gedanken der Menschen liest, als sei ihr Gehirn ein aufgeschlagenes Buch für ihn! Ganz verblüffende Leistungen!

„Verzeihen Sie meine große Kühnheit," nähert sich ein heftig schnaufender, dicklicher Herr. „Ich bitte wirklich um Verzeihung. Gestatten Sie vorerst, daß ich mich vorstelle: Semion Grommow lautet mein Name. Ich bin Direktor — oh, bitte, nicht zu erschrecken über mich bösen Mann, hahaha! — Direktor des hiesigen Staatsgefängnisses. Seit der Revolution bin ich Direktor. Früher war ich Aufseher. Es ist eine Vermessenheit, was jetzt folgen soll, aber wenn's einen Menschen quält, muß es heraus. Oder sind Sie, Herr Professor, etwa anderer Meinung? Sie werden mir hoffentlich meine Offenheit nicht verübeln, aber ich habe Sie den ganzen Abend angeschaut. Immer wieder habe ich Sie angeschaut und — —"

„Und haben in mir sicher eine Ähnlichkeit mit einem Ihrer Staatspensionäre gefunden," lächelt der Professor verzeihend.

„Nennen Sie mich einen ungeschliffenen Menschen, der nicht weiß, was sich gehört, nennen Sie mich einen groben Muschik, es ist, wie Sie sagen. Es sind nun schon rund zwei

Jahre vergangen, da hatten wir den Flecktyphus in unseren Baracken. Die Cilnys, für die Lena-Mündung bestimmt, sind wie die Fliegen draufgegangen. Da war ein Deutscher — na, wissen Sie, den Blick vergißt man nie. Ich sage Ihnen, der Mann war bestimmt kein Verbrecher, aber wir Beamte haben ja nicht zu richten. Wenn ich an die Augen dieses Deutschen zurückdenke und Ihre Augen sehe — — Ist ja alles Unfug, was ich jetzt rede, und Sie werden mich für verrückt halten —"

„Keineswegs, mein lieber, lieber Herr Direktor, keineswegs. Es gibt solche Ähnlichkeiten im Leben. Aber sagen Sie mir doch mal, was ist aus jenem Gefangenen geworden?"

„Geworden? Nordsibirien! Wenn einer den Flecktyphus hier übersteht, und er wird nach dem Norden abgeschoben, so ist er ein verlorener Mann. Längst tot und erledigt, dieser Deutsche. Aber ich werde mal, wenn Sie es wünschen, in unseren Listen nachsehen, wie der Mann sich nannte. Ich hoffe doch, daß noch Listen vorhanden sind!"

„Aber Herr Direktor, machen Sie sich doch keine Mühe wegen solcher Kleinigkeit. Es lohnt sich wirklich nicht, und dem Manne, der mir glich, können wir nun doch nicht mehr helfen, nicht wahr?"

Der Direktor verbeugt sich, lächelt verbindlich und spricht: „Nennen Sie mich einen Bauerntölpel, weil ich Sie mit solchen Dingen aufhalte, aber es hat mich den ganzen Abend gequält, wissen Sie, richtig gequält."

Er schüttelt Professor John die Hand und geht. Was denkt er, dieser Kerl? Warum sprach er so? War seine Meinung ehrlich, oder hat er sein Opfer nur noch quälen wollen? Und warum darf er quälen? Weil er genau weiß, daß ihm der Flüchtling nicht mehr entrinnen wird.

„Sofort muß ich meinen Koffer packen und abreisen, gleich wohin," denkt der Deutsche. „Ich werde mich nicht in der Falle fangen lassen. Dann schon lieber wieder zurück in das wilde

Land der Burjäten. Einmal muß die Gelegenheit zur Flucht doch kommen. Noch in dieser Nacht wird die Flucht fortgesetzt."

Da legt sich eine Hand auf die Schulter des Deutschen. „Herr Professor John, Sie müssen sofort mitkommen!" Ein junger, energischer Mann ist's, der so spricht.

Alles aus!

Die Leute bleiben schon stehen, schauen sich um. Nein, nur kein Aufsehen erregen! Ruhig mitgehen!

„Bitte sehr!" sagt Professor John und geht mit dem jungen Mann. Er wird ihn unterwegs irgendwo niederboxen. Jetzt kein Aufsehen!

„Professor John," sagt der junge Mann, „Sie werden ein Vermögen verdienen. Sie und ich. Keine Abwehr, bitte! Ich kenne alle Schwierigkeiten, kenne auch Ihre Gedanken und Entgegnungen, aber Sie müssen eine Vortragsreise unternehmen. Ich werde alles organisieren. Wir werden ganz Asien bereisen und die größten Erfolge haben. Was wollen Sie hier als Sprachlehrer bleiben, bei Ihrem Können und Ihren Fähigkeiten! Ausgeschlossen! Ich bin morgen bei Ihnen. Wir werden hier den größten Saal, das Theater Hiller, mieten, und zwar für drei Abende. Reklame in den Blättern, Saalmiete und so weiter auf meine Kosten. Die Bruttoeinnahme wird fünfzig zu fünfzig geteilt. Einverstanden? Werde Ihnen einen Vertrag vorlegen. Mein Name ist Lola Lipski, Manager oder Impresario des weltbekannten Professors John." Er lächelt und verbeugt sich.

„Ich erwarte Sie in meiner Wohnung," sagt der Professor und entweicht behende.

Der Vertrag kommt zustande. Und aus den drei Vortragsabenden in Irkutsk sind sechs Experimental-Vortragsabende geworden, eine Woche ausverkaufte Häuser.

Lola Lipski ist der beste Manager, den man sich denken kann. Er beherrscht sein Fach. Er versteht es ausgezeichnet, die

Werbetrommel zu rühren. Er hat große Plakate drucken lassen. Darauf ist Professor John zu sehen, elegant und selbstsicher vom Scheitel bis zur Sohle. Und eine Aufschrift, eine Note zu schreierisch, aber für das Publikum in Irkutsk gerade richtig, meldet das allabendliche Auftreten dieses seltsamen Phänomens Professor John, der die geheimsten Gedanken liest, der unausgesprochene Befehle ausführt, Menschen in hypnotischen Zustand versetzt.

Wie sein Manager mit den russischen Behörden fertig wird, wie er die Erlaubnis für diese sechs Experimentalvorträge bekommt, das ist seine Sache. Jedenfalls klappt alles. Der Deutsche hat sich nur gut auszuschlafen, gut zu pflegen, um abends ganz auf der Höhe zu sein. Ein neuer Frack, vom ersten Schneider aus Irkutsk, trägt nicht wenig zu seiner Selbstsicherheit bei. Das Geld fließt stärker, als man zu hoffen wagte. Für das kriegsmüde russische Volk, dessen Hang zum Mystischen ja bekanntlich sehr stark ist, scheinen diese Vorträge gerade richtig.

Von allen Seiten kommen Anfragen. Die täglichen Pressemeldungen aus Irkutsk über das Rätsel Professor John lassen viele Theaterbesitzer nicht mehr schlafen. Die Notwendigkeit, dem Publikum etwas Neues zu bieten, kann nun endlich befriedigt werden. Her mit diesem Professor John! Er soll doch endlich das Engagement unterschreiben!

Und Professor John unterzeichnet. Er verlangt märchenhafte Abendhonorare. Man gewährt sie. Dem ehemaligen Cilny schwindelt es vor den Augen. Das kann doch nicht sein! Irgendwo und irgendwann muß die Falle zuklappen. Zum Beispiel dieses Gesicht da unten im Zuhörerraum zu Irkutsk. Abend für Abend das gleiche Gesicht, in der vordersten Stuhlreihe, das runde, rote, selbstzufriedene Gesicht des Gefängnisdirektors! Hat das nichts zu bedeuten? Warum tritt er nicht endlich auf die Bühne, um sein Opfer festzunehmen? Warum ist er so grausam, dieser Hund?

Ja, was wird dieser Professor ihm in solchem Fall antworten? Wird er die Augen niederschlagen und sich abführen lassen?

Nein, er wird auftrumpfen und erklären: „Haltet meine Seiten, Brüder und Schwestern, haltet meinen Rücken, daß ich nicht umfalle vor Lachen! Ich soll — — hähähä — — so hört doch nur — — ich soll ein entwichener Cilnysträfling sein? Hier, meine Papiere, Herr Gefängnisdirektor! Hier, bitte!"

Hm, gut gesagt — Papiere! Welche Papiere hat er denn, der gescheite Professor John? Womit kann er denn prunken und selbst einem abgefeimten Gefängnisdirektor imponieren, einem Manne, der alle Schliche kennt, der selbst ganz kleiner Beamter war und vor wenigen Monaten noch die an Flecktyphus gestorbenen Gefangenen mit der Hakenstange abgeschleppt und eigenhändig in die Chlorkalkgrube geworfen hat? Na, womit kann er winken, dieser Herr Professor? Womit? Das weiß er selbst nicht. Vielleicht mit dem kleinen Ausweis, der die Mitgliedschaft bei der Handelskammer in Brüssel bescheinigt und weiter nichts ist als eine Beitragsquittung? Aber wenn der Gefängnisdirektor tiefer in die Tasche dieses feinen Professors John fühlt, wird er ein kleines Blatt Papier finden, auf dem einem gewissen Cilny Johann Dieterich, deutscher Staatsangehörigkeit, von der Strafkolonie Kirensk, die Erlaubnis erteilt wird, sich unter Bedeckung zu einem Arzt zu begeben. Es will scheinen, letzterer Ausweis liegt keineswegs im Sinne einer freundlichen Auseinandersetzung zwischen dem Herrn Professor und dem glotzenden Gefängnisdirektor. Soll man nicht besser jeder Auseinandersetzung aus dem Wege gehen? Ja, aus dem Wege gehen, das ist die Lösung!

Der Vertrag in Irkutsk wird nicht verlängert, unter keinen Umständen. Aber die Verträge mit Posolskoe, mit Werchni-Udinsk, mit Tschita und Stretensk müssen erfüllt werden. Vorteilhafter ist's, in Posolskoe zu beginnen, weil diese Stadt

weit von Irkutsk entfernt liegt. Nur weg, nur alles abschütteln, hinter sich lassen, vergessen! Eins nur darf nicht vergessen werden und wird nicht vergessen, das große Ziel, die Heimkehr nach Deutschland. Jeder Schritt soll ein Schritt nach Deutschland sein. Es werden noch viele Schritte getan werden müssen bis zur großen, schönen Freiheit, aber aufgegeben wird nichts.

Nach der neunten Vorstellung in Irkutsk besteigt Professor John, begleitet von seinem treuen Manager, ein Luxusabteil des Transsibiriers.

Gleich soll der Zug abfahren, ostwärts. Da läuft ein Mann am Bahnsteig entlang, schwingt sich auf die Trittbretter und schaut in die Abteile. Es ist der Gefängnisdirektor. Endlich hat er den Gesuchten entdeckt:

„Herr Professor John, ich kann Sie so nicht gehen lassen. Es ist unmöglich, daß ich Sie so reisen lasse. Sie haben genug von Irkutsk, und da wechseln Sie nun die Gegend. Das geht aber nicht!"

„Warum soll das nicht gehen, Herr Direktor?"

„Weil Sie hier Freunde haben, die traurig sein werden, von Ihnen keinen Abschied genommen zu haben."

Professor John atmet auf: „Dann grüßen Sie meine Freunde, Herr Direktor. Sagen Sie ihnen, ich werde Irkutsk in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Sagen Sie es ihnen, bitte! Nein, Irkutsk werde ich nie vergessen können!"

Die Lokomotive fährt an. Der winkende Direktor bleibt zurück.

Freiheit! Freiheit!

Das deutsche Lied

Der kleine Salondampfer zieht fast lautlos seinen Weg über die ruhige Wasserfläche des Selenga-Flusses. Es ist fast wie damals, im Spätsommer 1914 auf der Wolga. Im Westen,

irgendwo über Deutschland, muß jetzt gerade die Sonne stehen. Alle Passagiere rüsten zum Abendessen. Gleich muß der Gong brummen. Man sieht schon die chinesischen Stewards emsig hin- und herrennen. Ihre Jacken sind blütenweiß.

Ordengeschmückte Offiziere spazieren mit ihren Damen über Deck.

Die untergehende Sonne übergießt den Strom mit Purpur. Es ist fast zu bedauern, daß der Bug des weißen Salondampfers diese glatte Fläche trübt und durchschneidet.

Sogar die Kinder sind noch munter, weil der Abend so schön und so seltsam heiter ist. Friede liegt über der weiten Landschaft. Hier merkt man nichts vom Fieberschütteln der Revolution. Alle diese Offiziere nehmen den Umschwung nicht tragisch. Sie haben sich bereits mit den Dingen abgefunden.

Auf dem Schiff befindet sich Professor John mit seinem Manager. Damals, nach den Erfolgen in Irkutsk, ist er mit der Eisenbahn nach Posolskoe gereist, hat dort gleichfalls große Erfolge geerntet, und jetzt ist Werchni-Udinsk das nächste Ziel. Werchni-Udinsk ist wieder ein gut Stück ostwärts, wieder ein gewaltiger Schritt zur Befreiung. Der Krieg wird noch lange nicht beendet sein, das weiß der Flüchtling. Nach diesen gewaltigen, von der Entente gestützten und finanzierten Vorbereitungen muß der Waffenstillstand und damit die legale Heimkehr noch in weite Ferne gerückt erscheinen.

Was Professor John jetzt tut? Er spielt mit Marussia, der niedlichen dreijährigen Tochter eines Stabshauptmanns. Alle Passagiere spielen gern mit dieser kleinen Marussia. Aber heute ist Marussia sehr ungnädig. Sie mag nicht recht spielen, sie ist übermüdet. Der Sommertag ist ja auch zu lang für solch kleines Wesen. Bald kommen die Sandmännlein. Marussia reißt sich von diesem spaßmachenden Onkel los und läuft hinüber zu ihrer Mutter.

In diesem Augenblick schallt Gesang über den Strom. Ein deutsches Volkslied, ein deutsches Reiterlied ertönt:

Drüben am Waldesrand
hocken zwei Dohlen,
fall' ich am Donaustrand?
sterb' ich in Polen?
Was liegt daran!
Eh' sie mein' Seele holen,
kämpf' ich als Reitersmann!

Jede Unterhaltung verstummt. Die Passagiere bleiben stehen und lauschen. Ein deutscher Kriegsgefangener, auf dem Schiff als Heizer beschäftigt, ist der Sänger. Er hat wohl Freischicht. Er steht unten an einem offenen Bullauge, unsichtbar für die feinen Passagiere. Aber seine Stimme schallt weithin über den Strom, verhallt gen Westen, wo die Sonne ganz groß untertauchen will. Und der Soldat singt weiter:

Drüben am Ackerrain
schreien zwei Raben.
Werd' ich der erste sein,
den sie begraben?
Was ist dabei!
Wohl hunderttausend traben
in Österreichs Reiterei.

„Professor John," sagt die Mutter der kleinen Marussia. „Professor John, Sie verstehen doch deutsch. Was singt denn dieser Kriegsgefangene? Ist das ein Kriegslied? Oder ein Gebet? Es klingt ja so lieblich, ja, ich möchte sagen fast traurig. Richtig traurig, ganz traurig. So, ein Reiterlied ist's, etwas, das an den Tod erinnert! Ach ja, diese armen Leute haben auch ein Herz! Und prachtvoll sterben können sie auch, diese Deutschen, das hat mein Mann oft gesagt. Nicht wahr, Petruschka,

das hast du oft gesagt? Mein Mann ist überhaupt kein Deutschenhasser, wissen Sie. Aber die Deutschen müssen doch vernichtet werden, weil sie sonst die Herrscher der Welt werden. Ein Volk, das so viel Fleiß, so viel Seele und so viel guten Willen hat, ist ein Führervolk. Ich war in Paris im Pensionat — — pst, hören Sie nur, Professor John, dieser Deutsche singt wieder. Er hat vielleicht Heimweh."

„Ja, Madame, dieser Deutsche hat bestimmt Heimweh," sagt Professor John und lauscht. Der unsichtbare Heizer singt:

Drüben im Abendrot
fliegen zwei Krähen.
Wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen?
Es ist nicht schad',
seh' ich nur unsre Fahnen
wehen auf Belgerad.

Das letzte Wort hallt weithin. Die Passagiere stehen wie verzaubert, da ein Schrei über das Schiff: „Mann über Bord!"

Auf der Kommandobrücke dröhnt die Glocke. Rufe, Schreie —

Die Maschine stoppt ab.

Ein Zittern und Beben läuft durch den ganzen Dampfer.

Dann der schrille, hochtönende Ruf: „Ma—ru—ssia! Ma—ru—ssinkaaa!"

Eine Frau bricht ohnmächtig an der Reling zusammen.

Drüben, im Kielwasser, das im Abendrot wie Purpur und Gold schimmert, das rieselt und strömt, treibt eine kleine, weiße Gestalt.

„Ma—ru—ssinka!" schreit der Stabshauptmann und steht wie versteinert. Und da schwingt sich ein Mensch blitzschnell über Bord. Das Wasser des Stromes klatscht auf. Ein Mensch schwimmt mit raschen Kraulstößen auf das treibende Kind zu.

„Was — liegt — daran —? Eh' — sie mein' — See—le —

holen — kämpf' ich — als — Reitersmann!" keucht es verbissen in der Brust des Schwimmenden.

„Ein Boot, rasch ein Boot!" schreien sie an Bord.

„Professor John! Bra—vo, Professor John!" jubeln sie.

„Tatjana, liebste Tatjana, komm zu dir, unser Kind wird gerettet! Professor John schwimmt hin — sieh doch! Wach doch auf! Und ein Boot ist schon hinter ihm her. Nein, ein Mann, ein Heizer ist noch schneller als das Boot! Tat—jan—ka! So wach doch auf!"

„Wohl hun—dert—tausend — — tra—ben — in — Österreichs — Rei—te—rei — —"

Das Kind ist noch nicht untergegangen. Sein leichtes Kleidchen hat sich gebläht. Wie eine Blume liegt Marussia im Wasser, wie eine große Seerose. Die ausgestreckten Ärmchen halten das Kleidchen und das gesteifte Unterkleidchen über Wasser. Aber bald wird sich der Stoff vollgesaugt haben — und Professor John ist noch mindestens zehn Kraulstöße entfernt.

Zwanzig Stöße hinter ihm folgt der Heizer, der deutsche Kriegsgefangene. Und weiter zurück liegt das Rettungsboot. Die Strömung ist stark nach den Regenfällen der letzten Tage.

„— wann kommt der — Schnitter — Tod — um — uns — zu — mähen? — Es ist — nicht — schad', — seh' — ich — nur — unsre — Fahnen — wehen — —"

Der Sommeranzug ist bleischwer. Alle Taschen haben sich mit Wasser gefüllt — um die Arme wickeln sich Rock und Hemdsärmel, hemmen die Bewegungen.

Jetzt die große, schwimmende Seerose — das Kind!

Das Köpfchen taucht just unter. Bewegung und Schreien erstarrt. Aber da reißt eine Hand das absinkende Bündel hoch. Legt das Kind rückwärts. Der Rettungsschwimmer dreht bei. Und da ist der andere neben ihm, der Heizer, triefend, schwarz und tapfer. Der deutsche Kriegsgefangene.

„Kamerad, Landsmann, ist schon gut!" sagt Professor John. „Wink nur das Boot herbei, ich kann noch weiter, es geht noch."

Und dann ist das Boot da. Sie heben das Kind hinein. Es beginnt zu schreien. Es schreit, gottlob, es schreit und ruft seine Mamuschka.

Professor John klettert in das Boot, der Heizer schwingt sich hinein, und dann ist der Dampfer da. Das Rettungsboot legt längsseits an. Sie heben zuerst das Kind hinauf.

Dann klettert Professor John an Bord. Die Mutter stürzt ihm entgegen, drückt ihn, umarmt den triefend nassen Menschen, ohne Rücksicht auf ihre elegante Toilette. Der Stabshauptmann weint und küßt Professor John auf beide Wangen.

Der Diner-Gong ertönt leise, gedämpft, diskret. Die chinesischen Stewards verbeugen sich und bitten die Herrschaften zu Tisch.

Auf der Kommandobrücke läutet das Signal: „Maschine mit Volldampf voraus!" Es gilt, die Verspätung einzuholen.

Unten im Gang, zwischen den Badekabinen, trifft Professor John, der sich baden und umziehen will, den triefend nassen Heizer und reicht ihm die Hand.

„Weißt du, Kamerad, ohne dein Lied wäre es vielleicht anders gewesen. Versteh mich gut! Ich komme aus Nordsibirien. Hatte Flecktyphus, hatte Skorbut, bin ein Cilny. Oh, dieses verfluchte Land, dieses gräßliche, furchtbare Sibirien! Aber das Lied —! Weißt du, das Lied —! Da kann man nicht mehr anders als gut sein, wenn man Deutscher ist." Der andere nickt bestätigend und sagt:

„Ich bin seit 15 gefangen. In Werchni-Udinsk wird ausgerückt. Die Flucht ist längst vorbereitet. Drunten ist noch einer, der mitmacht. Dreizehn Monate arbeiten wir auf diesem Schiff. Im Winter liegen wir irgendwo im Dock. Man kann das Leben hier ertragen, aber das verfluchte Heimweh. Früher, im Lager

war's entsetzlich. Wie die Fliegen sind sie gestorben. Aber das Kind — mein's war genau so alt, als ich ausrückte, im Jahre 14 — —"

„Als Wegzehrung, da nimm, Kamerad!" sagt Professor John und reicht dem Heizer einen nassen, zerknitterten Hundertrubelschein. „Nimm, es ist ehrliches Geld, und du hast's ja auch verdient, Kamerad! Ich mag weg über China. Besonderer Plan. Gute Heimkehr, Kamerad!"

Sie reichen sich erneut die Hände.

Das Badewasser plätschert in die Wanne.

Durch das Bullauge dringt die Dämmerung.

Die Maschine stampft.

Der Strom rauscht.

„Drüben — im Abendrot — fliegen zwei — Krähen —!"

Abstecher nach China

In Werchni-Udinsk ereignet sich allerlei. Zuerst stehen an der Dampferanlegestelle zwei große Plakate, die für die kommenden Tage eine Sensation ankündigen, nämlich das Auftreten des in ganz Ostsibirien wohlbekannten und weltberühmten Telepathen Professor John, dessen verblüffende Fähigkeiten mehrere Städte, wie Irkustk, Posolskoe, Stretensk usw., in Staunen versetzt haben. Der Theaterbesitzer in Werchni-Udinsk hat gut vorgearbeitet. Bereits drei Tage im voraus ist sein Haus bis auf den letzten Platz ausverkauft. Man ist ja so arm an Unterhaltungen in dieser gottverlassenen Gegend. Man ist so dankbar für jede Abwechslung.

In Werchni-Udinsk verliert der feine Salondampfer über Nacht zwei Mann seiner Besatzung, zwei Heizer, zwei deutsche Kriegsgefangene. Der Kapitän flucht und läßt das ganze Schiff durchstöbern. Nichts, aber auch gar nichts. Diese beiden Deutschen sind spurlos verschwunden, natürlich geflüchtet.

In Werchni-Udinsk unterzeichnet Professor John einen Vertrag für zehn Experimentalvorträge und quittiert über fünfzehnhundert Rubel.

In Werchni-Udinsk ist das Publikum zehn Abende außer sich vor Begeisterung. Der Theaterbesitzer legt Professor John einen Verlängerungsvertrag mit 300 Rubel je Abend vor, aber nein, es geht nicht mehr, es muß die mit dem Theater in Tschita abgeschlossene Abmachung erfüllt werden. Tschita liegt zwei Tagereisen mit der Bahn östlich, zwei Tagereisen näher an der Freiheit. Jedes Geld, das verdient werden kann, wird mitgenommen, denn die Flucht soll ja über China nach Südamerika, von dort nach Europa gehen. Solch eine Flucht kostet sehr viel Geld.

Nach Tschita kommt Spaskoe, und dann gibt es wieder eine lange Dampferfahrt auf dem Schilkafluß nach Strelka, wo der Strom in den machtvollen Amur mündet. Und der Amur mündet in den Ochotskischen Meerbusen, gegenüber der Insel Sachalin. Diesseits des Amur ist noch Sibirien, das andere Ufer aber, das so weit entfernt liegt, daß man es nicht sehen kann, ist die Mandschurei, die zu China gehört. China muß die Rettung bringen.

Im Amur-Dampfer, einem Schiff von gewaltigen Ausmaßen und großem Tiefgang, fährt Profssor John bis Blagowechensk, eine Reise, die eine volle Woche dauert. Aber spielt eine Woche in Sibirien schon eine Rolle? Blagowechensk ist die Hauptstadt der ostsibirischen Amur-Provinz.

Hier sind alle Unterkunftsmöglichkeiten überfüllt. Diese Stadt zählt in normalen Zeiten fünfundsiebzigtausend Einwohner, jetzt beherbergen ihre bescheidenen Holzhäuser weit über hunderttausend. Ein Heer von Flüchtlingen wartet hier auf die kommenden Ereignisse. Nein, noch wollen diese Menschen ihre russische Heimat nicht ganz aufgeben. Sie haben sich vorläufig mal wartend hierher begeben. Vielleicht zieht Väterchen

Zar wieder in seine reumütige Hauptstadt ein. Sollte aber die Unruhe weitere Kreise ziehen, dann ist ja Wladiwostok mit den zarenfreundlichen ausländischen Konsulaten nicht mehr weit. Viele bleiben auch hier, weil sie keine gültigen Papiere zum Grenzübertritt besitzen.

Aber gerade dieses Wladiwostok fürchtet der heimwärts strebende Professor John. Was hat er von Wladiwostok zu erwarten? Gutes nicht, denn diese Stadt liegt in der Kriegszone. Hier gelten sehr scharfe Kriegsgesetze. Jeder Fremde, der sich nicht gleich ausweisen kann, wird als Spion behandelt. Man fackelt nicht lange mit Spionen in dieser Feste. Eine Reise quer durch China ist zwar länger, beschwerlicher, aber weniger gefährlich. Wie wäre es mit einer Reise nach Peking? Man müßte sich mal drüben in der ersten chinesischen Stadt Sachaljan erkundigen. Aber wie nach Sachaljan gelangen? Ein großer Dampfer, der ständig den Grenzverkehr vermittelt, fährt in kurzer Zeit von Blagowechensk hinüber, aber er wird streng kontrolliert. Päſſe, Visa, Papiere müssen in Ordnung sein. Hat Professor John ordentliche Papiere?

Aber ein Schmuggler, der außerhalb von Blagowechensk wohnt, irgendwo in einem einsamen Uferhäuschen, hat ein Boot.

Jawohl, er will das Boot verkaufen. Verleihen? Nein, das ist zu unsicher für beide Teile. Wenn der Herr Europäer nach China hinüberrudern will, soll er abends wiederkommen und das Kaufgeld für das Boot mitbringen. Mitfahren? Nein, der Herr Europäer muß schon allein hinüber. Er, der Schmuggler, fährt nur Ware, Tee, Opium und Waffen, aber keine Menschen. Nein, mit Menschenschmuggel ist vorläufig nichts zu verdienen. Vielleicht später mal, wenn die Unruhe in Rußland gewachsen ist.

Nach seinem Gastspiel in Blagowechensk erklärt Professor John seinem Impresario, daß er sich für drei oder vier Tage

entfernen wird. Ein Ausflug in die Gegend, weiter nichts. Man muß doch etwas von der weiten Welt sehen.

Am Abend begibt er sich zum Stromufer, bringt dem Schmuggler das verlangte Geld, die Kaufsumme für das Boot, verstaut einige Lebensmittel und rudert in die Nacht hinein.

Er rudert und rudert, und das Boot tanzt auf den hochgehenden Fluten des Riesenstromes. Wellen schlagen ihre starken Spritzer in das Fahrzeug. Es ist eine lange, furchtbare Fahrt durch die Finsternis. Erst beim Morgengrauen sichtet der Ruderer ganz weit drüben einen blauen Strich Land.

Er rudert und rudert. Nach Stunden sitzt das Boot irgendwo im Sumpf fest. Ringsum nur Schilfdickicht und moorige Ufer. Keine richtige Landungsmöglichkeit. Der Flüchtling steigt aus, macht das Boot im Schilf fest und watet mühsam durch das seichte Wasser ans Ufer. In der Ferne sieht er die typischen Dächer der chinesischen Stadt.

Hier trifft er einen Europäer. Soll er ihn ansprechen? Warum nicht? Hier haben die Russen nichts verloren.

„Verzeihen Sie," sagt Professor John und redet den Europäer französisch an, „verzeihen Sie, bitte, ich glaube wohl, Sie sind Westeuropäer."

„Richtig erraten, mein Herr, ich bin Belgier und leiste in dieser gottverlassenen Stadt Dienste als Zollinspektor. Der chinesische Zoll wird ja zum großen Teil von Belgiern organisiert. Aber wie kommen Sie hierher?"

Professor John zögert: „Ich möchte es eigentlich nicht verraten, aber da wir sozusagen Landsleute sind, kann ich reden. Ich komme über den Strom, im Boot. Mein Gepäck liegt noch drüben in Blagowechensk. Ich wollte mich nur mal erkundigen, wie die Möglichkeiten für weiteres Fortkommen hier sind. Möchte gern nach Peking. Was halten Sie davon?"

„Nach Peking möchten Sie? Dann aber bitte nur über Wladiwostok, von dort nach Charbin und Tientsin. Der Kara-

wanenweg durch China ist zu unsicher. Seine Benutzung bedeutet heute Selbstmord. Die chinesischen Banditen, die sogenannten Hungusen, lassen keinen Fremden ungeschoren durch, erst recht keinen Europäer. Nein, fahren Sie ruhig über Wladiwostok!"

Das klingt nicht trostreich. Das bedeutet ja wieder die Rückreise an das andere Ufer, wieder lange Stunden auf einsamer Wasserfläche des Riesenstromes. Das bedeutet scharfes Rudern, um nicht weit abgetrieben zu werden.

Nach einer ausgedehnten Besichtigung der chinesischen Stadt, wobei der Belgier als Führer mitgeht, begibt sich Professor John wieder an den Strom, sucht und findet die Stelle, wo sein Boot im Schilf liegt. Was kann ihm jetzt schon gefährlich werden? Für alle Fälle hat er in Sachaljan einen guten amerikanischen Browning gekauft. Und bald soll sich schon die Notwendigkeit einer Waffe in diesem Dschungelgebiet zeigen. Eine gestreifte Hyäne kreuzt den Weg des einsamen Menschen, der zuerst schießen will, jedoch zögert und die Waffe absetzt, als das Tier ängstlich flüchtet.

Er findet sein Boot, schwingt sich hinein, ergreift die Ruder, und da plumpst dicht hinter ihm ein schwerer Körper in das Wasser. „Ein Fischotter," denkt er und dreht sich nicht um. Aber bald hört er Schnaufen und sieht einen großen Amur-Tiger auf das Boot zuschwimmen.

„Schießen? Nein, die wahrscheinlich im Schilf lauernden Zollboote würden durch den Knall des Schusses aufmerksam. Er greift mächtig in die Riemen. Der Abstand zwischen Boot und Tiger vergrößert sich. Die Bestie schwimmt schließlich an das Land zurück.

Einige Stunden später legt Professor John bei der Hütte des Schmugglers an und erzählt das Abenteuer mit dem Tiger. Der Schmuggler ist keineswegs erstaunt und sagt: „Schwimmen? Natürlich kann der Tiger dieser Gebiete schwimmen. Er

nährt sich mit Vorliebe von Fischottern, die er in den Sümpfen und am Stromufer jagt. Er scheut es nicht, auch mal große Strecken zu schwimmen. Aber dann ist er fast wehrlos, dann kann man ihn gut durch heftige Ruderschläge auf den Kopf betäuben und abstechen. Warum haben Sie das nicht getan? Das Fell hätte ich Ihnen gut bezahlt."

Professor John beschließt, sofort abzureisen, zumal am folgenden Morgen ein Dampfer nach Chabarowsk geht. Zwar ist das Schiff überfüllt mit Flüchtlingen, aber es gelingt ihm doch, für teueres Geld, eine bescheidene Kabine zu mieten.

Der Dampfer schwimmt. Der Ausflug nach China hatte keinen Erfolg, aber Chabarowsk ist ja schon wieder ein großer Schritt zur endgültigen Freiheit.

Endlich ein Paß

Was ist in Chabarowsk los? Chabarowsk ist zwar ein wichtiger Handelsplatz, zählt aber nur fünfzigtausend Einwohner. Doch für die deutschen Kriegsgefangenen in Sibirien ist Chabarowsk wichtig. Von hier aus unternimmt Schwester Elsa Brandström, der Engel von Sibirien, ihre Reisen durch die Hölle der Gefangenenlager. Hier verwaltet der Schwede Ulgren das große Hilfswerk für die deutschen Gefangenen. Hier befindet sich auch eine Niederlassung des schwedischen Roten Kreuzes, unter Führung des Schweden Sven Hedblon und seines Gehilfen, eines Herrn Opshaug. Die Sekretärinnen der Niederlassung sind die Damen Serun und Koff, gleichfalls Schwedinnen. In Chabarowsk lebt ferner noch der deutsche Apotheker Sandow. Und dann gibt es in Chabarowsk ein Teehaus, „Teetasse" geheißen, ein gutes Haus mit Konzert. Dieses Konzert wird von fünfzehn deutschen Kriegsgefangenen ausgeführt. Jeden Tag werden die Leute unter Bewachung aus dem Lager vor den

Toren der Stadt hergeführt und spät abends wieder zurückgebracht. Als Lohn für ihre Unterhaltungsmusik bekommen sie freies Essen und einige Kopeken Bargeld.

In Chabarowsk, auf dem Büro der Schweden, lernt Professor John den schwedischen Grafen Bonde kennen. Und durch diesen Herrn wird er mit dem Polizeikommissar von Chabarowsk bekannt. Der Polizeikommissar hat das Paßwesen unter sich; Grund genug, sich mit ihm gut zu stellen. Für die Weiterreise nach Wladiwostok, für die Kriegszone, benötigt der Flüchtling einen Paß, koste es, was es wolle.

Nach einem gutbesuchten Vortrag wird der Herr Polizeikommissar in die „Teetasse" geladen. Er nimmt die Einladung an und ist damit schon in der Hand des Fremden. Er weiß nicht, dieser Polizeikommissar, daß er ein glänzendes Medium ist, daß er sich geradezu wundervoll für jede fremde Willensübertragung eignet, daß ferner sein Gegenüber ihn jetzt langsam in hypnotischen Schlaf versetzt, so ganz still, während weit hinten in der Ecke auf dem Podium die fünfzehn deutschen Gefangenen leise musizieren.

Damals, im Gefängnis zu Orenburg, sind seine hypnotischen Versuche zum erstenmal so glänzend gelungen. Im Laufe der vielen Experimentalvorträge hat Professor John weitere praktische Erfahrungen gesammelt, hat Routine und Sicherheit bekommen. Warum sollte es jetzt nicht klappen, da es um Sein oder Nichtsein, um das Letzte und Höchste, um die Freiheit, geht?

Ja, es gelingt. Der Kommissar unterliegt der Suggestivkraft und dem hypnotischen Blick des Fremden. Er wird müde, wird willenlos. Der seelische Kontakt ist hergestellt. Jetzt muß er sich erheben, muß mitkommen, auf die Straße, sich auf die Polizei begeben, suggeriert ihm Professor John. Der Kommissar erhebt sich langsam, müde. Er schreitet nachtwandelnd voraus, bleibt starr stehen, als eine Droschke herbeigeführt wird.

„Zum Polizeikommissariat!" Und dann sitzen sie sich gegenüber, der hypnotisierte Kommissar und der Flüchtling, im Zimmer des Beamten.

„Sie haben eine ausgezeichnete Handschrift: Hier ist Papier, Tinte und Feder. Bitte schreiben Sie: ‚Bescheinigung. Hierdurch wird dem Inhaber dieses bescheinigt, daß er der belgische Staatsangehörige John Dieterich, genannt Professor John, ist, der sich zur Zeit auf einer Vortragsreise befindet und sich von Chabarowsk nach Wladiwostok begibt. Da seine Papiere abhanden gekommen sind, gilt dieser Ausweis als gültiger Reisepaß bis zum nächsten zuständigen belgischen Konsulat. Der Polizeikommissar des Paßbüros der Stadt Chabarowsk, Unterschrift.'

So, jetzt noch das Lichtbild. Hier ist Klebstoff und auch der Kommissariatsstempel, bitte — —"

Das Schriftstück verschwindet in der Tasche des Hypnotiseurs, und zurück geht es auf demselben Wege wieder in die „Teetasse", wo der Bann gebrochen wird.

Der Kommissar wird wach, sieht sich erstaunt um und lächelt: „Sagen Sie mal, Professor John, ich hätte doch drei Eide geschworen, daß wir beide vorher an einem anderen Tische gesessen haben."

„Richtig, Herr Kommissar, wir saßen etwas entfernter von der Musik, und da Sie plötzlich so müde wurden, habe ich Sie mit hierher genommen, weil man diesen schönen Donauwalzer hier besser hören kann. Sie sehen so müde und blaß aus. Wie wäre es mit einer guten Flasche Champagner, Herr Kommissar?"

Die Kriegsgefangenen spielen noch immer. Aber der Kosak, der sie ins Lager zurückbringen soll, ist bereits erschienen. Professor John, den alle Gäste kennen, spendiert eine Runde nach der anderen, auch läßt er für die Gefangenen reichlich Essen auftragen. Und Wodka sollen sie auch haben, die armen Tröpfe.

„Wie, Wodka ist für Gefangene verboten, sagst du, Bruderherz Kosak? Dann setz dich gefälligst hin und trink mit. Hier, trink, um zu erproben, daß sie kein Gift trinken, deine Gefangenen. Und dich, Bruder Kommissar, dich lade ich zur besten Flasche Champagner ein, die in solcher Hütte, wie dieser hier, aufzutreiben ist."

Die Schweden, die sich zur abendlichen Tasse Tee eingefunden haben, wundern sich, daß dieser sonst so ernste und gesetzte Professor John plötzlich so unbändig, so leichtsinnig und so verschwenderisch geworden ist.

Wenn einer endlich den ersehnten Reisepaß hat, das heißt den Schlüssel zum Paß und damit den Schlüssel zur Freiheit, dann mag er sich schon freuen und auch mal ein wenig leichtsinnig sein. Es ist ja sowieso der Abschiedstrunk von Chabarowsk. So mögen denn die Gefangenen leben. „Prost! Bruder, Na sdarowie!"

„Wollen Sie tatsächlich übermorgen schon weiter, Herr Professor?" meint der Kommissar und tut tiefbekümmert. „Wissen Sie, ich hätte Ihnen doch den Rat gegeben, sich mal die größte Sehenswürdigkeit unserer Stadt anzusehen. Da sind Gerippe von vorsündflutlichen Tieren, die vor vielen Millionen Jahren gelebt haben sollen. Die Knochen wurden vor zehn Jahren im Sumpf draußen vor der Stadt gefunden und gehoben. Wissen Sie, daß der Sumpf bei uns nur oberflächlich taut, selbst im heißen Sommer? In Mannestiefe finden Sie stets das harte, ewige Eis. Nun war damals der Sommer besonders trocken und heiß. Der Sumpf trocknete und taute tiefer auf als sonst. So konnte man die Skelette der Tiere, sogenannte Riesen-Saurier, freilegen und bergen. Sehen Sie sich dies alles doch einmal an!"

Professor John verspricht, sich alles anzusehen, aber innerlich denkt er anders. Er weiß, daß er schleunigst reisen wird,

daß er möglichst rasch den Staub Chabarowsks von seinen Füßen schütteln muß. Der Boden ist ihm heiß geworden. Sein Impresario ist nach Nikolsk-Ussurisk vorausgereist und hat auch dort mehrere Vortragsabende abgeschlossen. Und von dieser Stadt bis nach Wladiwostok ist's nur noch eine Eisenbahnfahrt von einigen Stunden.

„Trinkt noch einmal, deutsche Soldaten, und spielt ein deutsches Lied!"

Sie trinken und spielen deutsche Volkslieder, diese fünfzehn Gefangenen, und in den Augenwinkeln des Flüchtlings schimmert es feucht. Der Kommissar sieht es und stutzt. Wieso kommt ein Belgier dazu, diese Deutschen, die ja seine Feinde sind, so mit Speise und Trank zu bewirten? Warum läßt er sich die deutschen Lieder vorspielen, dieser Professor John? Und warum weint er dabei? Da stimmt etwas nicht!

Der Kommissar ist ein altgedienter Kriminalbeamter, bis zur Revolution in subalterner Stellung. Jetzt ist er Kommissar geworden. Nun, vielleicht könnte er beweisen, daß er würdig ist, diesen hohen Posten zu bekleiden. Gut, er wird sich diesen verdächtigen Burschen, diesen Professor John kaufen!

Ein Untersuchungsrichter in Wladiwostok wird mißtrauisch

Die Vortragsfolge in Nikolsk-Ussurisk ist kurz. Da liegt schon der Vertrag mit dem „Goldenen Horn", dem größten Theater von Wladiwostok, auf dem Tisch des Hauses. Aber vor der Abreise kündigt der Manager ganz plötzlich seine Mitarbeit. Nein, er hat keine Lust mehr. Was mag dahinter stecken?

Der Flüchtling fühlt sich ganz und gar verlassen in diesem großen feindseligen Asien. Wäre doch nur Tantchen hier, oder Katzenväterchen, oder der Steppenwolf, oder auch nur das greinende Triefauge! Aber nein, niemand ist da, dem man sich

anvertrauen könnte mit all seiner Not und seinen Befürchtungen. Ja, Befürchtungen sind's, die jetzt Professor John beschleichen. Oder ist's gar schon Furcht? So kurz vor dem Ziel wollen die Nerven versagen. Es ist eine alte Erfahrungsweisheit, daß jeder Verfolgte einmal eine große Dummheit begeht. Für russische Begriffe ist Professor John allerdings ein Cilny, ein Verurteilter auf verwegener Flucht. Ist der Fehler eigentlich schon gemacht, oder soll er noch begangen werden? Ja, was ist's nur, dieses bedrückende Gefühl in der Brust des Flüchtlings? Es wird stärker beim Sichten der Türme und Dächer der Feste Wladiwostok. Es wird ganz stark beim Anblick mehrerer Soldaten, die auf dem Bahnsteig stehen und den langsam einlaufenden Zug mustern. Auch auf der rückwärtigen Seite des Bahnsteigs stehen Soldaten.

„Verzeihen Sie, Herr, Sie sind doch der Vortragsreisende Professor John?" fragt ein Zivilist, unverkennbar ein Kriminalbeamter.

„Der bin ich. Was möchten — —"

„Dann folgen Sie mir. Entweichen ist ausgeschlossen. Die Soldaten würden sofort von der Schußwaffe Gebrauch machen."

„Ich werde nicht fliehen, weil ich neugierig auf das bin, was Sie mir zu sagen haben. Wirklich, ich bin neugierig."

Das soll scherzhaft klingen. Der Kriminalbeamte aber sagt nur: „Padiom — los, kommen Sie!" und drängt den Festgenommenen vor sich her. Rechts und links schließt sich die Reihe der Bewachung. Wie ein Erschießungskommando marschiert der kleine Trupp durch die Stadt Wladiwostok. Aber niemand schaut auf. Keine Neugierde, nichts. Wird wohl so ein Spion sein, der draußen zum Schießplatz auf den Sandhaufen geführt wird. Hier, in Wladiwostok, kommt so etwas täglich vor.

Da hat der neue Polizeikommissar von Chabarowsk mitgeteilt, daß ein gewisser Professor John nach Wladiwostok kommen wird, angeblich um hier Vorträge zu halten. Höchst

verdächtig. Vielleicht sieht der tüchtige Kommissar auch zu schwarz. Er ist ja frisch auf seinem Posten, wurde im Frühjahr als Frucht der Revolution eingesetzt. Er will sich nun bei den zaristischen Offizieren beliebt machen. Vielleicht liegt der Fall so, wie ihn die Polizei in Wladiwostok sieht, vielleicht ist dieser Professor John nur ein harmloser Kriegsgefangener, der auf einen neuen Trick gekommen ist, um die Freiheit zu erlangen. Die Deutschen haben ja bekanntlich den Teufel erfunden, und man weiß doch, wie schlau sie sind und welche Schliche sie gebrauchen, wenn sie in Not sind.

Einerlei, mag er sein, wer er will, jeder Mensch, der sich in nicht nachweisbarer Absicht der Kriegsfeste Wladiwostok nähert und dabei ergriffen wird, muß vor die Gewehrmündungen.

„Sie sind ein Deutscher, ein Spion sind Sie, und stehen in den Diensten der Roten!" donnert der Untersuchungsrichter.

So, nun ist es endlich heraus. Der Flüchtling atmet auf. Nichts weiter als das! Ach, wie harmlos! Es ist einfach lächerlich, wie plump dieser Untersuchungsrichter ihn fangen will. Deckt gleich alle seine Karten auf, dieser gute Mann. Na ja, es wird ein kurzes Wortgefecht geben.

„Verzeihen Sie," lächelt der Gefangene mit bestrickender Liebenswürdigkeit, „verzeihen Sie gütigst, Sie sagten doch soeben, ich sei Deutscher, wenn ich recht vernommen habe. Ach, wie interessant! Ich möchte Sie nicht ausfragen, weil mir hierzu die Befugnisse keineswegs zustehen und ich mir solche unter keinen Umständen anmaßen dürfte, aber gestatten Sie, bitte: haben Sie noch nichts von meinen Vorträgen gehört? Dann bitte ich gütigst einmal in diese Pressekritiken zu schauen. In vielen Städten Sibiriens habe ich meine Vorträge gehalten, und überall war die Presse, soweit überhaupt Zeitungen dort gedruckt werden, des Lobes voll. Mit diesen Zeitungsabschnitten vermögen Sie meinen bisherigen Weg genauestens zu verfolgen, bitte sehr, bis zurück nach Irkutsk."

„Gut, aber woher kamen Sie? Wo hielten Sie sich auf, bevor Sie in Irkutsk waren, na?"

Der Gefangene lächelt noch liebenswürdiger: „Aber Herr Untersuchungsrichter, wo soll und kann sich ein Mensch aufhalten, wenn nicht in Petersburg! Natürlich war ich in Petersburg, bis der rote Spuk dort begann. Alsdann reiste ich ostwärts, um eine Gegend zu gewinnen, wo man ruhig seinen wissenschaftlichen Studien nachgehen kann. Hier in Wladiwostok bin ich im Theater ‚Goldenes Horn' für mehrere Vorträge verpflichtet. Hier ist der mir bereits vor einigen Tagen zugegangene Vertrag."

Der Untersuchungsrichter prüft und wägt ab: „Alles gut und schön, aber Ihre Pässe, bitte!"

„Pässe? Nein, damit kann ich leider nicht dienen. Paß und kleines Handgepäck gingen unterwegs verloren. Wahrscheinlich gestohlen worden, und zwar in Chabarowsk. Es wird ja heute so viel gestohlen in diesen unruhigen Zeiten. Gleich nach Ankunft in Chabarowsk ging ich zur Polizei und ließ mich beim dortigen Kommissar, einem liebenswürdigen Herrn, melden. Ich legte immer großen Wert darauf, mich gleich nach Ankunft in jeder Stadt bei der Polizei zu melden. Ich ging also hin und legte meinen Paß vor: ‚Hier, Herr Kommissar, ich bin der und der und bitte höflich um Eintragung in die Fremdenliste,' sage ich. Er prüft meinen Paß, und siehe, am folgenden Tag wird mir derselbe Paß, mit einigem anderen Kleingepäck, gestohlen. Witzbolde, wahrscheinlich, nur Witzbolde, Herr Untersuchungsrichter, Leute, die mal prüfen wollten, ob es dem Telepathen gelingt, seinen eigenen Paß zu finden, nachdem er jede versteckte Nadel gefunden hat. Und was soll ich Ihnen sagen, der Paß blieb weg. Radikal weg! Die Diebe oder Spaßmacher getrauten sich wahrscheinlich nicht mehr, den Paß zurückzugeben. Ich bin natürlich sofort zum Polizeikommissar gerannt und habe den Verlust gemeldet. ‚Kommen Sie her,' hat er

gesagt, ‚weinen Sie bitte nicht gleich. Ich kenne Sie doch. Ich weiß, wer Sie sind. Ihren Paß habe ich mit eigenen Augen gesehen. Hier haben Sie eine Bescheinigung, die Ihnen den Weg bis Wladiwostok ebnen dürfte.' Darf ich Ihnen, Herr Untersuchungsrichter, dieses Schreiben vorlegen. Hier ist's!"

Damit entfaltet der Verhaftete das mit Bild, Stempeln und Unterschrift versehene Blatt. Der Richter prüft genau die Handschrift, vergleicht sie, im Schlitze des Aktendeckels, mit der Schrift eines Briefes, der die Reise eines Verdächtigen von Chabarowsk nach Wladiwostok meldet.

So ein hirnkranker Idiot, denkt der Richter. Dieser Kommissar in Chabarowsk hat wohl alle Sinne verloren, oder hat ihm die Wodka den letzten Verstand geraubt? Hier stellt er diesen Professor John als verdächtig hin, und hier bescheinigt er, daß ihm dieser Herr wohlbekannt ist. Nein, dümmer wird sich nie ein Mensch benehmen können.

„Dieses Papier ist wichtig," sagt der Untersuchungsrichter freundlich, „aber was wollen Sie eigentlich in der Festung Wladiwostok, wo strenge Kriegsgesetze gelten und wo immer noch der Belagerungszustand verhängt ist?"

Der Gefangene gewinnt seine Sicherheit vollkommen wieder, denn er merkt, daß er siegt. „Ich muß doch hier meinen Vertrag erfüllen, mit dem ‚Goldenen Horn', wie ich schon sagte. Und dann möchte ich den für belgische Untertanen zuständigen Konsul aufsuchen zur Erlangung eines Reisepasses, da ich von hier aus über Amerika nach Europa zurückfahren will."

„Die Unterredung mit dem belgischen Konsul sollen Sie haben. Bis dahin verbleiben Sie hier in Polizeigewahrsam."

Lange und bange Stunden in der engen Zelle des Polizeigefängnisses. Endlich rasseln die Schlüssel. Ach, dieses Rasseln, das furchtbare Lied, für einen Cilny ein alltägliches Lied! Es treten ein der Untersuchungsrichter und hinter ihm ein höherer

französischer Offizier, der sich als belgischer Konsul für Wladiwostok vorstellt. Hinter ihm hält sich ein Sekretär, der eine dicke und schwere Mappe trägt.

„Sie behaupten, belgischer Staatsangehöriger zu sein," sagt der Konsul. „Gut, ich möchte es Ihnen schon glauben, aber kommen Sie mir nur nicht mit Räubergeschichten. Erzählen Sie mir nicht, daß Sie aus einem kleinen Ort stammen, in der Hoffnung, daß wir über diesen kleinen Ort hier keine Angaben finden werden. Ich habe vorgesorgt und manche wichtige Unterlage mitgebracht."

Der Untersuchungsgefangene lächelt verbindlich: „Herr Konsul, auch ich war so frei, eine wichtige Unterlage mitzubringen, nämlich meine gestempelte und mit meinem Bild versehene Mitgliedskarte der Handelskammer zu Brüssel. Hier ist sie."

Hoffentlich weiß oder ahnt der gute Mann nicht, daß auch Ausländer, die in Brüssel Geschäfte betreiben, Mitglieder der Handelskammer sein können. Er nimmt die Karte, prüft sie, vergleicht das Bild und sagt:

„Ausgezeichnet, das werden wir gleich haben. Bitte das Adreßbuch von Brüssel!"

Der Sekretär öffnet die schwere Mappe, holt das Buch heraus. Es ist ein Adreßbuch vom Frühjahr 1914. Es berichtet über den Stand des Jahres 1913.

Mit großer Gewissenhaftigkeit sucht der Konsul, findet endlich die Liste der Handelskammer-Mitglieder, liest auch den Namen „Johann Dieterich" und seine Brüsseler Adresse dahinter. Er reicht die Mitgliedskarte zurück, klappt das schwere Buch zu und gibt dem Untersuchungsgefangenen die Hand:

„Natürlich sind Sie mit diesem Augenblick frei. Diese strenge Untersuchung ist nötig, weil hier Festung ist, und dann lag gegen Sie eine Anzeige vor. Ja, die Behörden hier müssen aufpassen. Ich erwarte Sie morgen, zu jeder Stunde, bei mir auf dem

Konsulat, zur Entgegennahme eines von mir ausgestellten Reisepasses."

Der Untersuchungsrichter entschuldigt sich und freut sich, daß alles so rasch aufgeklärt werden konnte. Diesen Kommissar in Chabarowsk wird er gelegentlich mal aufs Korn nehmen.

„Meine Herren! Ich hoffe, Sie beide wiederzusehen, und zwar morgen abend in meinem Eröffnungsvortrag im ‚Goldenen Horn'."

Sie drücken sich die Hand. Professor John steht draußen, im Freien, als freier Mann. Mitternacht ist längst vorbei. Tiefe Dunkelheit liegt über der Festungsstadt Wladiwostok. Keine Droschke weit und breit. Es herrscht ja Belagerungszustand. Niemand darf sich jetzt auf der Straße bewegen, ausgenommen die russischen und alliierten Militärstreifen. Nein, es wäre nicht klug, jetzt noch einen Schritt über die Straße zu wagen, in dieser unbekannten Stadt.

Der Entlassene geht in das Gefängnis zurück, bittet und bettelt, die paar verbleibenden Nachtstunden noch in der Zelle verbringen zu dürfen. Die Wärter lachen und lassen ihn herein, schließen ihm die Zelle auf und reichen ihm noch eine Decke.

„Dieser Fremde hat ein gutes Gewissen," sagt ein alter Wachtmeister, „das sah ich gleich. Wer sich so benimmt wie dieser, muß ein gutes Gewissen haben."

Drinnen, auf der harten Pritsche, ist ein müder Mensch bald eingeschlafen. Seine Atemzüge gehen regelmäßig, denn er ist ja frei. Jawohl, er schläft in einer Zelle, aber nur aus Sport, sozusagen. Sobald der Tag graut, wird er hinausgehen und sich für diese friedliche Nacht bedanken. Er wird dem diensttuenden Beamten einen Geldschein zuschieben für Wodka. Er wird ihm auf die Schulter klopfen und sagen: „Es war ein Höllenspaß, mal im Gefängnis zu schlafen. So, jetzt weiß ich auch, wie man hinter Schloß und Riegel schläft, hahaha! Der Mensch

muß eigentlich alles mitmachen, auch solch ein Abenteuer, meinst du nicht auch, Bruderherz?"

Die abendlichen Vorträge im Theater „Goldenes Horn" zu Wladiwostok bringen Professor John nicht nur klingende Münze, sondern auch große Volkstümlichkeit ein.

Hier, in Wladiwostok, weilen Kommissionen aller kriegführenden Staaten. Und mit diesen Herren sitzt Professor John Abend für Abend im Kasino. Es wird heftig politisiert. Ja, die gut eingeweihten Herren nehmen kein Blatt vor den Mund. Könnte man doch jetzt irgendwie diese kostbaren Nachrichten nach Deutschland, an die Oberste Heeresleitung bringen! Ja, könnte man das! Hier sitzt ein Deutscher, ein Militärpflichtiger, ein Cilny, dessen Platz eigentlich drüben in Kirensk, am Kältepol der Erde, ist. Hier sitzt dieser abenteuernde Mensch und narrt seine Todfeinde. Könnte doch einer dieser Herren in sein Herz schauen! Wüßte jener Admiral Seiner Britischen Majestät, der so frei von den Schwierigkeiten durch die Meerespest, die deutschen U-Boote, erzählt, wüßte er nur, daß sein aufmerksamer Zuhörer, dieser Professor John, eigentlich ein Gegner ist, der sich diebisch freut über dieses freie Bekenntnis! Wüßten diese französischen, amerikanischen und russischen Offiziere, wer zwischen ihnen sitzt —!

Aber über dem Haupt des Fremden hängt wie ein Fluch die Angst vor Entdeckung. Kein Zweifel, man wird seine Spuren rückwärts verfolgen. Und in Irkutsk wird eine Lücke kommen, und vielleicht wird eines Tages der gefoppte Kommissar aus Chabarowsk auftauchen, und der immer noch etwas mißtrauische Untersuchungsrichter wird eine Gegenüberstellung verlangen. Nein, nur weg aus diesem unheimlichen Wladiwostok, wo schon die bolschewistische Revolution zu gären beginnt! Nur weg, ehe die Grenze nach China geschlossen ist!

Es ist inzwischen Herbst 1917 geworden, und als Professor John im Zuge nach Charbin sitzt, fällt der erste Schnee. Die

Vortragsreihe in Charbin wird aber nicht gehalten, weil dort inzwischen schwere Unruhen ausgebrochen sind. Mit Mühe gelingt es dem Fremden, einen abgehenden Zug zu besteigen, um dieser ungastlichen Stadt den Rücken zuzukehren. Aber eine frohe Überraschung bringt diese Reise, sie zeigt, daß der neue Paß überall anerkannt wird. Welch beruhigendes Gefühl für einen Flüchtling, im Besitz eines guten Reisepasses zu sein!

In Dairen schifft sich Professor John ein nach Schanghai.

Es ist Winter geworden, der kritische Winter von 1917 auf 1918.

Das Gelbe Meer tobt.

Abenteuer in Schanghai

In der britischen Niederlassung sucht und findet Professor John eine Wohnung.

Hier, in der großen Hafenstadt Schanghai, wird er wohl lange bleiben müssen, weil die letzte große Etappe, die Reise über Japan und Amerika nach Europa, genau und gewissenhaft vorbereitet werden soll.

Inzwischen wird gearbeitet. Vortragsabende in allen europäischen und japanischen Niederlassungen sind leicht organisiert. Und siehe, es scheint, als ob gerade Schanghai den großen Ruhm bringen sollte, diesen Ruhm, mit dem ein Flüchtling nichts anfangen kann. Solch ein gehetzter Mensch möchte sich still verkriechen, möchte nicht auffallen. Nein, Ruhm und Volkstümlichkeit zerren den Bescheidenen immer wieder in das grellste Licht der Öffentlichkeit. In erster Linie sind's die Zeitungen.

Am Tage des ersten Auftretens in Schanghai schreibt „Shanghay-Mercury", ein großes amerikanisches Blatt in China, am Montag, dem 7. Januar 1918:

„Professor John ist im Apollo-Theater!

Der Direktion des Apollo-Theaters ist es gelungen, Professor John, den berühmten Gedankenleser, zu verpflichten. Professor John ist als telepathisches Phänomen bekannt. Professor John behauptet nicht, zukünftige Ereignisse voraussehen zu können, sondern er hat die Fähigkeit, menschliche Gedanken zu lesen."

Dieser Hinweis zieht. Am Abend ist die ganze amerikanische und englische Kolonie im Apollo-Theater, und niemand ahnt, daß dort oben ein Deutscher steht. Auch die größte englische Zeitung in China, „The Shanghay Times", wird aufmerksam und bringt am 9. Januar einen Bericht über die ersten Experimentalvorträge dieses seltsamen Menschen, um den sich schon ein Nimbus zu weben beginnt:

„Die Vorstellungen des Prof. John im Apollo-Theater waren sehr stark besucht, und das Publikum muß wirklich zufrieden fortgegangen sein ... Am Schluß der Vorstellung bat Prof. John das Publikum, ihm für den nächsten Abend schwierigere Aufgaben zu stellen."

Dieses Lob läßt „L'Echo de Chine", die größte Zeitung der französischen Niederlassung, nicht schlafen. Der französische Reporter wird losgehetzt, sitzt am Vortragsabend in der vordersten Zuhörerreihe und schreibt am 11. Januar:

„Prof. John handelt nicht mit der Person, die ihm die Gedanken überträgt, sondern mit dritten Personen, wodurch der Beweis erbracht ist, daß jeder Trick ausgeschlossen ist."

Aber Professor John will möglichst rasch weg aus China, wo er sich noch nicht sicher fühlt. Nach Amerika will er. Zwar liegt Amerika mit Deutschland im Kriege, aber er hat ja seinen belgischen Paß. Belgier sind gut angesehen in den Vereinigten Staaten und werden überall freundlich aufgenommen. Amerika ist wieder ein großer Schritt nach Europa und damit nach Deutschland.

Aber um nach Amerika fahren zu können, muß der Einreisende einen Vertrag von einem dortigen großen Theater vorzeigen. Sonst ist die Einwanderung so gut wie ausgeschlossen, ja sogar die Durchreise erschwert. Nur ein Mittel ist unfehlbar und öffnet alle Grenzen, die Volkstümlichkeit. So geht denn Professor John zur größten amerikanischen Zeitung in China, „The China-Preß", und läßt sich interviewen. Das schmeichelhafte Ergebnis liest man am folgenden Sonntag, dem 16. Januar 1918, in der Zeitung.

Mitten in diese Erfolgsserie platzt eine böse Nachricht. Ein junger Mann drängt sich nach der Vorstellung durch die Menschenmenge, gelangt zu Professor John, drückt ihm rasch einen Zettel in die Hand, verschwindet. Und auf dem Zettel steht:

„Vorsicht! Nachrichten aus Sibirien ungünstig für Sie! Festnahme steht bevor! Dringender Spionageverdacht. Meiden Sie die französische Niederlassung! Ein Freund."

Was hat dies alles zu bedeuten? Eine Falle? Natürlich eine Falle, was denn sonst! Er soll seine Schuld selbst zugeben, indem er unruhig wird. Nein, er denkt nicht daran, zu fliehen. Keine Unbesonnenheit!

Aber nachher, in der Stille seiner Wohnung in der britischen Niederlassung, fühlt der Deutsche das fürchterliche, rasche Pochen des Blutes und weiß, daß ihn die Nerven verlassen wollen. Er fühlt, daß die Gefahr für ihn größer ist, als er selbst glaubt, und beginnt, mechanisch seine Sachen zu packen. Bis zum frühen Morgen packt er. Aber dann, mit dem Anbrechen der Helligkeit, mit dem Aufgehen der Sonne gewinnt er wieder Mut und Selbstvertrauen, und er beschließt zu ruhen. Wer weiß, ob er nicht in den nächsten Tagen besondere Kräfte nötig haben wird.

Aber seine zahlreichen Anhänger in Schanghai möchten ihn vor neue Probleme stellen, und seine Gegner möchten ihn

irgendwie erledigen. Gibt es denn keine Handhabe gegen Herrn Professor John?

„Denken Sie nur, Professor John, heute war wieder jemand bei mir und hat mir erklärt, Sie seien Deutscher," sagt der belgische Konsul von Schanghai und ist sehr bekümmert, so etwas sagen zu müssen.

Professor John lacht und meint: „Ich habe Ihnen ja meine Papiere gezeigt und glaube — —"

„Aber mein lieber Professor John, ich bitte Sie inständig, sich nur keine Sorge zu machen. Ich werde einen belgischen Staatsangehörigen auch gegen solche Verdächtigungen zu schützen wissen."

Eines Nachmittags kommt es in einem Kaffeehaus in der internationalen Niederlassung zu Auftritten. Man beschimpft Professor John als Deutschen, der nach Schanghai gekommen sei, um zu spionieren. Man sollte ihn festnehmen, den Spion —!

Alle Anwesenden ergreifen Partei für Professor John, der schon sehr populär geworden ist, und lassen den Beleidiger durch die Polizei feststellen und aus dem Lokal weisen.

Immerhin, die Stimmung ist frostig. Sie wird erst besser, als Professor John zwei große Kriminalfälle durch Telepathie aufdeckt. In den Kassen der Bank Mitsui-Bussan-Kwaischa in Schanghai fehlen eines Tages siebentausend Dollar. Keine Spur vorhanden. Nur Verdacht ist da, und dieser richtet sich auf vier Angestellte. Professor John nimmt den einen bei der Hand und findet den richtigen Täter und auch das Versteck der siebentausend Dollar innerhalb einiger Minuten. Die Polizei von Schanghai ist sprachlos. Ganz Schanghai fiebert. Die Presse bringt spaltenlange Artikel. Professor John ist der volkstümlichste Mann, der Mann des Tages. Man reißt sich um ihn. Dem Cilny wird es heiß und kalt. Das geht nicht gut aus, das kann nicht gut gehen!

Bald kommt die Kriminalpolizei wieder zu Professor John. Im vornehmen Hotel Taijokwan in Schanghai ist ein Koffer mit Juwelen entwendet worden. Er soll wieder mal helfen, dieser seltsame Mensch. Natürlich wird er helfen. Nur immer gut Freund mit der Polizei bleiben!

Und so sieht man am späten Nachmittag einen Menschen rasch durch die Straßen und Gassen von Schanghai schreiten und in dem berüchtigten Chinesenviertel verschwinden. Es ist Professor John, der arbeitet. Er schaut weder rechts noch links. Er geht schnurgerade durch das Gewühl der „Chinese-Town", wo ihm die Menschen entsetzt Platz machen. Hinter ihm folgen unauffällig die Kriminalbeamten, neugierig auf den Ausgang des Abenteuers.

Am folgenden Morgen, dem 10. Mai 1918, bringt die große Zeitung „Schanghai-Nippo" folgenden Artikel:

„Telepathie hilft gestohlenes Geld wiederfinden!"

„Unter dem Titel ‚Der verschwundene Koffer', welcher Bargeld und einen kostbaren Edelstein enthielt und der im Hotel ‚Taijokwan' gestohlen wurde, hatten wir bereits vor einigen Tagen Näheres berichtet ... Die Direktion hatte von der wunderbaren Gabe des Professors John gehört, der im Theater ‚Embujo' in Schanghai öffentliche Vorträge hält, und hatte daraufhin Professor John gebeten, ihr zu helfen, den Dieb ausfindig zu machen. Prof. John hat dieser Bitte entsprochen ... So wurden schließlich die Diebe, das Bargeld und auch der kostbare Edelstein durch die wunderbaren Fähigkeiten des Professors John entdeckt."

Trotz dieser Erfolge fühlt sich der Flüchtling in Schanghai nicht sicher. Sein Entschluß ist schnell gefaßt. Er muß weg. Nach Japan muß er. Sein Gepäck läßt er zum Hafen in die japanische Niederlassung bringen. Am folgenden Tag soll ein kleiner Dampfer nach Japan abgehen. Wer wird Professor

John auf solch einem kleinen Dampfer suchen? Er besitzt längst das japanische Visum. Zum Schein wird er noch eine Vortragsverlängerung ankünden und dann, im letzten Augenblick, nicht unterschreiben und verschwinden. Kurzum, es muß hier mit List gehandelt werden.

Der Europäer glaubt, listig zu sein. Nein, er ist's nicht. Listig und abwägend ist nur der Asiate. Dieser Mister Tanaka ist reinrassiger Asiate in jeder Beziehung. Professor John hat ihn engagiert, als Impresario für Japan, hat ihm keineswegs verhehlt, daß ein weiterer Aufenthalt in Schanghai weder interessant noch wünschenswert ist. Nein, mit Schanghai, überhaupt mit diesem ganzen asiatischen Festland möchte Professor John vorläufig nichts mehr zu tun haben.

Mister Tanaka lächelt und versteht. Mister Tanaka versteht mehr als ausgesprochen wird, aber er ist Impresario mit hoher Gage und kennt daher nur eine Partei, die des Professors John, kennt nur einen Vorteil, wiederum den seines Brotgebers.

Der Japaner stürzt in das Zimmer zu Professor John: „Fliehen Sie!“ hastet er, „britische Kriminalbeamte stehen unten. Man will Sie festnehmen. Sie sollen ein aus Sibirien entflohener Deutscher sein. Sie vernehmen drunten den Hausmeister und den Aufwarteboy. Schnell, nur rasch weg!“

Es kommt alles, wie es kommen muß. Auf diesen Augenblick hat der Flüchtling gewartet. Natürlich mußte eines Tages die Fluchtnachricht eintreffen. Wahrscheinlich haben sie oben in Kirensk mal Ordnung geschaffen und ihre Steckbriefe hinter dem Flüchtling her losgelassen. Aber nun ist keine Zeit mehr für langes Überlegen. Nur weg aus diesem Haus!

Die Treppe hinunter? Ausgeschlossen! Unten, am Hauseingang, stehen die beiden Kriminalbeamten. Dann bleibt nur noch der Ausweg durch das Fenster, über ein Dach, von dort über eine Mauer in einen Hof — —

„Wir treffen uns auf dem Dampfer!“ sagt Professor John und schwingt sich durch das Fenster. Drei oder vier Meter unter ihm beginnt ein ziemlich flaches Dach. Er läßt sich abgleiten, springt auf das Dach, gelangt auf die Mauer, dann in den Hof, von dort aus durch ein Gäßchen in das Chinesenviertel Tschapei, wo eine Rikscha ihn aufnimmt und in die japanische Niederlassung entführt, während zur gleichen Minute zwei britische Kriminalbeamte in das Zimmer dringen und dort einen recht höflich lächelnden Japaner treffen.

Sie fragen, wo der Herr Professor John sich aufhält.

„Er ist zum Apollo-Theater gefahren, seinen Vertrag verlängern. Was darf ich ihm bestellen? Er wird übrigens heute abend seinen Vortrag pünktlich um 20 Uhr halten, wie immer,“ sagt der Impresario und lächelt verbindlich.

Nein, er braucht nichts zu bestellen. Schon gut so! Die beiden Kriminalbeamten entfernen sich befriedigt. Sie haben festgestellt, daß dieser verdächtige Professor John hier wohnt, daß er ferner im Apollo-Theater auftreten wird. Gut, er soll nicht entweichen. Aber stimmt das auch mit dem Apollo-Theater? Man wird telephonisch anrufen.

Sie klingeln das Apollo-Theater an und erfahren, daß zwar der Vertrag des Professors John abgelaufen ist, daß aber voraussichtlich heute eine Vertragsverlängerung vereinbart wird.

Die Kriminalbeamten haben ihre Pflicht getan. Heute abend noch werden sie zur Festnahme schreiten, etwa nach dem Vortrag, dem sie natürlich beiwohnen werden.

Aber auch Professor John hat richtig gehandelt, denn er ist auf diesem kleinen Dampfer völlig sicher.

Gegen Mittag erscheint der Impresario, lächelnd und freundlich wie immer, und am frühen Nachmittag setzt sich das Schiff in Bewegung.

Das Festland Asien verschwindet hinter den schäumenden Heckwirbeln.

Im Lande des Lächelns

Der tüchtige Impresario Mr. Tanaka hat von Schanghai aus gut vorgearbeitet, denn mehrere Verträge sind bereits abgeschlossen, ehe noch der kleine Dampfer seine viertägige unruhige Fahrt über das Gelbe Meer beendet hat. Und wie Professor John in Tokio eintrifft und im Imperial-Hotel, in einem der ersten Häuser am Platze, Quartier nimmt, sind die Reporter da. Sie fragen, sie quälen, sie knipsen und möchten alles wissen, was im Leben dieses Mannes interessant und wichtig war.

Und dann bringen die Zeitungen große Artikel und erwähnen die erstaunlichen Erfolge in Sibirien und in den Städten der Festlandküste. Professor John zuckt zusammen. Das wird doch sein Verderben sein. Jetzt kann die englische Kriminalpolizei in Schanghai die Spur des Entwichenen leicht finden. Hoffentlich liest man drüben keine japanischen Zeitungen!

Der Erfolg solch starker Pressekampagne bleibt nicht aus. Die Vortragsabende werden zu wahren Siegeszügen. Aus allen Städten Japans kommen Anfragen. Aber nein, das will Professor John nicht. Er will weg.

Doch die Reise nach Amerika wird immer wieder vereitelt, und so nimmt er an, unterschreibt Vertrag um Vertrag.

In den Städten holt man ihn auf blumengeschmückten Wagen ein. In Osaka ist der größte, rund 5000 Menschen fassende Saal zwei Wochen lang Abend für Abend ausverkauft. Das 6000 Menschen fassende größte Theater in Japan, das Kabukiza-Theater, zahlt Professor John eine unerhörte Stargage, ist ständig ausverkauft und ernennt ihn wegen seines Erfolges zum Ehrenmitglied dieses Hauses, eine Ehrung, die nur ganz wenigen zugkräftigen japanischen Schauspielern zuteil geworden ist.

Professor John ist Ehrengast überall, er ist der Mann des

Tages, ist das Tagesgespräch der Hauptstadt und des ganzen Landes.

Es ist für diesen Cilny ein Siegeszug sondergleichen. Er begeistert die Massen. Es kommt diesem bescheidenen Professor John alles wie ein schöner Märchentraum vor. Und doch, was wird der Morgen bringen?

Japan befindet sich mit Deutschland im Kriegszustand. Alle deutschen Staatsangehörigen sind interniert. Nur einer reist frei durch das große japanische Inselreich, und die Menge jubelt ihm zu, wo er erscheint. Er kann eine solche Ehrung und Volkstümlichkeit gar nicht fassen, er kann es nicht.

Käme jetzt einer: „Japaner, dieser Professor John ist ein Deutscher, der die ganze Welt an der Nase herumführt, ist ein ausgerissener Lebenslänglicher vom Kältepol der Erde, auf der Flucht in seine deutsche Heimat. Und alle seine zahllosen Zuschauer sind für ihn eigentlich nur Werkzeug und Helfer auf dieser Flucht!"

Ja, was wäre dann, was würde sich bei solcher Erklärung ereignen? Niemand würde einem solchen Schwätzer glauben. Man würde ihn als Verleumder und blassen Neider abtun.

Inzwischen genießt Professor John die Freiheit. Er besucht die Sehenswürdigkeiten des schönen Landes, besteigt den Heiligen Berg Futji-Yama, er genießt das Märchenland und verdient Geld.

Auf der einen Seite schlägt das Lebensschicksal hart zu, auf der anderen Seite streichelt und schmeichelt es. Diesen Professor John zum Beispiel verwöhnt jetzt das Schicksal. Er wird zu einer der volkstümlichsten Persönlichkeiten in Japan. Er wird es besonders nach der Einladung zu einem Gartenfest am Hofe des Mikado.

Ein deutscher Militärpflichtiger, ein flüchtiger Kriegsgefangener ist Gast am Hofe des Kaisers von Japan!

Nein, höher geht's nimmer. Seltsamer kann das Abenteuer kaum noch werden. Selbst dem großen Abenteurer Professor John schwindelt es vor Augen. Das kann nicht mehr lange gut gehen. Das ist unheimlich.

Im fernen Europa tobt der Krieg mit größter Erbitterung. Die letzten großen Schlachten auf Frankreichs Boden werden geschlagen. Japan aber ist fast unbeteiligt. Sein Krieg war mit der Einnahme von Kiautschou beendet. Dieser ferne Krieg ist mit der Zeit langweilig geworden. Seit vier Jahren immer und ewig dasselbe.

„Zwischen Arras und Albert sind wir in die deutschen Linien gedrungen," meldet der britische Heeresbericht. Was weiß der Japaner von Albert und Arras? Kleinigkeiten! „Tapfere lothringische und rheinische Regimenter brachten den mit zahlreichen Tanks durchgeführten Angriff zweier amerikanischer Armeen auf dem Mihiel-Bogen bei La-Chaussée zum Stehen. Die Sehnenstellung zwischen Maas und Mosel ist fest in unserer Hand —" meldet die Oberste Heeresleitung der Deutschen.

Was ist Mihiel-Bogen? Und was ist die Maas, was die Mosel für den Durchschnittsjapaner? Hier herrscht tiefer Friede. Hier wird gewaltig verdient. Hier stampft der unendliche Fleiß eines genügsamen Volkes ganze Industrien aus dem Boden.

Im fernen Europa, das bis 1914 den indischen, den chinesischen und den südamerikanischen Markt mit seinen mannigfaltigen Industrieerzeugnissen überschwemmte, stehen alle Räder still oder arbeiten einzig und allein für Rüstungszwecke. In China, in Indien, auf dem Archipel, in Südamerika, in Australien, überall schreien sie nach Ware. Gut, der Japaner wird das Geschäft machen. Er wird sich der verwaisten Märkte annehmen. Er wird sie mit seinen Erzeugnissen beliefern und mit der Zeit die ganze europäische Industrie aus dem Felde schlagen. Vorläufig arbeitet er ja ohne Wettbewerber. Er kann sich in aller

Ruhe der Eroberung der Absatzgebiete hingeben. Und sollte später einmal der Europäer wiederkommen, wird man ihm höflich entgegenlächeln: „Bedauere, schon besetzt!"

Das ganze japanische Inselreich ist mitten im Taumel des Aufbauens und Verdienens. Wird das alte Europa diese Verspätung je wieder aufholen können?

Ein Land, das in solch riesenhaftem Wachsen begriffen ist, kennt nicht die Sorgen und Nöte jener Staaten, die — wie Rußland — in inneren Kämpfen verbluten. Ein solches Land kennt keine Spionagefurcht, weil es sich stark fühlt. Jede Furcht ist ein Zeichen von Schwäche. Japan erstarkt von Tag zu Tag. Je schwächer und blutleerer die anderen Völker werden, desto freudiger und lebenbejahender fühlt sich Japan. Nein, hier hat Professor John kaum etwas zu fürchten. Er ist hier. Man liebt ihn. Seine Volkstümlichkeit wächst von Tag zu Tag. Alle Zeitungen bringen sein Bild. Er lächelt von allen Plakatsäulen, er lächelt von riesigen Reklametafeln, an der Front riesiger Betonhäuser, deren Fundamente, der Erdbeben wegen, bis zu 50 Meter tief, auf gewachsenem Urfels ruhen. Überall, in Straßenbahnen, in Theatern, an Dampferanlegestellen, in Hotelhallen, in Eisenbahnen lächelt das überlebensgroße Bild dieses bekannten und beliebten Telepathen Professor John, dessen Vorträge überall Tagesgespräch sind. Der ferne Krieg in Europa ist eine alte Sache. Jeder Japaner wünscht noch mehrere Jahre Krieg in Europa, und damit ist jedes Interesse an dieser Angelegenheit erloschen. Aber die neuesten Experimente Professor Johns, ja die sind wichtig, darüber lohnt es sich schon mal nachzudenken. Selbst die japanischen Gelehrten eilen, sich Professor John anzusehen. Der tüchtige Impresario versteht es dabei ausgezeichnet, die Reklametrommel zu schlagen.

Im ganzen Lande, in jeder Stadt spricht und liest man von Professor John. Er besitzt Diplome und Zeugnisse, sein angenommener Professorentitel ist Wirklichkeit geworden. Er ist

Meister und Lehrer geworden, dieser Cilny auf der Flucht zur Heimat. Aber noch ist ein großer Schritt zu tun: Amerika und England, dann Deutschland.

Wochen und Monate vergehen mit Warten auf die günstige Gelegenheit. Eines Tages kommt die Kunde vom Waffenstillstand in Europa. Deutschland, so schreiben die Zeitungen, hat den Krieg verloren und soll demütigende Bedingungen annehmen, soll seine Flotte ausliefern, soll fast alle Waffen und Eisenbahnwagen abgeben. Und das sind doch nur die Bedingungen des Waffenstillstandes. Wie werden die Klauseln des Friedensvertrages ausfallen?

Die Japaner lesen diese Nachrichten und lächeln unergründlich. Sie sollen sich nur gegenseitig auffressen, diese Europäer. Sie sollen Haß und Rache säen und neue Kriege rüsten. Japan wird ernten. Auf allen Märkten und in allen für Europa verlorenen Absatzgebieten wird Japan reiche Ernte halten.

Der Deutsche, der Flüchtling aus der lebenslänglichen Verbannung, in die er für sein Vaterland geraten ist, um seiner nationalen Pflicht zu genügen, ist untröstlich und niedergeschlagen ob solcher Friedensbedingungen, die eine Schande sind. Aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß Deutschland sich aufraffen wird, daß es in ein paar Jahren wieder eine Weltmacht sein wird. Echte deutsche Männer können nicht untergehen.

Wird nun Professor John, der deutsche Kriegsgefangene und Flüchtling, bald sein Abenteuer beenden können? Er ist müde geworden. Er sehnt sich nach endlichem Weiterkommen. Jetzt muß doch bald der Weg nach Deutschland frei sein! Nein, es fehlt die Schiffstonnage. Japan hat Schiffe genug, aber sie fahren auf Meeren, die nicht durch Minensperren verseucht sind. Sie fahren dort, wo man friedliche und glänzende Geschäfte macht.

In einigen Wochen wird wohl die Friedensunterzeichnung kommen. Dann muß alles anders werden. Dann werden die Meere wieder frei sein. So lange muß Professor John noch warten.

Aber aus den Wochen werden Monate. Erst am 28. Juni 1919 wird in Versailles ein Dokument unterzeichnet, das sich ohne Scham Friedensvertrag nennt und das Ende, das sichere Ende Europas vorbereitet.

Die Japaner lesen ihre Zeitungen und lächeln unergründlich.

Die Monate vergehen. Zwischen den einzelnen Vorträgen bereist Professor John das seltsame japanische Inselreich. Er kommt nach dem palmenreichen Süden und in den eisigen Norden. Hier hört er von dem Urvolk der Insel, den Ainos.

Die letzten Stämme dieser aussterbenden Urrasse wohnen auf der Insel Jesso und auf Sachalin. Sie müssen aussterben, weil die Lebensbedingungen dort im hohen Norden keine Weiterentwicklung erlauben. Früher, vor 3000 Jahren, ging's ihnen viel besser, als sie noch ganz Japan bevölkerten, aber sie wurden von den fremdrassigen Mongolen nach Norden abgedrängt und gehen hier langsam, elend zugrunde.

Man rechnet diese Ainos zu den ältesten Urvölkern der Erde.

Die bescheidenen Hütten der Ainos sind alle nach Süden gestellt. Das einzige Fenster zeigt gen Osten. Dort kniet jeden Morgen der Älteste der Familie nieder und verrichtet die Gebete, begrüßt die aufgehende Sonne und das steigende Licht, das zur Tagesarbeit, das heißt zum Fischfang und zur Jagd, ruft.

Im Gegensatz zum Japaner sind die Ainos stark, breitschulterig und ungewöhnlich stark behaart. Die Frauen tätowieren sich den fehlenden Schnurrbart auf die Oberlippe.

Für Japaner sind die Niederlassungen der Ainos große Sehenswürdigkeiten, zu denen man gern Fremde führt. Schweden und Norwegen haben ihre Eskimolandstriche, Nord-

amerika hat seine letzten Rothäute, Japan hat seine Ainos, seine „Hundefresser", die man dem Reisenden vorführt.

Professor John reist in die Niederlassungen. Er will das Urvolk mit arischem Blut studieren, und just ist das größte Fest, das Fest des Bären, fällig.

Das Opfertier, ein starker, fetter, wohlgenährter Jesso-Bär, der sich ein ganzes Jahr lang von den Eingeweiden geschlachteter Hunde, von Fischabfällen und tranigem Seehundsfleisch nähren durfte, steht noch nichtsahnend in seinem Holzkäfig. Der Zauberer der Ainos erscheint, kniet vor dem Käfig nieder und verrichtet ein Gebet. Darauf werden Stricke gebracht und Schlingen dem Bären um den Hals geworfen. Das brüllende und sich sträubende Tier wird herausgezerrt und muß zwischen zwei Reihen Jäger hindurch. Und alle diese Männer schießen ihre Pfeile mit Knochenspitzen auf den Bären ab, bis das Tier unter furchtbaren Qualen verendet. Dann wird es ausgenommen, abgehäutet und verteilt.

Während das Bärenfleisch über den Feuern schmort, schreiten die Männer zum nahen Strand und werfen die Eingeweide des Tieres als Opfergabe ins Meer.

Zu gleicher Zeit haben auch mehrere fette Hunde ihr Leben lassen müssen. Das Bärenfleisch ist eigentlich nur als Luxusvorspeise gedacht, da jeder Familienangehörige nur einen handgroßen Brocken zugeteilt bekommt. Aber am Hundefleisch mag sich jeder satt essen.

Bis tief in die Nacht hinein dauert das Fest des Bären. An den offenen Feuern werden Märchen und Sagen von den Vorfahren erzählt. Dann wirkt der Reisschnaps und wirft auch die stärksten Männer der Ainos auf die Lagerstatt aus zottigem Hundefell.

Professor John verläßt das traurige Sterbelager des einst so stolzen und starken Volkes, das heute nur noch achtzehntausend Seelen zählt und in einigen Jahren von der Erde verschwunden sein wird.

Für Yokohama ist eine größere Gastrolle fällig. Der Vertrag ist verlockend. Gut, Professor John wird nach Yokohama gehen. Yokohama ist ja auch Hafenstadt, das Tor nach Europa. In Yokohama wird man sich nach einer Reisemöglichkeit erkundigen. Nur noch der Seeweg ist frei nach Europa, seitdem Rußland im Chaos verblutet. Seine transsibirische Eisenbahn ist streckenweise zerstört. Aber solch eine lange Seefahrt nach Europa birgt mannigfaltige Gefahren. Noch ist die Stimmung gegen Deutsche überall feindlich. Soll man versuchen, mit dem erlisteten belgischen Paß die Überfahrt anzutreten? Professor John überlegt hin und her. Tagelang quält ihn der Gedanke an sein Fortkommen. Und da wird das Wetter plötzlich drückend. Die Tage der großen Hitze sind eigentlich längst vorbei, aber die Luft scheint unter einem bleifarbenen Himmel zu kochen. Was ist's?

Mitten in der folgenden Nacht zittert und bebt die Erde. Ein mittleres Beben nur, aber die Stadtviertel der leicht gebauten Häuser werden dem Erdboden gleichgemacht. Feuer verzehrt sie. Tausende verlieren ihr Leben.

Die Gäste des vornehmen Betonhotels in Yokohama springen aus den Betten und rennen hinaus, auf die Straße, stehen wankend da und schreien, Männer und Frauen. Und siehe, es sind alles Europäer. Die japanischen Gäste sind in den Zimmern geblieben und rücken schon wieder die umgestürzten Möbel zurecht. Das japanische Hotelpersonal aber steht an den Türen und grinst.

Diesen Asiaten ist die Einstellung der Europäer völlig unverständlich. Wie kann ein Mensch nur so am Leben hängen und solch eine gräßliche Angst vor dem Tode haben! Wie kann ein Mensch in Lebensgefahr überhaupt schreien?

Ein Japaner schreit und stöhnt nicht. Ein Japaner lächelt nur. Selbst wenn er sterben muß.

Seltsames, rätselhaftes Japan!

Unheimliches Land des Lächelns!

Brücke zur Heimat

Am folgenden Morgen geht Professor John durch die Straßen von Yokohama, um die Erdbebenzerstörungen zu besichtigen. Besonders im Hafenviertel, so sagt man, soll das Beben erheblichen Schaden angerichtet haben. Man hört und liest es, man bleibt kaltblütig. Mehrere hundert Häuser sind zertrümmert, Tausende von Menschen getötet oder vermißt. Wer wird sich darüber aufregen?

In Europa würde man wochenlang darüber in den Zeitungen berichten, jahrelang darüber sprechen. Hier ist so etwas bald vergessen. In einer Woche wird man die Schuttstellen aufgeräumt haben, in zwei weiteren Wochen werden die Häuser wieder neu dastehen, und man wird seinem täglichen, emsigen Tun nachgehen, bis zum nächsten Erdbeben, das gewiß nicht lange ausbleiben dürfte.

Der Deutsche schreitet langsam dahin, und da stutzt er. Hat er geträumt? War's eine Täuschung, eine Folge der soeben mitgemachten heftigen Nervenprobe?

Drüben an einem unversehrten Kontorhaus liest er: „Deutscher Hilfsfonds Yokohama (Sprechstunden von 8—12 und von 3—6 Uhr)."

Nein, es ist tatsächlich keine Täuschung. Dort, neben der Tür, hängt ein kleines Emailleschild, und darauf steht es in deutscher Sprache . . .

Wie im Traum schreitet Professor John zur Tür, tritt ein: „Grüß Gott!" sagt er. Einfach und bieder: „Grüß Gott!"

Und die drei Menschen da im Raum blicken eine Sekunde neugierig auf und antworten: „Grüß Gott!"

Grüß Gott, nach fünf Jahren Flucht und Abhetzerei, nach Sibirien, nach Gefängnissen, nach Not und Hunger und Elend und Flecktyphus!

Einfach und schlicht: „Grüß Gott!"

„Sie wünschen?" fragt ein blondes Tippfräulein. Dieses blonde Tippfräulein stammt — dem Tonfall nach — aus Schwaben.

„Gestatten Sie, ich bin Deutscher, heiße Johann Dieterich und bin aus Sibirien geflohen. Ich war zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurteilt — —"

Die beiden Herren im Büro erheben sich, kommen näher: „Bitte, nehmen Sie doch Platz, Landsmann. Erzählen Sie doch — —!"

Der Flüchtling erzählt. Die Stunden vergehen. Er hat ein Stück Heimat gefunden, ganz zufällig, mitten im halbzerstörten Hafenviertel von Yokohama. Und in einigen Tagen geht ein japanischer Dampfer mit den gefangenen Tsingtau-Kämpfern in See, Bestimmungsort: Hamburg. Die deutsche Regierung hat diesen Dampfer gechartert, um endlich die in Japan immer noch gefangengehaltenen Kiautschou-Krieger in die Heimat zurückzuholen.

Ja, aber die Papiere? Kann er beweisen, daß er wirklich Deutscher ist? Überall, auf allen Plakatsäulen hängt das Bild dieses Professors John — — !

Papiere? Bitte sehr, meine Herren! Hier die Bescheinigung der Strafkolonie Kirensk aus Nord-Sibirien, daß dem Silny, dem Lebenslänglichen, Johann Dieterich die Erlaubnis erteilt ist, sich in Behandlung zu Spezialärzten zu begeben. Und hier — —"

„Danke, das genügt. Was Sie uns da erzählen, und dann noch diese Bescheinigung, dies alles genügt uns. Sie werden mit dem Dampfer heimbefördert, aber als blinder Passagier. Sie müssen auf eigene Faust das Schiff besteigen. Die Japaner passen gut auf. Alle Landungsbrücken sind bewacht. Nur die namentlich aufgeführten Leute dürfen mitfahren. Auch wir ehemaligen Zivilgefangenen werden mitfahren. Wir werden Ihnen Nachricht geben, wann das Schiff in See geht."

„Professor John müssen Sie sehen —!“ schreit es buntfarben von allen Plakatsäulen.

„Professor John wurde gestern von unserem Reporter interviewt“ — meldet eine große Zeitung.

„Professor John wird morgen abend anläßlich seines großen Vortrages im Theater ‚Engiza‘ auch Ihre intimsten Gedanken lesen — —,“ protzen dünne Handzettel, die an allen Verkehrsecken den Vorbeigehenden gereicht werden.

Professor John weiß, was morgen abend ist!

Soeben hat ihm der deutsche Hilfsfonds das verabredete Zeichen zugeschickt, einen Botenbrief. Er weiß nun, daß er noch im Laufe des Abends an Bord muß, und daß noch vor Mitternacht das Schiff in See gehen wird.

Und jetzt ist die Stunde gekommen. Die Hotelrechnung ist bezahlt. Die international anerkannten Trinkgelder sind verteilt. Für den Impresario ist ein Einschreibebrief unterwegs, mit einem hohen Scheck als Abfindung. Eine Rikscha nimmt Professor John mit seinem Gepäck auf.

Achtung! Japanische Zollkontrolle!

Nein, auch hierfür ist gesorgt. Die Möglichkeiten sind alle in Erwägung gezogen. Ein für gutes Geld gemietetes Boot steht bereit, nimmt den Flüchtling auf, stößt unauffällig vom Ufer, erreicht in großem Bogen von rückwärts das neben der Zollstation, am hinteren Ende des Hafens, vertäute Heimkehrschiff.

Dann klettert Professor John über die Strickleiter an Bord. Sein Gepäck wird rasch hochgezogen. Der Japaner im Boot rudert hastig davon. Es ist schon dunkel, und über der Riesenstadt Yokohama flammen unzählige Lichter, bis hinauf in die umliegenden Berge, die halbkreisförmig die Hafenstadt umsäumen.

Ganz tief im Schiffsrumpf versteckt sich der Flüchtling vor der japanischen Kontrolle, bis ein Zittern und Beben durch den eisernen Rumpf des Dampfers geht. Da erst wagt sich Professor

John wieder auf Deck, wo die Heimkehrer, die deutschen Verteidiger von Tsingtau, stehen und zum Land hinüberstarren. Sie können es nicht fassen, daß die Stunde der Befreiung, diese langersehnte Stunde da ist.

Und auch Professor John kann alles kaum fassen.

Er steht am Heck des Dampfers, just über den Wirbeln. Das aufgewühlte Kielwasser leuchtet. In der Ferne tauchen die Lichter von Yokohama ins Meer, zuerst die Uferlichter, dann die erleuchteten Fenster der Stapelhäuser und Hotels, dann die Laufschriften und Reklamebuchstaben am Giebel der Theater.

Irgendwo wirft ein Leuchtturm die Strahlenbündel seines Scheinwerfers rund über den Horizont.

Der dunkle Strich des Landes verschwindet langsam, weitet sich aus, wird eins mit dem sternenfunkelnden Nachthimmel und dann mit dem stillen, friedlichen Meer.

Lange steht Professor John und starrt hinüber, wo die große, weite, grausame Erde Asiens liegt. Und noch einmal weilt sein Geist bei jenen, die seinen Abenteurerweg kreuzten, beim tapferen, unvergeßlichen Tantchen, beim einfältigen Katzenväterchen, beim greinenden Triefauge, beim harten Steppenwolf, beim Ukrainer, beim Balten und den vielen anderen Tawarischen. Asien hat sie alle verschlungen.

Asien ist ein grausames, menschenfressendes Tier. Asien ist so weit und breit, daß ein Mensch darin nicht mehr zählt.

Die letzten Lichtkegel des Scheinwerfers sind nun völlig außer Sicht. Weit und breit nur die doppelte Unendlichkeit des Himmels und des Wassers.

Und am Bug des Schiffes die Freiheit, die Heimat!

Beide Schiffsmaschinen fahren jetzt mit voller Kraft voraus.



RUSSLAND
SIBIRIEN
FLUCHT
Petersburg
Rybinsk
N.Nowgorod
Kasan
Samara
Orenburg
1.FESTNAHME
GEPLANTE
FLUCHT
Taschkent
Tscheljabinsk
Omsk
Nowosibirsk
Krasnojarsk
Irkutsk
Kirensk
Tschita
Blagowjeschtschensk
Chabarowsk
Sach.
Charbin
Mandsch.
Tsitsikar
Mukden
Dairen
Wladiwostok
2.FESTNAHME
Shanghai
Moji
Tokio
Yokohama
JAPAN
MONGOLEI
CHINA
PERSIEN

Ein Tatsachenbericht, in dem wir von einer erdrückenden Fülle menschlicher Grausamkeiten und Leiden erfahren, aber auch von der Möglichkeit, sie zu ertragen und zu überwinden, wenn der Wille zum Leben und zur Freiheit in urwüchsiger und listenreicher Kraft lebendig ist. Und das ist er bei dem Helden unseres Buches! Auf einer Rußlandreise vom Weltkrieg überrascht, wird er von der berüchtigten Ochrana verhaftet und als Spion nach Sibirien verbannt. Bei Ausbruch der russischen Revolution gelingt ihm die Flucht. Unter erregenden Abenteuern und Kämpfen mit Menschen und Tieren schlägt er sich durch die Taiga. Schließlich gelangt er nach Wladiwostok, China und nach dem feindlichen Japan. Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin — Es ist unmöglich, die atemraubende Spannung, die leidenschaftliche Handlung auch nur andeutungsweise wiederzugeben. Der Leser hofft, glaubt, leidet und kämpft mit diesem jungen Deutschen — mehr kann zur Empfehlung kaum gesagt werden. Weltwacht der Deutschen.

C. BERTELSMANN VERLAG GÜTERSLOH